3 —

Johann Andreas Schmellers Leben und Wirken.

Eine Festgabe
zum 100jährigen Geburtstage des großen Sprachforschers
von
Johannes Nicklas.

„Des Volkes Sprache kennen, heißt das Volk selbst erst recht kennen."
König Maximilian II.

Mit dem Bildnis Schmellers.

München 1885.
Verlag der M. Rieger'schen Universitäts-Buchhandlung
(G. Himmer.)

Fortsetzung auf Seite 3 des Umschlags.



Es ist doch kein' Ruh fürs
Menschenherz, als sein
Stillestehn.

Schneller

Johann Andreas Schmellers
Leben und Wirken.

Eine Festgabe

zum 100jährigen Geburtstage des großen Sprachforschers

von

Johannes Nicklas.

„Des Volkes Sprache kennen, heißt
das Volk selbst erst recht kennen."
König Maximilian II.

München 1885.
Verlag der M. Rieger'schen Universitäts-Buchhandlung
(G. Himmer.)

Vorwort.

Χρὴ οὐκ ἐκ τῶν ἀποτελεσμάτων κρίνειν τὴν ἀρετὴν ἀνδρός, ἀλλ' ἐκ τῆς ἐπιβολῆς καὶ τόλμης.

Indem wir uns rüsten, die hundertste Wiederkehr des Geburtstages Schmellers am 6. August 1885 feierlich zu begehen und das Andenken an einen der größten Söhne Bayerns auch in weiteren Kreisen zu erneuern, bedarf es wohl kaum einer Rechtfertigung, wenn ich es unternommen habe, in der Form des nachfolgenden Gedenkblattes dem Genius dieses Mannes zu huldigen. Wie sollten zu solcher Anerkennung nicht gerade diejenigen sich besonders berufen fühlen, die es sich zur Lebensaufgabe gemacht haben, nicht nur die Schätze des klassischen Altertums zu verwalten, sondern auch den Hort deutschen Fleißes und deutschen Wissens als treue Pfleger zu hüten.

Die vorliegende Monographie stützt sich auf die von G. K. Frommann im 2. Teile (pag. XXIV) des Schmeller'schen bayer. Wörterbuchs (2. Ausgabe) angegebene reiche Literatur zu einer Biographie des Sprachforschers; eine Hauptquelle aber bilden die zahlreichen Tagebücher Schmellers, deren Einsichtnahme mir die Tochter desselben mit Rücksicht auf die bevorstehende Säkularfeier zum erstenmal gestattete, sodann auf den ebenso umfang-

als inhaltsreichen Briefwechsel Schmellers mit Samuel Hopf und dessen Sohn, dem jetzigen Dekan und Pfarrer August Hopf in Thun, welcher mir dieses höchst schätzbare Material in dankenswertester Weise überließ, ferner auf mündliche Mitteilungen, die ich gleichfalls der Tochter Schmellers zu verdanken habe, und endlich auf mehrere von mir im literarischen Nachlasse aufgefundene wichtige Schriften, die mir die Tochter zum Zwecke der Verwertung und Veröffentlichung freundlichst anvertraute.

Durch dieses reiche und teilweise neue Material war es mir möglich, manche nicht ganz zutreffende Notizen in den von Thiersch*) und Föringer**) vorliegenden biographischen Skizzen richtig zu stellen, wie überhaupt das Leben Schmellers eingehender zu behandeln, als es bisher geschehen war. Trotzdem aber erhebt diese meine Darstellung nicht den Anspruch, ein erschöpfendes oder abschließendes Werk über Schmeller zu sein und eine Vollständigkeit in der Würdigung seiner so außerordentlich vielseitigen Wirksamkeit zu bieten; zur Möglichkeit einer solchen fehlt vor allem eine Gesammtausgabe von Schmellers Werken oder wenigstens eine Sammlung seiner kleineren Schriften; ich weiß außerdem sehr wohl, daß gar manche Schätze, welche Schmeller dem deutschen Vaterland hinterlassen hat, noch nicht ans Tageslicht gezogen sind. So habe ich mich vergeblich bemüht, eine Sammlung von nationalen Gedichten, die Schmeller im Jahre 1814 dem damaligen bayerischen Kronprinzen Ludwig überreichte, ausfindig zu machen. Späteren Publicationen muß es deshalb überlassen bleiben, das hier entworfene Bild zu vervollständigen.

Es will und kann diese Schrift keine gelehrte Abhandlung sein. Sie beschränkt sich auf den bescheidenen Versuch, in großen Zügen Schmellers bedeutendes Leben und seine Stellung im Rahmen der

---

*) cf. Festreden der bayer. Akademie, 1853.

**) Lebensskizze Schmellers von Bibliothekar Föringer. München 1855.

deutschen Sprachforschung zu charakterisieren, um durch die Erneuerung des Andenkens an die Verdienste des edlen Mannes die Herzen der deutschen Jugend für die geistigen Großthaten eines vorzüglichen Bayern zu erwärmen, der für das Heiligste, was ein Volk besitzt, für seine Muttersprache rastlos und erfolgreich wirkend, den Erwachsenen ein Leitstern in wissenschaftlichem Forschen, der Jugend ein Ideal und Muster in geistiger Arbeit und in reiner, unverfälschter Gesinnung geworden ist; denn das haben bedeutende Menschen, daß sie noch durch die Erinnerung an das, was sie gewesen, was und wie sie gewirkt haben, auch in fernster Zeit erbauen, stärken und begeistern.

Das der Schrift beigegebene Porträt ist auf Grund eines von dem unlängst verstorbenen Maler Jos. Bernhard im Jahre 1849 — also 3 Jahre vor Schmellers Tod — gemalten lebensgroßen Ölbildes hergestellt worden.

Es erübrigt mir endlich die angenehme Pflicht, für die Unterstützung, welche diese Arbeit von verschiedenen Seiten erfahren hat, den herzlichsten Dank auszusprechen. Ich schulde denselben vor allem dem Direktor der k. Hof- und Staatsbibliothek, Herrn Dr. Georg Laubmann, der mir in liberalster Weise nicht nur die reichen Hilfsmittel der Bibliothek zur Verfügung stellte, sondern auch viele Mitteilungen über Schmellers amtliche Wirksamkeit als Custos und Bibliothekars machte, ebenso bin ich den übrigen Beamten der Bibliothek, namentlich dem I. Sekretär Herrn Karl Hörhammer zu innigem Danke verpflichtet. Nicht minder sei hier wiederholt dem Fräulein Emma Schmeller, wie dem Herrn Dekan August Hopf in Thun der wärmste Dank gesagt für die wesentliche Förderung dieses Schriftchens durch die hochherzige Überlassung der Tagebücher und des Briefwechsels.

Wenn trotz dieser vielseitigen Unterstützung die Schrift bei der Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit des Stoffes nicht den Grad der Vollkommenheit erlangt hat, welchen der Verfasser selbst bei einer solchen Arbeit für notwendig hält, so liegt der Grund davon einer-

seits in dem Umstand, daß der Fertigstellung der Arbeit eine bestimmte, verhältnismäßig sehr kurze Frist gesteckt war, namentlich aber darin, daß sich den Privatarbeiten die vielseitigen und strengen Pflichten des Amtes oft sehr breit in den Weg stellten.

Möge sich das Schriftchen freundlicher Aufnahme und wohlwollender Beurteilung erfreuen!

München, im Juli 1885.

Johannes Nicklas,
Königl. Studienlehrer am Wilhelmsgymnasium.

Inhalt.

Einleitung.

> Mir ward menschlicher Besitztümer keines, nicht Ahnen, nicht Gold, nicht Äcker, nur die Sprache, die Worte sind mein Grund und Boden, der mir Brot, vielleicht gar Ehre ertragen soll. Nur für des Vaterlandes Worte kann ich wirken. **Schmeller.**

Das Jahr 1785 hat zwei Männern das Leben gegeben, die zu den bahnbrechenden Geistern auf dem Gebiete der vaterländischen Philologie gehören. Unzertrennlich verbunden mit dem Namen Jacob Grimms ist der Schmellers. Seitdem sich beide auf gemeinsamem Boden der germanistischen Philologie gefunden hatten, haben sie, in freundschaftlichem Verkehre zusammenstehend, in gemeinschaftlicher Arbeit sich angeregt und sich ergänzt und durch die Erforschung deutscher Sprache und deutscher Sitte der Entwicklung des germanischen Geistes und der Selbstschätzung der deutschen Nation wesentlich Vorschub geleistet.

Während aber Grimm einer der wenigen Gelehrten ist, deren Name geradezu volkstümlich wurde, ist Schmeller, der Typus bayerischer Anspruchslosigkeit, nicht nur im Leben zeitweise zurückgesetzt, sondern auch von der Nachwelt noch nicht zur Genüge gewürdigt worden.

Wohl ist es wahr, sobald sein Name genannt wird, hat jeder Gebildete das Gefühl von der Bedeutung und Größe desselben, wenn auch die Gestalt des großen Mannes nur in unklarem Helldunkel emporsteigt. Wer von ihm nichts weiter kennte, als sein bayerisches Wörterbuch, das leuchtend dasteht am fernen Horizont der beginnenden mundartlichen Sprachforschung, den schon müßte die Ahnung überkommen, daß nur ein Geist ersten Ranges ein solches Werk zu schaffen im Stande war.

Allein Schmeller hat nicht nur die deutsche Sprache in ihrer Entfaltung nach Stämmen und Zeitaltern zum Gegenstand eines tiefgründlichen Studiums gemacht: auch von seiner umfassenden Kunde der romanischen und slavischen Sprachen legen seine Werke ein beredtes Zeugnis ab. Dazu kommt seine höchst ersprießliche Thätigkeit als Universitätslehrer und als Bibliothekar der bayerischen Hof- und Staatsbibliothek. Wie er dort durch die Fülle seines Wissens und durch die Klarheit seines Vortrags seine Hörer mit Liebe und Eifer für das von ihm vertretene Fach beseelte, so hat er durch die Riesenarbeit der Katalogisierung der fast unübersehbaren Menge von Handschriften auf der Münchener Staatsbibliothek seinem eisernen Fleiße, seiner Umsicht, seiner Gewissenhaftigkeit, sowie der ihm eigenen ausgebildetsten philologischen Akribie ein bleibendes Denkmal geschaffen. „Mit nie ermüdender, geräuschloser und doch gewaltiger Energie drang er dabei in die tiefen Schachte, in die endlosen Stollen und Gänge, die er nach allen Richtungen hineingetrieben hatte in den seiner Hut anvertrauten Schatzberg der größten Handschriftensammlung Deutschlands.“ *)

Doch Schmeller ist nicht bloß eine Zierde deutscher Wissenschaft, er ist uns noch viel mehr: er ist ein Mann der sittlichen Kraft, der in ernstem, heißem Kampfe mit dem bittern Ungemach des Lebens aus den knappsten Verhältnissen sich emporgerungen hat. Und obwohl die Entbehrung seine Amme, der Mangel sein rauher Erzieher war, ist er sich selbst doch immer treu geblieben und treu der Wahrheit, deren Dienst er sich gewidmet hatte. Nie ermüdete er, seine Individualität zu läutern, zu festigen und zu veredeln; nicht geblendet durch äußeren, gleißenden Schein bewahrte er die Selbständigkeit mannhafter, edler Gesinnung sein ganzes Leben hindurch, das reich ist an buntem Wechsel der Erlebnisse, an außerordentlichen Vorfällen, an persönlichen Berührungen mit den bedeutendsten Männern seiner Zeit, und das durch die reichen Leiden und das karge Glück fast dramatischen Reiz bietet.

---

*) Vergl. Conrad Hofmanns trefflichen Vortrag über Schmellers amtl. Thätigkeit auf der k. Staatsbibliothek. Akad. d. Wiss. 13. Jan. 1855. (Sitzung der philos.-philol. Klasse). Abdruck in den „Gelehrten Anzeigen.“ München 1855. Nr. 14—16.

I.

Schmellers Jugendzeit.

Ὁ μὴ δαρεὶς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται.
Menander.

1) Lehrjahre.

In dem von den Hussiten- und schwedischen Kriegen her vielgenannten oberpfälzischen Städtchen Türschenreut*) an der Waldnaab in der Nähe des Fichtelgebirgs stand die Wiege von Johann Andreas Schmeller. Von sieben Kindern war Andreas als das zweitälteste am 6. August 1785 geboren.**)

Die Familie Schmeller war seit langem in der Oberpfalz ansäßig; der Großvater von Andreas hatte ein Gasthaus in Türschenreut, sein Vater war Korbflechter und betrieb nebenbei eine kleine Ökonomie.

Mit rührender Pietät gedenkt Schmeller in späteren Jahren immer wieder dieses Handwerkes.***) Es entspricht seinem kindlich offenen und pietätvollen Gemüte, daß er sein ganzes Leben hindurch

---

*) Um das Widersinnige der Schreibung „Tirschenreuth“ darzuthun, hat Schmeller in seinem Wörterbuch diesem seinem Geburtsort eine längere, die Geschichte dieser Stadt enthaltende Bemerkung gewidmet. Die Stadt hat den Namen nach dem ersten Ansiedler „Turso“, welcher Name in der alten Sprache auch als Appellativum für „Riese“ vorkommt. — Das Andenken Schmellers ehrte die Stadt Türschenreut durch eine Gedenktafel am Rathause. Das Geburtshaus Schmellers brannte im Jahre 1814 ab; an seiner Stelle ist gegenwärtig eine Straße.

**) Von seinen Brüdern hat nur einer männl. Nachkommen hinterlassen, ein anderer fiel im russ. Feldzuge auf dem Felde der Ehre, ein dritter wurde durch einen Baum erschlagen, als er denselben mit seinem Vater fällte. Von seinen drei Schwestern hat ihn nur eine überlebt.

***) Vergl. Schmellers Wörterbuch s. v. Korb, Körbe, Kürben: „Der Kürbenzäuner, der aus Holz- und Wurzelschienen Kürben flicht, zäunt. Unter allen Gewerben ist dieses unscheinbare dem Verf. des bayr. Wörterbuchs das ehrwürdigste; denn es ist das eines bald 80jähr. Ehrenmannes, dem er sein Dasein und seine erste Erziehung verdankt.

diesem Gewerbe die größte Achtung entgegenbrachte und niemals — wie es bei Emporkömmlingen häufig der Fall ist — sich des Standes seines Vaters etwa gar schämte. Er hat durch Wort und That allezeit bestätigt, was Horaz (Sat. I, 6) auch von sich sagt:

Nil me paeniteat sanum patris huius, eoque
Non, ut magna dolo factum negat esse suo pars,
Quod non ingenuos habeat clarosque parentes,
Sic me defendam . . . . .

Daß es ihn allerdings schmerzte, wenn man ihm seine niedere Herkunft in gewissen Kreisen fühlen ließ, spricht er in seinen Tagebüchern öfters aus. Ironisch bemerkt er einmal in seinen Aufzeichnungen vom Jahr 1824: „Ich wurde gestern von Herrn von Koch seiner neuen Ehehälfte als Herr Oberlieutenant Schmeller vorgestellt, den sie vermutlich für ein wenigstens ebenbürtiges Menschenkind ansah und im Kreise von andern Besuchenden en consequence behandelte. Als der Herr Gemahl bemerkte, daß des Herrn Oberlieutenants Eltern bald die fünfzigjährige Hochzeitsfeier halten würden, sah ich ihr die Frage an, in welcher Gasse mein Herr Papa und meine Frau Mama wohl wohnhaft seien. Ich sagte: in Rimberg bei Rohr, nicht weit von Rohrbach, und konnte deutlich bemerken, was in diesem Augenblick in der gnädigen Frau vorging. Shame is an uneasiness of the mind upon the thought that something will lessen the valiant esteem which others have for us. (Locke.)"

Auf das Grabdenkmal seiner Eltern ließ er 1831 als Zeichen seiner kindlichen Verehrung das Bild eines Korbes einmeißeln und die Unterschrift beifügen: „Du sollst Vater und Mutter ehren." Als er ein altes Siegel auf einer Reise in Oberitalien im J. 1834 verloren hatte, ließ er in das neue, das er sich anschaffte, vom Graveur „eine Kürben" stechen, zu täglicher Erinnerung an den „guten, edlen Vater und sein Wirken", an dem auch er als Knabe teilgenommen hatte. —

Von Türschenreut siedelte der Vater, um den Intriguen seiner Zunftgenossen zu entgehen, mit dem zweijährigen Andreas nach Altbayern über. Im Weiler Rimberg bei Pfaffenhofen an der Ilm ließ er sich nieder.

Aus dieser Thatsache, daß er sich entschloß mit den Seinen aus dem Orte und der Gegend zu scheiden, in der die Familie ihren Wohnsitz seit Generationen hatte und mit deren Bewohnern sie durch

Bande der Verwandtschaft und Freundschaft verbunden war, können wir entnehmen, daß er eine energievolle Natur war. Übrigens erkennen wir seinen Charakter auch aus den Aufzeichnungen in den regelmäßig und eingehend geführten Tagebüchern des Sohnes. Er zeigt sich hier als ein ehrenfester, frommer Mann von altem Schlag, ohne jedoch streng und unabänderlich an dem Althergebrachten nach Bauernart zu hängen: gerne gab er neuen Anschauungen Raum, wenn sich ihm dieselben als richtig erwiesen, wie ihn überhaupt ein klarer Blick und scharfer Verstand auszeichnete. Den Grundton seines Wesens bestimmte eine hochgradige Willenskraft, verbunden mit der sprichwörtlich gewordenen oberpfälzischen Zähigkeit und Ausdauer, Eigenschaften, die im Sohne eine erhöhte Gestalt annahmen.

Die Mutter von Andreas war reich begabt, von tiefer Empfindung, von vortrefflichem Herzen und von heiterem, lebensfrohem und dabei doch mildem und stillwaltendem Wesen. Namentlich zeichnete sie ein offener Sinn für die Natur aus, sowie eine tiefgewurzelte, lebendige Frömmigkeit, die ihr die Kraft gab, die rauhen Stürme ihres Lebens mit Gottvertrauen zu überstehen.

Man hat bemerken wollen, daß bei Denkern und Forschern mehr das Erbstück väterlicher Verstandesklarheit vorwalte, während auf poetisch angelegte Naturen die Mutter einen entscheidenden Einfluß ausübe und die reiche Empfindungswelt des Weibes sich übertrage. In dem Wesen von Andreas finden sich beide Einflüsse in schöner Harmonie.

Von allen Kindern war es besonders Andreas, zu dem sich die Mutter mit aller Innigkeit ihres Wesens hingezogen fühlte, da sich in ihm, besonders während seiner Jugendzeit, ein Teil ihres innersten Gemütslebens widerspiegelte. Später erst trat an ihm das klare Erfassen, das bestimmte und zielbewußte Wollen des Vaters hervor.

Die Liebe zur Natur, ein Sichversenken in sich selbst, das Schmeller in so hohem Grade innewohnte, fand in dem neuen Aufenthaltsorte reichliche Nahrung. Rimberg mit seiner freundlichen Umgebung, die Wiesen und Felder im Ilmthale, die durch die vielen Hügel hervorgerufene Mannigfaltigkeit der landschaftlichen Reize, in der Nähe das Kloster Scheyern von einer Höhe weithin ins Land schauend und die sagenumwobene Stammburg der Wittelsbacher: diese reiche Natur, diese historischen Beziehungen machten auf das empfängliche Gemüt des Knaben einen nachhaltigen Eindruck. Seine Gabe, sich in das Leben in Wald und Hain sinnend zu ver-

tiefen, des Landvolkes Denken und Fühlen zu belauschen, hat sich in den zu Rimberg verlebten Jahren entwickelt.

Die Bilder der Heimat, die Eindrücke seiner in Zurückgezogenheit verlebten Kindheit verschwinden niemals aus seiner Seele; auch in weitester Ferne, in den spätesten Tagen wird er nie müde, dieselben sich in die Erinnerung zu rufen. Im alten Kaiserpalast zu Tarragona, in Madrids dichtgedrängten Kirchen unter dem Engelsang der Chorknaben beim Küssen der Reliquien, wobei ihm in der Gegend der Brust die Rocktasche aufgeschnitten und die Uhr entwendet wurde, in der Kathedrale am Francoli mitten unter „schwarzbemantilleten" Weibern, beim Grabmal der Scipionen, auf den Pritschen in der Kaserne St. Augustin in der „noche buena," in der Schweiz, in Paris schweben ihm die Bilder der Rimberger Zeit vor: das einfache, aber lieblich am Fuße eines Hügels gelegene Bauernhaus mit wildem Wein bewachsen, ein Gemüsgärtchen dahinter, der Stall mit ein paar blökenden Kühen, um das zum Ganzen Gehörige zu bebauen und in der Nähe die kleinen Hütten der Nachbarn. Namentlich an den Weihnachtsabenden überkam auch den Greis noch die ganze Gewalt der Erinnerung an die Heimat, das Schweinestechen, das Thomawastel*), die gewaschene mit Stroh belegte Stube, die dürren Schlehen und getrockneten Zwetschgen, sowie die Äpfel und Birnen, auch die lang aufbewahrten Haselnüsse, welche die gute Mutter aus der großen Truhe hervorholte: alles dies aufzufrischen und wachzurufen, freut ihn immer wieder.

Dort, in dem kleinen, beschränkten Horizonte, in der ländlichen Abgeschiedenheit, in den einfachsten Verhältnissen wuchs der Knabe auf, sich selbst seine Welt bauend, seine Ideen schaffend, immer mit offenem Auge alle Erscheinungen um sich betrachtend, mit lauschendem Ohr auf die Töne der neuen Heimat horchend**).

Während der Aufenthalt in großen Städten und der Verkehr mit verschiedenartigen Menschen nur einseitig auf das sich entwickelnde Kind wirkt, indem wohl bei der Fülle der Erscheinungen Verstand und Urteil geschärft wird, dagegen das Herz kalt bleibt und auch der Geist leicht zum Oberflächlichen, Äußerlichen, Blendenden hinneigt, ist die zurückgezogene ländliche Einsamkeit für das kindliche Wesen äußerst erspießlich. Scheinbar beschränkt, nur dem Naheliegenden,

---

*) Wastel = Kuchen (mhd. wastel, gastel, französ. gastel, gâteau.)

**) In seinem Tagebuch erzählt er öfters, daß schon in frühester Kindheit die Sprache der Bauern ihm lieb geworden sei und sein Denken oft beschäftigt habe.

Unbedeutenden zugewendet: erfährt naturgemäß das Gemüt eine reiche Ausbildung, die duftige Welt der poetischen Auffassung nimmt das Herz gefangen und erst später kommt der Verstand mehr zu seiner Geltung.

Mit Recht sagt W. Scherer in der Biographie Jacob Grimms: „Heißblütige Jungen mit kraftstrotzenden Gliedern, nach Unruhe und Bewegung lechzend, werden keine Gelehrten." Schon in dieser Beziehung bekundete Schmeller außerordentlich viel Ähnlichkeit mit seinem späteren Freunde. Er war ein stilles, für sich lebendes Kind, ohne eine Spur von Wildheit und Ausgelassenheit.

Nicht von Privatlehrern oder in berühmten Schulen wurde in ihm das künftige wissenschaftliche Streben angeregt. Bei dem gänzlichen Mangel einer Schule im Umkreis einer Stunde gab ihm sein Vater neben seinen Arbeiten Unterricht, nach seiner Weise und so gut er es verstand, in den Elementen des Lesens, Schreibens und Rechnens. Es muß dieser Unterricht eigenartig genug gewesen sein; wohl mag er mit der landläufigen Methode wenig gemein gehabt haben.

Im Alter von 9 Jahren begegnen wir unserem Andreas, wie er selbst Schule hält. Er muß bei seinem Vater viel gelernt haben; denn sonst wäre das Söhnlein des Korbmachers kaum aufgestellt worden, für die Kinder der nächsten Gemeinden unter dem Regimente des Vaters, der Graskörbe flechtend dabei saß, eine Art von Privatschule zu halten. Welch ein rührendes Idyll: der Vater, von Weiden und Gerten umgeben und mit seiner Arbeit beschäftigt; zu seinen Füßen sein Söhnchen, das lauschenden und lernenden Dorfkindern die Anfangsgründe der Schulgegenstände beibringt. Der Drang zu belehren, der sich auch später so mächtig in ihm regte, kam eben schon früh bei ihm zum Durchbruch.

Bei dieser Thätigkeit überraschte einst den kleinen Schulmeister der wackere, auch als Schriftsteller*) bekannte Pfarrer Anton Nagel von Rohr, ein Mann des Volkes im edelsten Sinne des Wortes. Da demselben die seltene Begabung Schmellers nicht entging, so

---

*) Er beschäftigte sich viel mit Bayerns Geschichte und war bestrebt, das nationale Gefühl der Bayern durch die Geschichte ihrer Vergangenheit zu beleben. Ein dramatisches Gedicht „der Bürgeraufruhr zu Landshut, ein vaterländisches Schauspiel 1782" hat bleibenden Wert. 1820 erschien aus seinem Nachlasse „Abschnitzeln von dem häuslichen Leben eines Schneidermeisters in Bayern. München, Fleischmann, 1820", das Gemälde eines bürgerlichen Hausstandes.

nahm er sich des armen Bauernknaben in hochherziger Weise an. Anfänglich gab er ihm selbst Unterricht und wußte des Knaben Neigung für die Studien zu wecken; später (1794) sorgte er dafür, daß Andreas in dem 1½ Stunden von Rimberg entfernten Pörnbach die Landschule besuchen konnte. Dorthin ging der Knabe jeden Morgen, das tägliche Mittagsmahl im Brotsacke mit sich nehmend, um erst des Abends in das väterliche Haus heimzukehren, „froh der Arbeit, wie er später zu erzählen pflegte, freudig des Erlernten, voll der Frische des Landlebens, durchdrungen von den Gebräuchen und Sitten der Bauern, und von der elterlichen Liebe über die Entbehrungen der Armut getröstet."

So verlebte er die ersten Kinderjahre, in denen der Keim gelegt wurde zu seinem spätern großartigen Wirken. Durch diese weiten Gänge von und zur Schule hat er ohne Zweifel die eiserne Gesundheit sich begründet, deren er sich bis in die spätern Jahre seines Lebens zu erfreuen hatte und die es nicht zum wenigsten ihm ermöglichte, sich in unausgesetzter Thätigkeit und mit der zähesten Ausdauer seinem späteren Riesenwerke zu widmen.

Nie hat Schmeller seines ersten Wohlthäters, des Pfarrers Nagel vergessen; noch in seinen spätesten Jahren gedachte er desselben in liebevoller Dankbarkeit. Dieser edle Mann war es auch, durch dessen Vermittlung Schmeller im Jahre 1795 — als 10jähriger Knabe — seitens des Benediktiner Abtes Martin unter die latein- und musiklernenden Zöglinge des Seminars in Scheyern aufgenommen wurde. Damit schien der Grund zu allem weiteren gelegt.

Allein schon das nächste Jahr, in welchem die französischen Regimenter Bayern durchzogen, brachte seinen Studien eine tiefgreifende Störung. Das Seminar wurde aufgelöst und Schmeller noch vor der Herbstvakanz nach seinem Rimberg heimgeschickt.

Es war die Zeit, wo Moreau sich dem Lech näherte, und der 72jährige Kurfürst Karl Theodor mit seinem Hofe nach Sachsen geflohen war. In Pfaffenhofen befand sich das französische Lager.

Die Bauern des Dörfchens Rimberg hatten die Vermessenheit, den ersten Trupp der fremden Gäste, der zu ihnen kam, meist Marodeurs, mit Sensen und Mistgabeln fort und über den Berg zu jagen. Dabei wurde der kleine Lateiner als Schildwache aufgestellt, um, wenn die Feinde wieder aus dem Walde hervorkommen sollten, mit einer Peitsche das Allarmzeichen zu geben. Sie zeigten sich den Tag nicht mehr, aber den folgenden rückte eine ganze geschlossene Kom-

pagnie dafür ein. In kurzer Zeit war alles, was Rimberg an Lebensmitteln, Kleidern, Geschirr, Geld und Geldeswert besaß, in das Bivouak gewandert. Sogar des Vaters Gänse, die Andreas, um sie dadurch zu retten, in den Wald getrieben, waren durch unvernünftiges Schreien zu Verrätern geworden an sich und an ihm.

Nachdem Fürst Taxis und die Grafen Arco und Seinsheim in Pfaffenhofen den Vertrag vom 7. Sept. 1796 geschlossen hatten, der den Bayern gegen schwere Opfer Waffenstillstand von den infolge der Niederlagen bei Amberg und Würzburg in vollem Rückzug befindlichen Franzosen verschaffte, da zog sich der Feind auch von Rimberg und Scheyern zurück.

Im Seminar zu Scheyern stellten sich die Zöglinge allmählich wieder ein. Unserem Andreas aber gelang es nicht, seine Wiederaufnahme im Kloster durchzusetzen. Zwar hatten ihn seine Eltern wieder hingeschickt, die fürsorgliche gute Mutter hatte ihm sogar einen Handkorb voll der schönsten, rotbackigen Marschansky-Äpfel vom besten Baum ihres Gartens für die geistlichen Herren mitgegeben, allein der Abt Martin blieb unerbittlich; selbst als der kleine Supplikant sich vor dem gestrengen Herrn auf die Knie warf, als er den Deckel des Korbes voll der schmackhaftesten und verführerischsten Äpfel lüftete, blieb das harte Herz des Priesters unerweichlich. Der Bescheid lautete unabänderlich, daß das durch die Plünderung hart mitgenommene Kloster keinen Platz mehr habe. „Alle meine Hoffnungen, erzählt er in einer Skizze seiner ersten Lebenszeit, waren schrecklich zertrümmert. Ich sah bereits die Drischel, den Hirtenstab in meinen Händen oder glaubte für immer zum Pfluge greifen zu müssen.“ Wie im Traume taumelte er den Klosterberg hinab. Den Morgen hatte es geregnet; als er aber auf die nächste Höhe kam, an deren Fuß Rimberg gelegen ist und über die der Abgewiesene heimwärts schleichen wollte, da brach die Sonne im herrlichsten Glanze aus den Wolken hervor, und umher hingen die Regentropfen wie Perlen an Bäumen und Sträuchern. Die Kuppel der Klosterkirche schimmerte wie vergoldet in der Ferne, und alles war wie durch einen Zauberglanz erhellt. Er setzte sich in der Herbstsonne auf eine Zaunstange und weinte bitterlich. Was wird der Vater sagen und die Mutter? Auch die Äpfel haben sie nicht gewollt. Was soll nun werden? So verzweiflungsvoll vorwärts und rückwärts schauend, hob er an, die schönen Äpfel, die denn doch die Absicht der Mutter so schlecht erfüllt hatten, nun selber zu essen.

Der guten Mutter, die froh war ihren Liebling wieder zu haben, that der trostlose Bescheid nicht viel mehr als das leere „Kretzlein" weh; der Vater dagegen ergoß seinen Zorn über die Hartherzigkeit des Abtes. Alsbald aber machte er sich auf den Weg, um dem Knaben die Fortsetzung der Studien anderswo zu erwirken; hatte er doch mit klarem Blick erkannt, welche Anlagen in seinem Söhnchen schlummerten. Was heutzutage auch für den Ärmsten so sehr erleichtert ist, — der Zugang zu den gelehrten Studien — das war damals mit den größten Schwierigkeiten verbunden. Es waren schwere Gänge, die der arme Vater zu machen hatte, um seinen Knaben vielleicht unter Mitwirkung edler Wohlthäter und durch Kosttage wieder zu den Studien zu bringen. In Freising, in Landshut hatte man für die beiden Flehenden nur bedauernde Worte. Erst in Ingolstadt gelang es der unermüdlichen Beharrlichkeit des Vaters, den Sohn im dortigen Gymnasium wenn auch kümmerlich unterzubringen.

So traf in gewissem Sinne auf den jungen Schmeller zu, was Meister Gottfried von Straßburg über Tristan sagt:

der buoche lêre und ir getwanc
was sîner sorge anevanc.

Aber auch die weiteren Worte jenes Dichters galten von ihm:

dô er (der buoche lêre) began,
dô leite er sînen sin dar an
und sînen flîz so sêre,
daz er der buoche mêre
gelernete in sô kurzer zît,
dan kein kint ê oder sît.

Unter einem strengen, aber tüchtigen Lehrer, dem Ettaler Benediktiner Ottmar Weiß wurde hier durch die Jahre 1797—99 von lateinischen Schriftstellern Cornelius Nepos, Julius Caesar, Sallust und Ovid, vom Griechischen aber fast nur, und zwar auch „praktisch", τύπτω und τύπτομαι durchgenommen. Oefters wurde er mit „Prämien" ausgezeichnet und machte als der „erste beste" die unteren Gymnasialklassen (1797—1799: Rudimenta, Grammatik, Syntax) durch.

Noch sind aus dieser Zeit mehrere Schulhefte Schmellers vorhanden, die bekunden, welch großen Fleiß der junge Lateiner bethätigte. Schon damals regte sich in ihm der jugendliche Dichter.

Beweis dafür sind manche Jugendgedichte, so eine Ode an seine Mutter:

O du, in deren holden Armen
Der erste Morgen mir gelacht,
O die du mit dem Leben alle warmen
Gefühle mir ins Blut gebracht!

An deinem mütterlichen Busen
Trank ich die frühe Weisheit ein,
Der Tugend hold, der immerfrohen Musen
Und edler Seelen Freund zu sein.

Oft daß dein Auge noch der Morgen
In Thränen, unbesucht vom Schlaf,
Und für mein Wohl in hunderttausend Sorgen
Auf deinem Lager seufzend traf.

Oft daß die Sonne dir entzogen
In trüben Wolken unterging,
Von Lieb und Furcht dein Auge dann bewogen
An jedem meiner Pfade hing.

Ja, rinne nur dankbare Zähre
Hin auf mein frommes Saitenspiel,
Und redet laut, ihr meiner Harfen Chöre,
Mein ganzes, innigstes Gefühl.

Sagt, daß ich vor Verlangen glühe,
Solch einer Mutter wert zu sein,
Für ihre Gunst, für ihrer Sorgen Mühe
Mein bestes Leben ihr zu weih'n.

Sein ernstes Streben bekundet unter anderen Jugendgedichten auch folgendes:

Mein Vater hat ein rasches Pferd,
Das ist wohl hundert Thaler wert;
Auf Erden lebt kein schön'res Tier,
Ja so ein Pferd, das wünscht' ich mir.

Wenn es mein Vater reiten will,
Steht es wie eine Mauer still.
Und dann, wenn es den Sporn erhält,
So fliegt's mit ihm in alle Welt.

So möcht' ich reiten, hätt' ich doch
Ein Pferd, ich ritt' es heute noch! —
Allein red' ich nicht wie ein Kind,
Weiß ich, was Zaum und Zügel sind?

Ich Knabe, hätt' ich wie Papa
Ein Pferd und ritt' — puf, läg ich da;
Gelernt erst und den Geist gelehrt,
Und Mann geworden, dann ein Pferd!

Auch die Natur, der rauhe Winter, der Vorfrühling u. a. regt ihn zu dichterischem Schaffen an.

Wie im späteren Leben, so hat er auch schon frühzeitig ernste Lebensregeln in poetisches Gewand gekleidet:

Der Tapfere:

Der ist der Tapfere nicht, der den zornigen Löwen hervorlockt,
Der ists, der auch im Zorn gütig die Worte beherrscht.

Strenge gegen sich selbst:

Strenge gegen dich selbst, beschneide die üppigen Reben;
Desto fröhlicher wächst ihnen die Traube dereinst.

Sein Selbständigkeitsdrang drückt sich aus in den Distichen:

Haus und Hof:

Kleider, die uns der König verehrt, sind herrliche Kleider,
Aber im eignen Gewand auch ein geringeres ziert;
Köstlich schmecken Gerichte bei Tafeln prächtiger Herren,
Aber ein eigenes Mahl sicher und fröhlich, ernährt.

Es ist interessant, aus Schmellers autobiographischer Skizze zu ersehen, welches Bild von den damaligen bayerischen Verhältnissen sich in seiner Seele festsetzte. „Bilder des äußeren Lebens, berichtet er, lieferten in Ingolstadt nur die Studierenden der Universität und andrerseits die verschiedenen Regimenter, Slavonier, Würzburger, Kölner, welche entweder durchzogen oder die Festung zeitweilig besetzt hielten. Daß aber Kurfürst Karl Theodor der eigentliche Herr des Landes war, kam nirgends zur Anschauung. Seine schwankende Haltung erregte überall Unzufriedenheit. Bayern war fast ein Spielball fremder Höfe geworden. Und im Innern herrschte der Geist seiner Regierung, der kein Geist des Lichtes und der Aufklärung war. Ein Dominicus, Ignatius, Franziskus waren es, die den jüngeren für das Schwärmerische empfänglichen Gemütern als höchste Ideale des Nachstrebens galten."

Und so hatte auch der zum Jüngling reifende Knabe, wie Schmeller von sich selbst erzählt, schon manchen Schritt auf diesem finstern Wege gethan: als am 16. Februar 1799 Karl Theodor starb und mit der Thronbesteigung Maximilian Josephs ein segenverkündendes Frührot in politischer und geistiger Beziehung über Bayern aufzugehen schien.

Die Hochschule wurde aus der Festung Ingolstadt nach Landshut verlegt; auch das Gymnasium wurde aufgelöst.

Da hatte denn Schmeller von neuem — und diesmal auf eigene Faust — eine andere Unterkunft zu suchen. Auf Gottes Hilfe und etwa noch auf seine guten Zeugnisse vertrauend, jedoch vom Bewußtsein seines Könnens getragen, wanderte er zur Vollendung seiner Gymnasialstudien nach München. Durch Unterricht hoffte er einen Teil seines Brotes selbst erwerben zu können.

Am alten (jetzigen Wilhelms-) Gymnasium dortselbst wirkten tüchtige Lehrer von allgemein anerkannter Fähigkeit, nachdem durch die erste Verordnung Maximilian Josephs die Klosterschulen aufgehoben und Lehrer ohne Unterschied vom geistlichen und weltlichen Stande berufen worden waren. Rektor war der namhafte Mathematiker Holzwart, die philosophischen Unterrichtswissenschaften lehrte Meilinger, die philologischen Fächer waren in den beiden oberen Klassen in den Händen von Urban aus Landshut und Pösenecker aus Laibach.

Dort nun lebte er in den knappsten Verhältnissen und in karger Dürftigkeit. Reichte doch oft das Geld nicht hin zur Bestreitung der allernotwendigsten Bedürfnisse. Nie ist es ihm geglückt, auch nur die geringste Unterstützung durch Stipendien zu erlangen, obwohl seine Familie nicht das mindeste Vermögen besaß und er die besten Zeugnisse aufzuweisen hatte. Nicht uninteressant sind die Censuren, die über Schmellers Studien während der Jahre 1799/1800 bis 1802/1803 in den Akten des k. Wilhelms-Gymnasiums in München vorhanden sind. Es heißt dort unter anderem, daß Schmeller im Jahre 1799/1800 die „I. Rhetorik (= 3. Gymnasial-Klasse) des churfürstlichen Schulhauses“, das in Gymnasium und Lyceum zerfiel, besuchte. Unter 66 Schülern, die in 3 Parallel-Klassen abgeteilt waren, aber gemeinsam censiert wurden, behauptete er in dem jährlichen Fortgang den 7. Platz; rühmend wird er in allen Fächern außer in der Mathematik erwähnt, aber nur in der „lateinischen Lyrik“ erhielt er den zweiten Preis. Sein „Ingenium“ wird „ausgezeichnet“, die

„Diligentia“ „unermüdlich“, die „Mores“ werden „sehr rühmlich“ und die „Profectus“ „ausgezeichnet“ genannt. Ähnlich war das Zeugnis in der „II. Rhetorik“ (= Oberklasse); dem „Ingenium“ wird hier sogar das Prädikat „vorzüglich“ gegeben. Während der beiden Studienjahre auf dem Lyceum hörte er im ersten Jahre bei Professor Schmid Logik, Metaphysik, Ästhetik und kritische Vorlesungen und bei dem Verehrer der kantischen Philosophie Cajetan Weiller, dem Rektor des Lyceums, „einem katholischen Geistlichen ohne Furcht und Tadel“, praktische Philosophie und Mathematik, im zweiten Jahre bei Imhof Körpernaturlehre und Chemie, bei Weiller Erziehungskunde, höhere Mathematik und Naturgeschichte. Die Geistesgaben Schmellers werden von Weiller bezeichnet mit „sehr gut“, der Fleiß im 1. Semester mit „sehr groß“, im 2. mit „groß“, die „moralische Bildung“ mit „rühmlichst“, die „äußere Bildung“ mit „gut“. Am Schlusse des Jahresberichts ist ein Verzeichnis angefügt von denjenigen „Herren Lizeisten, mit derer Sittlichkeit alle Schuloberen und Lehrer vorzüglich zufrieden zu sein alle Ursache haben und welche daher dem Vaterlande besonders empfohlen zu werden verdienen“, — übrigens ein Verzeichnis, das manche Namen von später höchst verdienstvollen Männern enthält. Unter diesen war Schmeller allerdings nicht genannt.

Oft war er nahe daran, infolge beständiger Entsagungen und bei dem steten Mangel an Existenzmitteln den Halt zu verlieren, den ihm sein reiches Gemüt gab; und nicht selten klingt auch durch seine Dichtungen aus jener Zeit, bei denen er Zuflucht vor dem rauhen Leben suchte, wie durch die späteren Aufzeichnungen in seinen Tagebüchern ein bitterer Ton und eine herbe Klage über das Trostlose eines in Niedrigkeit Geborenen. Andrerseits bestätigte sich auch bei ihm, daß Dürftigkeit zu Fleiß und Arbeit anspornt, vor manchen schlimmen Zerstreuungen bewahrt und einen edlen berechtigten Stolz einflößt, der das Bewußtsein des eigenen Verdienstes gegenüber dem, was anderen Reichtum und Stand gewähren, aufrecht erhält. Solche Menschen, die sich selbst eigene Wege zu besserer Stellung mühsam bahnen und ebnen müssen, während andere die breite Heerstraße ruhig und ohne eigene Mühe wandeln, erhalten ein eigenartiges Gepräge und dürfen nie mit dem Richtscheit gewöhnlicher Auffassung gemessen werden.

So auf seine eigene Kraft angewiesen, erwarb sich Schmeller seinen Unterhalt und die Mittel zu weiteren Studien durch Privat-

unterricht, sowie durch andere Dienstleistungen und niedrige Beschäftigungen, die vom Studium oft weit ablagen. Gehalten und gehoben fühlte er sich jedoch durch den Umgang mit treuen Freunden und Gesinnungsgenossen, die ähnlich wie er den Kampf des Lebens durchzukämpfen hatten.

Zu seinen treuesten Freunden, mit denen er sein ganzes Leben hindurch verbunden war, zählten vor allem Desberger, der spätere Direktor der polytechnischen Schule in München,*) sodann Barth. Stölzl, später Oberberg- und Salinenrat, ferner Weiß, der nachmalige Ingenieurhauptmann, und Gebhard, der als Steuerdirektor in Passau verstorben ist.

Mit diesen Freunden zu engstem Bunde verknüpft, der später alle Jahre am 1. Mai gefeiert zu werden pflegte, verlor er niemals völlig den Mut; getreu dem Grundsatz „et sibi res, non se rebus subiungere“ behält er den Kopf immer in der Höhe; und kam die Not manchmal zu sehr an ihn heran, dann rief er sich seinen Scherz- und Jugendnamen „Habemut“ in Erinnerung, einen Namen, den er sich gleichsam als Losungswort für die Zukunft erkoren hatte.

Charakteristisch für diesen Freundschaftsbund ist, daß in den Jahren 1801—1805 alle für ein Mädchen erglühen, dem sie den Pseudonym: Eleutheria gaben**). Unser Schmeller schrieb ihr zu Liebe einen eigenen Aufsatz „Große Weiber“. Mit Wehmut ersah er in späteren Jahren aus Desbergers Tagebuch, wie sie am 11. November 1804 vor dem entzückten heimlichen Anbeter Habemut's Lieblingslied am Klavier gesungen hatte. Auf sie scheint er folgendes Abschiedslied am Gestade des Chiemsees gedichtet zu haben:

Dräuend hüllt vor meinen Blicken
Wetternacht den Himmel ein;
Krachend und vernichtend zücken
Rings die Blitze über Feld und Hain.

---

*) Über ihn, dessen Nekrolog er im Juni 1843 geschrieben hat, findet sich in Schmellers Tagebüchern folgende charakteristische Stelle: „In den Aufzeichnungen des liebeheischenden, in dem, was er selbst von sich und seinen Kräften erwartet, überspannten, immer innerlich zerrissenen und äußerlich mit bitterer Not kämpfenden unglücklichen Freundes fand ich nur zu oft mich selbst geschildert.“

**) Es war dies Therese Ibler, die späterhin Gebhards Frau wurde

Auf des Chiemsee's düst'ren Flächen —
Tobt der Nordost fürchterlich;
Und am Seegestade brechen,
Hoch im Schaum zerstiebt, die Wogen sich.

Ach, wie schrecklich ist die Stunde,
Die von Dir mich Armen reißt,
Ach, von Dir, von Dir, Therese,
Ideal an Körperform und Geist!

Fließet Thränen, stillt die Wehmut,
Die mein wundes Herz zerfrißt!
Ach, ihr fließet, doch die Wehmut —
Naget tiefer noch, je mehr ihr fließt! —

Unter Bedrängnissen, die nur der in ihrer wahren Bedeutung kennt, der weiß, wie schwer es hält, aus den unteren Schichten der Gesellschaft, wo die Geburt nicht viel mehr gibt als die nackte Persönlichkeit, mit rechten Mitteln einigermaßen aufzutauchen, hatte er nach zweijährigem Aufenthalt in München die Gymnasialstudien sowie das Lyceum mit bestem Erfolg absolviert.

Die Fundamente einer systematischen Bildung waren gelegt, auf den verschiedensten Gebieten des Wissens hatte er gearbeitet, die Liebe zu den antiken Studien war in ihm entfacht, die bis dahin erschienenen Werke der deutschen Schriftsteller hatte er mit Fleiß studiert.

Allein eine besondere Vorliebe für ein bestimmtes wissenschaftliches Fach hatte er aus seinen Gymnasial- und Lycealstudien nicht empfangen. Wenn ihn auch schon von früher Jugend an die Liebe zur Vergleichung der bayerischen Mundarten mit der deutschen Schriftsprache fesselte, wenn auch damals schon die Ideen keimten, denen er später bei Begründung eines neuen Zweigs der sprachwissenschaftlichen Entwicklung eine Form geben sollte, so gab es ja damals noch keine germanistische Philologie, der er sich wahrscheinlich sofort zugewandt hätte.

Während Jakob Grimm, mit dem er später in dieser Wissenschaft Schulter an Schulter stand, nach seiner Gymnasialzeit sich dem Studium der Rechtswissenschaft widmete, einzig deshalb, weil sein Vater Jurist gewesen war und weil seine Mutter es so haben wollte, in der Folgezeit aber doch auf die gleiche Bahn wie Schmeller geführt wurde, empfand letzterer nur zu bald einen Zwiespalt zwischen dem Wunsche seines Vaters, der in ihm gerne einen Theologen gesehen hätte, und seiner eigenen Neigung.

Schmeller stand damals in einem Alter von 17 Jahren, wo die wechselnden Einflüsse von außen zwar noch mit unserem Herzen spielen wie die Winde mit unserem Haar, wo aber doch das Schwanken und Zweifeln einer bestimmten Anschauung und Richtung Platz macht.

Cajetan Weiller hatte mit seinen freien, für seine Zeit aufgeklärten Anschauungen und mit seiner imponierenden Persönlichkeit mächtig auf des ebenso scharfsinnigen als energievollen Jünglings Geist und Gemüt gewirkt. Nun kamen dazu die äußeren politischen Verhältnisse in Bayern, die der jugendlichen Seele eine bleibende Farbe verliehen.

Bayern befand sich in jener Zeit in großer Gährung, ja es war in völliger Umgestaltung begriffen. Mit Karl Theodors Tod schien der finstere, die Geister knechtende Bann, der so lange über Bayern und dessen Hauptstadt München gelegen hatte, endlich gebrochen. Mit der neuen Regierung des jüngeren Sohnes des Pfalzgrafen Friedrich, Maximilian Josephs, drangen Fluten neuen Lichtes in Bayern ein gleich einem lange gehemmten Strome, der endlich seine Dämme durchbricht. Max Joseph, nicht zum Thronerben erzogen, hatte in und mit dem Volke gelebt und dadurch sich einen freien Blick für das Wohl und Wehe desselben erhalten. Als Oberst in der französischen Armee (seit 1777) hatte er wohl französische Anschauungen in sich aufgenommen, aber sich trotzdem ein deutsches Gemüt und ein Herz für sein Volk bewahrt.

München empfing den neuen Kurfürsten mit den freudigsten Hoffnungen. Als erste protestantische Fürstin zog die edle Prinzessin von Baden, Caroline, die (zweite) Gemahlin des neuen Kurfürsten in München ein. Baron von Montgelas, der unter Karl Theodor als Anhänger des Illuminatenordens vertrieben worden war, wurde Minister. Reformen auf allen Gebieten wurden angebahnt.

Auch die Gegenwart französischer Truppen unter Moreau's siegreicher Führung waren nicht ohne Einfluß auf das heranwachsende, im Vergleichen scharfsinnige Geschlecht. Es begann ein völlig neuer Geist zu wehen. Die alten Ideale zerrannen im Lichte des freien Gedankens. Neue von ganz entgegengesetzter Art stiegen auf, von denen besonders die Jugend mit fortgerissen wurde.

Da war es denn natürlich, daß der junge Schmeller bei seinem scharfunterscheidenden Geiste die neuen Ideen mit keiner der Berufs-

arten, unter denen er herkömmlicher Weise zu wählen hatte, vereinbar fand.

Satzungen und Rechte zu vertreten, für die er nicht mit Leib und Seele einzustehen vermochte, schien ihm gegen die erste und letzte aller Tugenden, die Wahrhaftigkeit, zu sein.

Der Sinn für Wahrhaftigkeit war überhaupt ein Grundzug seines Wesens. Um keinen Preis wäre er je in seinem Leben von dieser Tugend abzubringen gewesen. In seinen spätesten Jahren, als das intolerante Regiment Abels Bayern seine bedenklichen Spuren einprägte, wurden durch ein an alle Münchener Behörden gerichtetes fulminantes Ministerialreskript sämmtliche Angestellte angewiesen, sich bei der nächsten Fronleichnamsprozession (es war im Jahre 1846) einzufinden oder sich durch belegte Abhaltungsgründe zu entschuldigen. „Auch bei uns Bibliotheksmännern, so erzählt Schmeller, ließ die Direktion ein entsprechendes Zirkular herumgehen. Ich als erster Unterzeichneter schrieb: ‘Schmeller bittet sich für entschuldigt halten zu dürfen.’ Trifft mich nun die höchste und allerhöchste Ungnade, — ich kann nicht anders, ich will mich nicht selbst verachten.“

So bäumte sich seine energische Natur gegen den Gedanken auf, Geistlicher zu werden, auch auf die Gefahr hin, daß er der schlichten Korbflechterfamilie in Rimberg als der verlorene Sohn erschien.

Er wandte sich der Heilkunde zu. Aber bald meinte er zu erkennen, daß außer dem Positiven der Anatomie u. dgl. das übrige und wichtigste mehr ein Raten als ein Wissen und nicht frei von Täuschungen aller Art sei.

So gelangte er allmählich auf einen Punkt, von wo er in aller sogenannten höheren Bücherweisheit hohle Lüge, ja in den meisten Einrichtungen der menschlichen Gesellschaft Unrecht und Unnatur sah. In diesem Schwanken schien ihm das Zurücktreten zu der naturgemäßesten aller Berufsarten, zu der des Landmanns, allein Beruhigung zu bieten.

Allein auch hier blieb es beim Versuche. Nachdem er in Rimberg im Herbste und Winter 1803 ländlichen Beschäftigungen sich gewidmet hatte, erkannte er nur zu bald, was vor ihm andere wie Rousseau an sich erfahren hatten, daß für einen an das Weite und Große gewöhnten Blick ein enger Gesichtskreis, wie der des Landmanns etwas unerträgliches ist. Nach München zurückgekehrt, besuchte er die

Werkstätte eines Drehers sowie die Feiertagsschule. Mächtig fühlte er sich auch zu den Naturwissenschaften hingezogen. Chemie und Mechanik hatten besonderen Reiz für ihn. Monate lang saß er über einzelnen Aufgaben, namentlich über der einer Flugmaschine. Allein bei seiner gänzlichen Mittellosigkeit blieben alle resultatlos. Und so sah er sich auf das Sinnen und Grübeln über Dinge hingewiesen, wozu er weniger eines äußeren Apparates, ja nicht einmal eines Buches bedurfte.

Der Drang zu wirken, manche der stillgehegten Ideen ins Leben zu setzen, wurde nun um so heftiger. Stießen die kalten prosaischen Umgebungen die allzu warmen Jünglingseinfälle zurück, so gab es ja über dem Rhein, über dem Weltmeer einen empfänglicheren, der Natur treuer gebliebenen Boden. So schildert Schmeller selbst den damaligen Zwiespalt in seinem Innern, seine Entwürfe, Pläne, Hoffnungen und Zweifel.

Schon damals zeigte sich übrigens sein Charakter ganz wie er war und wie er sich später bedeutsam entwickelt hat: kalt und ruhig nach außen, freudig belebt im Innern, tiefgründlich, immer vorwärts schreitend, sich die höchsten Ziele stellend, aber dabei einfach, bescheiden, anspruchslos, schüchtern, so daß die Originalität seines Wesens, der eigentümliche Gehalt und Schwung seines Geistes nur wenig und von wenigen erkannt wurde.

Eine frühe Selbständigkeit in Ansicht und Streben und das Bewußtsein von einer höheren Richtung in allem, womit er sich beschäftigte, erhob ihn über seine Altersgenossen und verlieh ihm ein erhöhtes Selbstgefühl, das aber in jener Zeit keine Gelegenheit fand sich auf den herkömmlichen Gebieten zu zeigen. Bei dem Zurückgezogensein auf sich selbst jedoch nahm er um so wärmeren Anteil an den großen neuen Kulturbewegungen jener Tage.

Mit dem Feuer, welches jedes edlere jugendliche Gemüt ergreift, wenn es glaubt, den Morgen eines besseren gesellschaftlichen Zustandes bei seinem Volke anbrechen zu sehen, sah er sich nach den Mitteln um, durch die auch er, im Verein mit den Edelsten der Nation, seine Kräfte am fruchtbarsten anwenden könnte, um ein besseres Zeitalter herbeizuführen.

Eben fingen Oliviers und Pestalozzis Versuche an, die Aufmerksamkeit derer auf sich zu ziehen, denen Menschenbildung und Völkererziehung am Herzen lag.

Der Züricher Pestalozzi, durch Rousseaus „Émile" begeistert, hatte sich entschlossen, ein Reformator der Volkserziehung zu werden, und durch seine berühmte Volksschrift: „Lienhard und Gertrud" (1781) die Übel der Erziehung an der Wurzel angegriffen. Wie er in diesem Werke die Ordnung des Haushalts in ihrer sittlichen Bedeutung betrachtete und die Volksbildung als einziges Heilmittel der unheilvollen Zustände der unteren Volksklassen erkannte, so hat er als Grundlage der ersten Erziehung und des ersten Unterrichts die Anschauung, sodann die Forderung einer naturgemäßen Steigerung in jedem Lehrgegenstand und endlich die Beziehung jeder erzieherischen Thätigkeit auf „allgemeine Emporbildung der natürlichen Kräfte des menschlichen Geistes" hingestellt. Fichte sah in Pestalozzis Wirken sogar den Anfang einer Erneuerung der Menschheit*).

Nicht minder wie des Zürichers reformatorische Versuche erregte Oliviers (aus La Sarra im Kanton Waadt) Erfindung einer neuen Lesemethode, die derselbe an dem Philanthropin in Dessau, sowie in mehreren Lehranstalten Leipzigs und Berlins persönlich zur Einführung brachte, großes Aufsehen**).

Was damals diese Männer als das eine, was not thut, um der Menschheit von Grund aus zu helfen, durch Wort und That verkündet und was die gewichtige Stimme des Münchener Professors der Pädagogik Weiller noch bekräftigt hatte, war bei Schmeller auf besonders empfängliches Erdreich gefallen. Nun konzentrierte sich sein ganzes Streben und all sein Hoffen und Wünschen auf diesen Mittelpunkt alles Wirkens für Menschenwohl und Volkserziehung.

Und so schrieb er im Winter 1803/4 bei seinem Versuch Bauer zu werden unter den verschiedenen ländlichen Arbeiten im elterlichen Hause in Rimberg seine erste größere Abhandlung:

Über Schrift und Schriftunterricht. Ein ABC-Büchlein in die Hände Lehrender. Von Habemut. 1803. Manuskript. 114 S. 4⁰.

Es ist diese Schrift in der Geschichte der Pädagogik von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Angeregt wurde er ohne Zweifel durch Pestalozzis Bücher: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt: ein Versuch den Müttern Anleitung zu geben, ihre Kinder selbst

*) Vgl. Alberti, Heinr. Pestalozzi. Berlin 1869 und Morf, Pestalozzis Wirksamkeit. Winterthur 1869.

**) Vergl. Olivier, Orthoepograph. Elementarwerk. Dessau 1804—1806, 2 Bd.

zu unterrichten" (Bern und Zürich 1801), sowie „ABC der Anschauung", besonders aber durch Oliviers neue Lesemethode. Schmeller geht wie Olivier von dem Grundsatz aus, daß die Kunst des ersten Schriftunterrichts auf der Kenntnis des jedem Buchstaben eigentümlichen Lautes beruhe.

Nach einleitenden Worten über den „Schriftunterricht, wie er bisher war", wobei er sich gegen grämliche Informatoren und düstere Gebieter einer noch düsteren Dorfschule, welche die Kinder „von Puppe oder Küche en mignature, von Steckenpferd oder Ball, von Schlitten oder Schneemann weg zum ABC, Einmaleins und Katechismus, den drei Popanzen in der Folterkammer des menschlichen Verstandes, hinriefen," in herbem Spott ausläßt und einige bisherige Methoden des ersten Unterrichts einer scharfen Kritik unterzieht, spricht er über die „Schrift" als die Kunst, die Wortsprache durch die Figurensprache sichtbar darzustellen. Er glaubt über die Schrift etwas gedacht zu haben, und sogleich ist sein Entschluß gefaßt, der Welt auf dem Wege der Publizität davon Rechenschaft zu geben. Und warum sollte er auch nicht? hat doch das wenige so oft Wert, ist doch ein Funke nur der Anfang eines Brandes. „Vielleicht regt die von einem ersten vorzüglich ins Auge gefaßte, bearbeitete, aber mislungen bearbeitete Idee einen zweiten Stärkeren an, der sich ihrer mit mehr Glück annimmt und ihr die Krone der Vollendung aufsetzt."

In der eigentlichen Abhandlung prüft er die üblichen Alphabete auf ihren Wert und Unwert und stellt, ein zweiter Varro, neue Ideen über Buchstabenbezeichnung auf. Die Töne selbst teilt er in a) Lungentöne, und zwar Musik- und Sprachtöne, reine, unreine, laute, nichtlaute, und in b) Mundtöne.

Zwischen der Menge der Töne jedoch und der dafür gebrauchten Figuren als Zeichen derselben bestehe eine Disharmonie. Nicht jeder der einfachen Töne erhalte im Alphabet seine eigene bestimmte Figur.

Deshalb sucht er durch Einführung von gewissen Zeichen, durch Sub- und Superskription von Punkten und Strichen die Charaktere (z. B. das helle, dunkle, kurze, lange e 2c.) auch äußerlich von einander zu unterscheiden und für die Bestimmung der Töne eigene bleibende Zeichen festzustellen. Besonders spricht er gegen das deutsche „ie". „Von sonderbarster Art und ein würdiger Anfang zur Einführung des englischen und französischen Pronunziationschaos ist das „ie", das kein Doppellauter ist, das aber verlängert ausgesprochen werden muß; und dies soll das angehängte e anzeigen! Das e, selbst ein

Zeichen für einen Sprachton, erhält hier das Ehrenamt nichts zu thun.“ Hochinteressant ist es, daß Schmeller schon in diesem Schriftchen, wenn auch unbewußt, nicht selten die Gesetze der Sprachvergleichung berührt. Auch gegen das übliche „gothische“ Alphabet spricht er sich aus, wobei er sich aber nicht etwa nur vom ästhetischen Standpunkt leiten läßt. „Die simpeln lateinischen Buchstabenfiguren vereinigen nebst allen Vorzügen der griechischen und lateinischen großen auch noch den der Geschmeidigkeit. Die Bestimmtheit, Festheit, Einfachheit und die distinktive, dem Auge so wohlthuende Mannigfaltigkeit derselben ist unverkennbar ...... Der Bau des deutschen Alphabets ist lateinisch; seine herrschende Form ist gothisch, ist Überverzierung; alles voller Schnörkel und Krümmungen, jedes einzelne Eck durch noch mehrere vermieden ..... Man scheint in Deutschland schon so ziemlich von dem Unwert dieses Alphabets überzeugt zu sein, und der Gebrauch des Lateinischen, das im übrigen Europa so einheimisch ist, wird von Tag zu Tag allgemeiner und beliebter. Nur hie und da läßt sich noch eine grämliche Stimme hören, die über undeutsche Sitte klagt und über das wüste Beginnen, mit den so originellen Buchstaben die letzten Reste alles Nationalstolzes aus dem Reiche zu verjagen. O ihr patriotischen Menschenfeinde, wie weit seid ihr noch entfernt vom reinen freien Menschensinn, der so gerne die Individualität dem Ganzen hinopfert, der dem Grundsatze huldigt: nicht das M e i n e, sondern das B e s t e ..... Das lateinische Alphabet bleibt demnach auf dem ersten Platze und verdient die Ehre, als das vollkommenste allgemein eingeführt und angewendet zu werden.“ Und doch hat sich Schmeller sowohl in dieser Abhandlung wie in seinen übrigen Werken nicht der sogenannten „Antiqua“ bedient.

Es kann hier nicht die Aufgabe sein, all den Gedanken des jungen Verfassers nachzugehen; vielleicht findet sich bald eine Gelegenheit, diese Erstlingsschrift, von der auch K. Wigand in dem einleitenden Vorwort zu Schmellers bayerischem Wörterbuch (2. Teil, Seite XVII.) bedauert, daß sie noch nicht im Druck erschienen ist, zu veröffentlichen. Nur auf einen Punkt mag hingewiesen werden: nämlich wie sich schon hier der Zug nach Berücksichtigung und Erforschung der M u n d a r t e n bemerkbar macht. „Mit der Sprache, sagt Schmeller, verhält es sich wie mit allen Gegenständen der Konvenienz; das, was der Beurteiler selbst hat, ist ihm das Vollkommenste, alles übrige ein Ziel seines Spottes oder seiner Verachtung.

Menschen, die verschiedene Provinzialsprachen reden, können sich über einander nicht satt witzeln; der, welcher sich der Schriftsprache bedient, sieht mit Verachtung auf jenen nieder, der dies nicht thut; und er hat auch Recht, wenn dieser unter die Klasse der Gebildeten gerechnet sein will und einem so wesentlichen Stücke nach, wie es die Sprache ist, unter den Ungebildeten bleibt. Gilt aber der verachtende Blick jener Sprachart, die nicht Schriftsprachart ist, an sich, so ist er die lächerlichste unter den Lächerlichkeiten; denn was braucht es, um jede dieser Spracharten auch zur Schriftsprachart zu machen, mehr als in ihr zu schreiben, zu dichten, in ihr zu predigen, zu philosophieren, und die Geringschätzung, die sie traf, weil nur Rohe sie gebrauchten, dadurch zu abolieren, daß sie auch der Zunge Gebildeter gewöhnlich wird? — Würde man einmal einen solchen Versuch machen, so ist vorauszusetzen, daß vielleicht keine der bestehenden Schriftspracharten an irgend einer grammatikalischen Spracheigenschaft etwas nachgeben, daß vielmehr manche an Mannigfaltigkeit und Reiz für das Ohr sie übertreffen dürfte . . . . ."

Den Schluß dieser Abhandlung bildet die Erörterung der Frage, wie Kinder überhaupt, und dann besonders solche, die einen von dem der Bücher abweichenden Dialekt reden, am naturgemäßesten im Schreiben und Lesen zu unterrichten seien. Es ist die sogenannte sokratische Methode, die er hiezu empfiehlt. „Der Lehrer erzählt z. B. einem bestimmten seiner kleinen Konversationsfreunde von stummen Menschen, und wenn er dessen Mitgefühl erregt hat, wirft er ihm die Aufgabe auf, wie es ein solcher machen müßte, um sich anderen ebenso verständlich mitzuteilen, als es durch die Sprache des Mundes geschieht oder, da Individualität mehr anzieht, was er thun müßte, um einem Fragenden anzuzeigen, wie er heiße? Mit Aufgaben dieser Art, die sich aus der Betrachtung der Vorteile, welche die Schrift den Menschen gewährt, häufig ziehen lassen, läßt er sie sich so lange herumtummeln, bis er glaubt, daß sie im Verstande eines jeden bleibenden Eindruck gemacht haben. Mit der Auflösung derselben von ihrer Seite sieht es gewöhnlich sehr schwierig aus: dies und der wechselseitige Wetteifer macht die Anstrengung darnach nur desto inniger, desto allgemeiner. Man kommt auf verschiedene Entdeckungen; vorzüglich die Zeichensprache soll alles auflösen; allein es zeigt sich denn doch immer, daß sie dazu noch nicht hinreicht. Die Wortsprache ist so auffallend als Bedingung mit im Spiele.

Man verfällt auf diese, man bemerkt, was der Mund, was die

übrigen Organe dabei zu thun haben — die einfachen Töne, — ein kleiner Anstand, und man erstürmt die Hauptsache, man kommt auf den Gedanken, diese Töne zu bezeichnen. Jeder Zögling bestimmt selbst einige Zeichen für einige Töne; und mit diesen selbsterfundenen Buchstaben wird nun geschrieben — freilich nicht mit Feder und Papier; Kreide und Tafel oder noch lieber ein Stock und eine ebene Sandfläche sind der ganze Schreibapparat. Indes macht man die Entdeckung, daß diese Buchstaben, diese Schrift nur in ihrem Kreise verstanden wird — eine kleine Verlegenheit, bis man erfährt, daß auch in der übrigen weiten Welt schon so etwas dergleichen, daß Buchstaben und eine Schrift eingeführt ist, die von einer ungleich größeren Anzahl von Menschen gekannt und in tausend verschiedenen Fällen gebraucht wird. Alles, was nun übrig ist, ist die Kenntnis dieser Schrift und eine gewisse mechanische Fertigkeit im Gebrauch derselben, die allerdings etwas langsamer erobert wird. — So macht es Ovenaleso, und was hindert jeden andern, das nämliche oder ähnliches zu thun? Freilich muß man, um dies zu können, schon selbst so etwas von einem Ovenaleso sein, von einem Ovenaleso an Wissen und Wollen; ist man's nicht, o dann! dann wird man trotz Bibliotheken von Mustern sokratischen Unterrichtes in der Schrift bei dem bleiben, was Väter, Ahnen und Vorahnen hatten, — beim A B C."

So tritt uns bereits im ersten Werkchen der reife männliche, seines Zieles sich bewußte Schmeller entgegen! Es gibt Schriftsteller, die mit ihrem ersten Werke gewissermaßen gleich ein Programm ihrer Zukunft und eine weite Perspektive in ihr ferneres Schaffen geben. Schmeller gehört zu denselben. Diese seine erste Schrift, die eine Menge von drängenden Ideen enthält, ist gleichsam die Ouverture zu den sprachwissenschaftlichen Forschungen, die sodann im bayerischen und cimbrischen Wörterbuch so trefflich ausklingen sollten. Es enthält diese Abhandlung schon alle die Keime, die in späteren Abhandlungen zur Reife kamen.

Mit diesem Manuskript begab sich Schmeller nach München, um dafür einen Verleger zu suchen. Es wurde ohne weiteres, wie er erzählt, in einen, zwei, drei Buchläden getragen und ganz treuherzig zum Verlage angeboten; aber der arme unbärtige Autor sah sich im zweiten wie im ersten, und im dritten wie im zweiten mit minder oder mehr höflichen Worten abgewiesen.

Diese Mißerfolge mit seinem Manuskript hemmten ihn jedoch keineswegs in seinem Vorsatz, für die Verbesserung der Menschheit

auf dem Gebiete der Volkserziehung zu wirken. Während sich kleine Naturen durch jedes Hindernis beirren lassen: streben groß angelegte vorwärts und nehmen in kühner Selbsterhebung den Kampf selbst mit dem trotzenden Schicksal auf.

Der Mittel war er entblößt, um den regelmäßigen Studiengang auf einer Hochschule durchzumachen. Seit seinem neunten Lebensjahre mußte er dadurch, daß er für Unwissende den Lehrer machte, und durch andere traurige Dienstleistungen sein Brot sich bitter verdienen. Nirgends sah er einen Ausweg, nirgends eine rettende, helfende Hand, die sich dem strebsamen Jüngling im Kampfe mit dem Leben geboten hätte. Dazu kam noch eine gewisse Bitterkeit gegen einen Zustand der bürgerlichen Verhältnisse, die seinem jugendlichen Ideal so wenig entsprachen, und der Glaube, daß die gesellschaftlichen Zustände in der Ferne, und wäre es auch jenseits des Oceans, besser gestaltet sein müßten. Kann es da besonders auffallen, daß der auf sich selbst gestellte 18jährige Jüngling die damals so eng gezogenen Schranken des Lebens überspringend endlich beschloß, mit dem bis dahin errungenen geistigen Pfunde vorderhand wenigstens in der Welt sein Glück zu versuchen? Er hatte außerdem auch den lebhaften Trieb, fremde Länder zu sehen, und eine geheime Sehnsucht nach den naturgemäßeren Zuständen und unverbildeten Kindern anderer Weltteile, war hiebei nicht wenig wirksam. Mochte dies das weitere Ziel sein, vorläufig zog es ihn mächtig in die freie Schweiz, zumal da dort der mit begeisterndem Ernste auf besseren Grundunterricht des nachwachsenden Geschlechtes hinweisende edle Pestalozzi wirkte.

2) Wanderjahre.

> *Πολλῶν δ' ἀνθρώπων ἴδεν ἄστεα*
> *καὶ νόον ἔγνω.* Homer.

a) In der Schweiz und in Spanien (1804 bis 1808.)

Trotz aller Gegenvorstellungen seiner Freunde, die ihn in München festzuhalten suchten, machte er sich, nur eine großenteils erborgte Baarschaft von zwölf Gulden, sodann die Ausarbeitung eigener Ideen über die naturgemäßeste Art, die Kinder elementarisch zu lehren, endlich eine Empfehlung von dem um das

bayerische Schulwesen hochverdienten Prof. Müller in Passau*) in der Tasche, auf den Weg.

An einem schönen Sommermorgen, es war der 4. Juni 1804, wurde den traulich nachwinkenden, vom Strahle des Frührots vergoldeten Frauentürmen der letzte Scheideblick zugesendet. Es war ein inhaltschwerer Blick; denn der nächste nach Westen hin zeigte nur eine dunkle, weite Welt, welcher der jugendliche Wanderer, in diesem Moment fast übermannt von Gefühlen seiner Unbesonnenheit, entgegenschritt. Wenn nichts an ihm, so hatte doch seine Ausstattung, wenigstens äußerlich, etwas allzu „Apostolisches.“ Aber er hatte ja sein Manuskript bei sich und das nächste Ziel war Vater Pestalozzi, bei dem er zuversichtlich Aufnahme und Praxis zu finden hoffte.

So ging es denn dem Schweizer Lande zu. Allein Pestalozzi, dem als wesentlichste Empfehlung das mitgebrachte Manuskript übergeben wurde, war eben im Umziehen von Burgdorf nach Kloster München-Buchsee begriffen. Der mit Krüsi und Tobler (1800) im Burgdorfer Schlosse gegründeten Erziehungsanstalt war, da die Berner Regierung das Schloß Burgdorf zum Sitz eines Oberamtmanns bestimmt hatte, seitens der Regierung das Kloster München-Buchsee eingeräumt worden. Da alle bisherigen Unternehmungen Pestalozzis nicht den erhofften Erfolg gehabt hatten, so vertröstete derselbe den fremden Wanderer auf einen späteren Zeitpunkt. Der von Natur Kleingläubige, der nach wie vor wenig geschickt war, sich irgendwie geltend zu machen, nahm diese Vertröstung für eine verblümte Abweisung und wandte sich nach Bern, von da nach Basel, in der Hoffnung, dort Gelegenheit zur Entfaltung seiner Kenntnisse zu finden. Allein alles erfolglos. Auch die letzte stille Hoffnung, von Basel nach Holland und dann nach Amerika schiffen zu können, war zu Wasser geworden.

So stand er wieder ganz allein, an sich selbst gewiesen, in einer großen, ihm fremden Welt. Allein in seinem großen Herzen nicht gebeugt trotz aller bitteren Mißerfolge, raffte er sich empor und machte sich, einer dunklen Sehnsucht folgend, nach dem Süden auf. In solcher Verlassenheit saß er eines Tages auf der Landstraße nach Solothurn im kühlen Schatten eines Nußbaumes, um auszuruhen. Da gesellte sich ein Wanderer zu ihm, ein Werber des Solothurnischen Regiments

*) Es ist dies der Vater des berühmten Markus Müller.

„Wimpffen" in spanischen Diensten. Dieser zeigte dem vereinsamten Jüngling die Möglichkeit, leichten Kaufes bis nach Spanien und von da nach Umständen vollends in die neue Welt zu gelangen. Dort unter jenem Nußbaum legte der 18jährige bayerische Jüngling in die Hand des schweizerischen Agenten sein unwiderrufliches Ja.

Bald ging es mit der geworbenen Schaar durch Südfrankreich hinab ins Land Hispanien. Während des Marsches über Lyon, entlang dem reizenden Rhonegebiete, über Montpellier, Beziers, Narbonne, Perpignan, sog er gierigen Blickes alle neuen Eindrücke ein, welche die Eigentümlichkeiten dieser Gegend hinsichtlich ihrer Sprache und ihrer Sitten auf ihn machten.

Gegen Mitte Septembers des Jahres 1804 war er in großer Gesellschaft im alten, weit hinaus ins mittelländische Meer schauenden Palast des Augustus zu Tarragona, einer kleinen Seestadt südwestlich von Barcelona in Catalonien, eingezogen. Als gemeiner Soldat lernte er dort den schweren Dienst mit all seinen Fatiguen und Demütigungen kennen. Er trug sie mit männlicher Selbstverleugnung, obwohl sein edles Herz oft nahe daran war zu unterliegen und seine durch die Strapazen und Entbehrungen reducierte Körperkraft den Anstrengungen auf die Dauer nicht gewachsen schien. Er war übrigens noch im Jahre 1804, während er einige Zeit fieberkrank im Hospitale lag und bereits für verloren gehalten wurde, zum zweiten Corporal und alsbald zum Cabo primero ernannt worden. Unter solchen, keineswegs anmutenden Verhältnissen hatte er auf dem Exerzierplatze, auf Wachstuben und Kanzleien, aber mitunter auch auf der erzbischöflichen Bibliothek und auf einsamen Wanderungen durch Trümmer römischer, gothischer und arabischer Vorzeit fast zwei Jahre hingebracht; da erhielt sein geistiges Leben neue Nahrung durch die Freundschaft eines edlen Mannes, die bis an dessen Ende trotz vielfacher Trennung und Erfahrungen in ungeschwächter Weise wach erhalten blieb. Es war dies der treffliche Schweizer Franz Voitel von Solothurn (gestorben daselbst 1839), der als Hauptmann in demselben schweizerischen Regimente diente. Voitel, lebhaften Geistes, thätig, unternehmend, gewandt, von gefälliger Art, der Weiber Liebling und braver Männer Freund, empfänglich für das Schöne und Gute, war schon als 17jähriger Jüngling in dieses geworbene Regiment eingetreten. Durch seine Bildung ragte er weit über seine Umgebung, zu der manche ungebildete Patriziersöhne seiner schweizerischen Heimat gehörten, hinaus. Das Elend der Schweizersöldlinge hatte

er selbst durchgemacht und fühlte es deshalb auch schmerzlich mit. Öfters war er bei dem spärlichen Sold in den Fall gekommen, ein Stück Kommisbrot mit Wasser zum Mittagsmahl zu wählen, das er in den Gebüschen am Manzanares still verzehrte, während er im Dienst und auf der Parade elegant und in glänzender Uniform erscheinen mußte. Nach vielen Verfolgungen, ja nach einer fast einjährigen Gefangenschaft, die ihm seine edleren Neigungen zugezogen, hatte er endlich doch die Hauptmannsstelle im Regimente erlangt, trotzdem sein Oberst dagegen war. In den Jahren 1801 bis 1802 als Werbeoffizier in seinem Schweizer Vaterlande sich aufhaltend, hatte er bei seinem rastlosen Eifer sich immer weiter auszubilden auch Pestalozzi in Burgdorf im Kanton Bern aufgesucht, der gerade damals durch großartige pädagogische Unternehmungen und Schriften, wie durch die Lehrgottenschule, eine Schule, in der 4- bis 8jährige Kinder unter Leitung eines Frauenzimmers (Lehrgott = Lehrpatin) im Lesen und Schreiben Unterricht erhielten, durch die berühmte Denkschrift an den Ersten Konsul in Paris u. a. die Aufmerksamkeit der Welt auf sich zog.

Eine nähere Bekanntschaft der neuen Methode erzeugte bei Voitel allmählich die Idee, sie in Spanien einzuführen; und was auf den ersten Blick widersinnig schien, das bewerkstelligte er in der Folge: den gewaltigen Sprung von verjährter geistlicher Erziehung zur Aufstellung einer Unterrichtsmethode, der die hellste Philosophie zu Grunde liegt.

Nach seiner Rückkehr zum Regiment errichtete er in Tarragona eine unentgeltliche Schule für arme Soldatenkinder, wozu ihm vom Oberst Wimpffen, ja selbst vom Erzbischofe der Stadt thatsächliche Unterstützung gewährt wurde. Nach der Pestalozzi'schen Methode unterrichtete und erzog der wackere Hauptmann als Schulmeister eine Schaar verwahrloster Schlingel, etwa vierzig Grenadiers- und Marketenderbuben, die er halbverwildert von der Gasse nahm, und bald hatte seine Schule, in der die Jungen in Jahresfrist spielend und ohne Schläge Dinge gelernt hatten, die man in Salamanca und Zamora nicht besser verstanden, einen solchen Ruf erlangt, daß die Madrider Regierung dieser Angelegenheit näher trat.

Dadurch noch mehr in seinem edlen Streben bestärkt, sah es nunmehr Voitel als seine Lebensaufgabe an, die Pestalozzi'sche Methode in Spanien und in den Tochterstaaten dieses Landes zur Geltung zu bringen. Bezeichnend für seine warme Begeisterung ist ein Brief an Hopf in Yverdun: „Ich würde dem Mörder meines

Vaters freundschaftlich die Hand bieten und ihn an mein vergebendes Herz drücken, wenn er mir helfen wollte, die Pestalozzi'sche Methode über Spanien und Süd- und Nordamerika zu verbreiten. Das ist mein Vorhaben, und allein der Tod soll mich davon abhalten." Wenn auch der Aufschwung der spanischen Schulen damals nur vorübergehend war, immerhin bleibt Voitels Namen mit der Geschichte der spanischen Nationalerziehung auf's rühmlichste verbunden.

Obwohl er nun durch diese pädagogische Thätigkeit sehr in Anspruch genommen wurde, war er doch immerfort eifrig bemüht, sich selbst fortzubilden. Schon als Fähndrich war er zum Großinquisitor gegangen und hatte sich dort die Erlaubnis geholt, verbotene Bücher zu lesen; im Zeichnen leistete er nicht Unbedeutendes, eine große Fertigkeit im Französischen hatte er sich bereits angeeignet, nun suchte er einen Lehrer, um auch Englisch zu lernen. Da wird ihm ein junger bayerischer Unteroffizier empfohlen — Johann Andreas Schmeller.

Welche Ueberraschung für den braven Hauptmann, als er in dem Cabo primero einen ebenso begeisterten Verehrer der Pestalozzi'schen Erziehungs- und Lehrmethode kennen lernte, als er selbst es war. Der Rangunterschied zwischen dem Hauptmann und dem Unteroffizier war bald verwischt. Voitels freundschaftliches, feines, humanes Wesen nahm Schmellers Seele sofort für ihn ein. In seiner ruhig-sicheren und gütigen Art entriß er den jungen Schmeller alsbald völlig dem Reiche der Träumereien, belebte und erweckte durch ermunternde Worte und durch Teilnahme das sehr gesunkene Selbstgefühl, wies ihn auf eine bestimmte Lebensaufgabe hin und wurde und blieb dem Jüngeren ein wohlwollender Freund und ein für alle Zeit treugesinnter Helfer. Auch Voitel fand in Schmellers energischem Wesen, in seinem festen, willensstarken Charakter und in seinem umfassenden Wissen eine treffliche Ergänzung seines Naturells. Wie tief gewurzelt diese Freundschaft zwischen diesen beiden edlen Naturen war, beweist ein Gedicht Schmellers an Voitel, welches aus der Zeit der politischen Erhebung Deutschlands stammt und sich auch im Tagebuch Schmellers unterm 26. Januar 1814 findet:

O Voitel, du vor tausend andern
Vom Himmel mir zum Freund erseh'n!
Nach fernen Ländern mußt' ich wandern,
Ein Jahr voll schwerer Müh' besteh'n,

Damit ich dich, den ewig Teu'ren, fände,
Mein Herz mit deinem Herzen sich verbände;
Beglückend nur beglückt, erfreuend nur erfreut,
(Nie wurde frisch're Saat des Guten ausgestreut!)
Erkorst du mich zu schöner Wirksamkeit,
Vertrauter und Gehilfe dir zu sein!

Die fröhlichen und auch die ernsten Stunden,
Die mir am Manzanar und Francoli
An deinem Arm so freundlich hingeschwunden,
O nimmermehr vergeß ich sie!
Und ewig fort —
O du, der selbst im Kampf für Recht und Freiheit stand —
Tönt mir dein letztes Scheidewort:
Thu' alles Freund für's deutsche Vaterland!

Nicht minder drückt dieses warme Gefühl der Freundschaft ein Brief Schmellers an Voitel vom Jahre 1837 (bei Übersendung des bayerischen Wörterbuches) aus, in welchem er ihn den edelsten Freund nennt, der in ihm indirekt die Idee zur Verabfassung des Idiotikons geweckt habe.*) —

Auf dem spanischen Throne saß damals Karl IV. (1788—1808), ein guter Jäger und Hazardspieler, aber ein schwacher Kopf, der vollständig in den Händen seines allmächtigen Günstlings, des Ministers des Auswärtigen und infolge des Friedenschlusses von Basel von dem König zum Principe de la paz ernannten Manuel Godoy, Herzogs von Alcudia, war. Thatsächlich war dieser „Friedensfürst" nebst seiner Geliebten, der Königin Maria Luise, Prinzessin von Parma, regierender Fürst und verstieg sich in seiner Anmaßung so weit, daß er sich mit geheimen Plänen trug, nach Karls IV. Abdankung oder Tod den Prinzen Ferdinand von Asturien vom Throne auszuschließen und sich zum Nachfolger Karls IV. zu machen. Durch den Volksaufstand vom 18. März 1808 in Aranjuez aber wurde Karl IV. zur Entlassung Godoys und zur Verzichtleistung auf die spanische Krone zu Gunsten seines Sohnes Ferdinand VII. gezwungen.**)

Trotz seiner groben Sinnlichkeit und gemeinen Gesinnungsart hatte dieser Principe de la paz doch ein offenes Auge für die Bedeutung eines guten Volksunterrichts. Nachdem die Pestalozzi'schen „Elementarbücher", „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt", „Das Buch

*) Vergl. Pfeiffers Germania 19. Band pag. 253 f.

**) Vergl. Baumgarten, Geschichte Spaniens während der französischen Revolution. Berlin 1861. S. 205 ff. 420 ff.

der Mutter“ ins Spanische übertragen worden waren, wurde im August 1806 infolge eines königlichen Entschlusses, durch die Vermittlung eines dem damaligen bereits allmächtigen Generalissimus Principe de la Paz nahestehenden, in seiner Art eifrigen Oberbeamten des Kriegsministeriums Don Francisco Amorós y Ondeano die Errichtung einer eigenen, zunächst für Offizierssöhne bestimmten Probeschule auf Staatskosten nach Pestalozzischen Grundsätzen in Madrid beschlossen. Am 4. Nov. 1806 wurde die neue Anstalt im Stadthaus von Madrid feierlich eröffnet.

Als Maestro Director derselben wurde Hauptmann Voitel nach der Hauptstadt berufen. Kaum war derselbe an seinem neuen Bestimmungsort angelangt, so wurde auch Schmeller, der schon durch die Erfolge seiner Lehrthätigkeit in der Unteroffiziersschule in Tarragona die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten auf sich gezogen und Voitel nach Madrid begleitet hatte, als Ayudante primero für das junge Institut bestimmt. Das Anstellungsdekret ist von Madrid, unterm 17. Nov. 1806 ausgefertigt und hat den Titel: El Encargo de Primer Ayudante del R. Instituto militar Pestalozziano conferido a Dn. Andrea Smeller (con 4000 reales annales = 1200 Franken bei freier Station). Er hatte im Spanischen, Französischen und Englischen, in Arithmetik und Geometrie Unterricht zu erteilen und mit den Erwachsenen regelmäßige Übungen zur Ausbildung des Gesichtssinnes anzustellen. Welch edle Begeisterung Schmeller für diesen Beruf empfand, zeigt ein Brief, welchen er am 28. Nov. 1806 aus Madrid an Pestalozzi schreibt:

„Achtungswürdiger Herr! Erinnern Sie sich unter der Menge Ihrer Geschäfte des jungen Mannes noch, der im Juni 1804 aus Baiern nach Burgdorf kam, um bei Vater Pestalozzi einen Übungsplatz in seinem Lieblingsfache der Erziehung zu suchen, ohne weitere Mittel als die lakonische Empfehlung des Prof. Müller in Passau und einen Aufsatz über „Schrift und Schriftunterricht,“ den Sie vielleicht, als eine Probe dessen, wohin jugendlicher Eifer einen unreifen Kopf führen kann, noch in irgend einem Winkel aufzubewahren für gut fanden. Die Beweise des Zutrauens und der Teilnahme an seinem Schicksal, die Sie ihm damals gaben, scheinen ihm jetzt, da es sich nach beträchtlichen Stürmen wieder etwas zu erheitern beginnt, Grunds und Aufforderung genug durch diese Zeilen eine Neugierde zu befriedigen, die er dreist genug ist, in Ihrem menschenfreundlichen Herzen für das Loos eines Verlassenen, wie er es war, vorauszu-

setzen. Ja, edler Mann, Freund möchte ich Sie nennen, wenn ich es verdiente, Ihr Freund zu sein. Der Rat, der Sie mir in jener Unterredung auf der Schloßterrasse von Burgdorf gaben, nach Bern zu gehen und dort ein einstweiliges Auskommen zu suchen, bis nach Verlegung des Instituts nach München-Buchsee mein heiligster Wunsch könne in Erfüllung gebracht werden, war die Veranlassung zu einer Kette von Begebenheiten, die mich zu nichts geringerem als in das spanische Werbehaus in Solothurn und von da unter das Schweizerregiment Wimpffen nach Tarragona führten. Ich schweige von dem Seelenzustand, in dem ich beinahe zwei Jahre hindurch kämpfte, bis nahe dem Unterliegen eine unbegreifliche Vorsicht mich rettete und mir in einem edlen Manne, Voitel, einen Genius sendete, der den Niedergebeugten neu aufrichtete und meinem Geiste neues Leben gab. Gewiß kennen auch Sie den Namen und Charakter dieses Menschenfreundes, der mit so vieler Anstrengung an der Ausbreitung des großen Werkes Ihrer Methode in dem finstern, mehr als jedes andere Land des Lichts bedürftigen Spanien arbeitet. Durch ihn wurde auch ich auf einmal wieder in meine vorige Lieblingssphäre versetzt, aus der mich mein Schicksal auf eine so sonderbare, alle Hoffnung benehmende Art so lange entrückt hatte. Ich praktizierte unter seiner Leitung in der Regimentsschule zu Tarragona und als er vor kurzem durch eine Reihe äußerst delicater und gefährlicher Schritte, zu denen — ich rede aus inniger Überzeugung — unter Tausenden keiner als er der Mann war, einen Ruf nach dieser Hauptstadt erhielt, um unter dem Schutze der Regierung ein Pestalozzi'sches Institut zu eröffnen, hielt er mich für würdig, ihm als Gehülfe hieher zu folgen.

Unsere Sache steht unter den glücklichsten Auspicien. Der Friedensfürst betrachtet sie mit persönlicher Vorliebe, und alle Hindernisse, die im Wege stehen könnten, verschwinden auf seinen Wink. Das Publikum ist durch zweckmäßige Vorbereitung in öffentlichen Blättern und durch das Individuelle im Benehmen des Hrn. Voitel auf so eine Art für die Sache eingenommen, daß der Fürst unter die auf 100 festgesetzte Zahl der Zöglinge nur Kinder aus den ersten Häusern von Madrid aufzunehmen für gut fand; fünfzig erwachsene Schullehrer, Geistliche oder sonst Männer, denen das Erziehungswesen am Herzen liegt, sind als beobachtende Schüler admittiert, um die Methode zu lernen, einzuüben und seiner Zeit zu verbreiten. Von Seite der Regierung ist eine besondere Commission, bestehend aus sechs der geschätztesten Gelehrten, unter dem Vorsitz eines Staatsrates, niedergesetzt, um den

Gang und den Erfolg der Methode in unserm Institute Tag für Tag zu beobachten und nach einem Jahr oder eher, wenn sie es für gut achtet, der Regierung und der Nation ihre Resultate vorzulegen. Die äußere Seite der Anstalt entspricht der Größe ihres Unterstützers und die Fonds fließen mit einer bei dem großen Geldmangel des Staates wahrhaft bewunderungswürdigen Ergiebigkeit zusammen. Dem Director Voitel sind vier Lehrgehilfen mit Besoldung zugegeben, unter denen auch ich begriffen bin und den Augenblick nicht erwarten kann, in welchem ich meinen edlen unbekannten Mitarbeiter, Herrn Studer*), mit dem Gefühle der ganzen Würde unseres Geschäfts in die Arme schließen werde. . . . . ."

Dieses Real Instituto Pestalozziano Militar gedieh vortrefflich unter dem besondern Schutze des Friedensfürsten, der an Pestalozzi selbst Zusicherungen über die Forterhaltung des Unternehmens abgehen ließ; selbst der Infant von Spanien wurde nach der neuen Methode unterrichtet. Die von den Zöglingen dargelegte klare Anschauung, besonders von den verwickeltsten Zahlenverhältnissen, machten einen solchen Eindruck, daß die Teilnahme des Publikums auf einen hohen Grad gesteigert wurde und Zöglinge aus allen Teilen der Monarchie, selbst aus Bogota und Manila hinzuströmten, die als „discípulos observadores" die neue Methode kennen lernen wollten.

So schien es, als ob Schmellers Zukunft an Spanien geknüpft wäre. Es war ihm ja der Lebensinhalt gefunden; jetzt konnte er die großen Ideen, die sich in seinem Kopfe drängten, in die Wirklichkeit umsetzen; nunmehr hatte ihm das Glück einen Wirkungskreis zugewiesen, der seinen bisherigen Studien, seinen Neigungen, seinen Kenntnissen entsprach: Aufforderung und Nötigung genug für den jungen Apostel der neuen Lehrart, die in manchem Zweige noch so lückenhaft war, die vielseitigen Erwartungen, die man an seine Person knüpfte, zu erfüllen. Nun kamen ihm die Gedanken, die

---

*) Friedr. Studer war ein Pestalozzianer aus der Schweiz; den Winter 1806/1807 brachte er bei Pestalozzi in Yverdun zu, um sich mit dem praktischen Teile der Lehrart bekannt zu machen; dort befreundete er sich mit Krüsi, Schmid, Niederer, Tobler und Hopf. Von Voitel als zweiter Lehrer an das königl. Institut berufen, siedelte er noch 1806 nach Madrid über. Seine Schrift „Rückerinnerungen aus Spanien" (Aarau 1810, Sauerländer), sowie Morf's „Pestalozzi in Spanien" (Winterthur 1876, Bleuler-Hausheer) dienten mir bei der Schilderung der spanischen Unterrichtsbestrebungen jener Zeit vielfach als Quelle.

er in seinem Manuskript über „Schrift und Schriftunterricht" niedergelegt hatte, trefflich zu statten! Das Naturgemäße derselben erprobte sich auch in der schönen Sprache Castiliens und fiel sofort auf breiten, empfänglichen Boden*).

Allein unter der Sonne unbeständiger Fürstengunst aufgeblüht, erkrankte und verfiel die herrliche Schöpfung eben so rasch; und heute ist in Spanien davon kaum mehr etwas zu verspüren, daß dort einst die Pestalozzische Methode eingeführt war. Intriguen des Privatsekretärs des Landesfürsten, Amoros, der sich selbst an Stelle Voitels zum Direktor der angesehenen Anstalt machte, wodurch Voitel und Schmeller eine bittere Zurücksetzung erfuhren, sowie andere im Schoße der Anstalt entstandene Parteiungen, besonders aber die politischen Wirren, die Conspiration des Kronprinzen Ferdinand gegen seinen Vater Karl IV. und Godoy, die den Sturz des letzteren, sowie die oben erwähnte Märzrevolution in Madrid vorbereiteten, hatten zur Folge, daß die Lehranstalt am 18. Januar 1808 plötzlich aufgelöst wurde.

Am 21. Februar 1808 schreibt Schmeller über dieses schmerzliche Ereignis an Pestalozzi: „Es wird Ihnen die Katastrophe bekannt sein, die unser Institut betroffen hat. Durch ein königliches Decret vom 13. Januar ward am 18. desselben Monats die Anstalt nach Pestalozzi's Methode für geschlossen erklärt, und Kinder und Lehrer im Beisein eines Platzadjutanten mit militärischer Wache, wie bei Aufhebung irgend eines staats- oder religionswidrigen Clubs, nach Hause geschickt. Herrn Voitel, Studer und mir wurden im nämlichen Decret kleine Reisevergütungen ausgeworfen, und durch mancherlei derbe Fingerzeige angedeutet, daß wir uns sobald als möglich aus der Königsstadt entfernen sollten. Indessen scheint sich Se. fürstliche Hoheit seiner noch vor kurzem Pestalozzi und der spanischen Nation in Betreff der Methode gemachten Versprechungen

---

*) Schmeller verweist in seiner autobiogr. Skizze selbst auf die Andeutungen über seine Wirksamkeit in der Einleitung zum 1. Band der von Andujar besorgten spanischen Ausgabe der Libros elementares de Enrique Pestalozzi, Madrid 1807 und in dem 1. Bericht der Commission: „Noticia de las providencias tomadas por el gobierno para observar el nuevo método de la enseñanza primaria de Enrique Pestalozzi. Madrid 1807. Don Juan Andujar war Geistlicher und Erzieher der Söhne des Herzogs von Frias; er war — allerdings in selbstsüchtiger und ehrgeiziger Weise — gleichfalls für die Einführung der Pestalozzischen Methode sehr thätig.

erinnert zu haben und seinem Worte dadurch treu bleiben zu wollen daß er etliche 12 oder 18 Knaben als Pagen in seinen Palast nimmt, welchen unter andern auch Herr Voitel als Lehrer in der Pestalozzi'schen Methode zugegeben werden soll. Also Herr Voitel bleibt hier, und nach seinem Wunsch, nach seinen Ansichten sollen auch wir hier bleiben. Er hat mir in den angesehensten Häusern Privatlectionen verschafft, die mir jährlich die nette Summe von 22000 Realen (etwa 5000 Fr.) eintragen würden, allein ein inneres Gefühl, das man mir als Thorheit, als Narrheit auslegt, macht es mir unmöglich diesen Wirkungskreis anzunehmen. Glauben Sie mir, das Jahr, das ich hier in Madrid verlebte, hat in meinem Herzen so sehr allen Glauben an Rechtheit, an Wahrhaftigkeit unter den Menschen erstickt, daß es mir äußerst not thut mein Inneres im Cirkel besserer Menschen wieder zu erwärmen. Ja, selbst meine Ansicht von der Methode und ihren Formen, das Vertrauen auf ihre Wirkung ist in mir so sehr herabgestimmt, daß ich nur von Ihnen, unter Ihnen neue Hoffnungen, neue Aufmunterung, neuen Mut werde erringen können. Deswegen verstoße ich die vorteilhaften Aussichten, die Voitel mit dem besten Willen mir darbot; es schmerzt mich, daß mich dieser mein Schritt von dem Manne entfernt, dem ich so vieles zu verdanken habe, aber ich fühle zu gleicher Zeit, daß auch unter den schöneren Trieben unseres Herzens eine Rangordnung statt hat und oft mit anscheinendem Unrecht eine der andern weichen muß. Teurer, ich komme also zu Ihnen, mit Herrn Studer komme ich zu Ihnen, der von Amoros beauftragt ist in Begleitung eines mit Urlaub gehenden Schweizerofficiers des Fürsten Portrait Ihnen zu überbringen." —

Voitel rückte später im Range eines Oberstlieutenants wieder bei seinem Regimente in Tarragona ein, um bald darauf „an einer blutigeren Schule teilzunehmen," Schmeller aber, der sich ohne den Edlen wie verwaist fühlte, zudem aus so manchem Jünglingstraum geweckt und von seiner Sehnsucht nach dem Süden hinlänglich geheilt war, verließ am 26. Februar Madrid, um mit Studer zu Pestalozzi in die Schweiz und von da vielleicht in die Heimat zu gelangen.

Wie die Bewohner einer schönen Gegend erst dann den Reiz derselben zu schätzen wissen, wenn sie andere Länder gesehen haben: so hatte Schmeller den Wert der Heimat erst in der Fremde kennen gelernt.

Es beweist dies eine Stelle in einem Entwurf zu einer „Staaten-geschichte" (1805), mit deren Herausgabe er sich damals trug. Dort schreibt er über Bayern: „O mein Vaterland! Wenn ich gleich Ursache zu haben glaube, mich gegen dasselbe zu beklagen, so wird es doch unter allen Ländern der Erde stets das erste in meinem Herzen sein. So ungeheuchelt, ernst den Gang der Veredlung gehend, — nein, kein Land der Erde kommt ihm gleich. Die Kultur der ganzen Menschheit verliert, wenn die unselige Fackel des Kriegs, von Barbarenhänden geführt, seine schönen Einrichtungen wieder zerstört. Und schon drohen die Erbfeinde jenseits des Inns mit Invasion, erklären, das Land so lange in deposito zu behalten, bis Frankreich seine Vorschläge erfüllt hätte. Doch unter Preußens oder Frankreichs Schutze wird es nicht ganz erliegen."

Dieser Entwurf bildet zugleich den Anfang seiner geschichtlichen Studien, die in späteren Jahren mustergiltige Werke zur Reife gelangen lassen sollten. Schon aus dieser jugendlichen Arbeit erkennt man, daß er über die Geschichtsforschung eine von der damals landläufigen Anschauung vielfach abweichende Ansicht hatte, daß seine Auffassung eine nicht unwesentliche Fortentwicklung der Ansichten über die historische Wissenschaft überhaupt in sich begreift, sowie andrerseits, daß er in seinem einsamen Denken über das Leben der Völker zu Resultaten gekommen war, die wir gerne geneigt sind als Errungenschaft unserer Tage zu erblicken. Ideen von der Beteiligung auch des Volkes am Leben des Staates und von der Berechtigung des Individuums gegenüber dem alles in Anspruch nehmenden Staatsgedanken finden sich bereits in jenem Fragmente einer „Staatengeschichte". Es mag erlaubt sein, einige bezeichnende Sätze daraus auszuheben. „Die Geschichte der Menschen ist die Geschichte der Nationen — traurig; der Machthaber, Despoten — noch trauriger! Tausend Elende, damit Einer im Überflusse schwelgen könne; Tausende morden Menschen, wann wird ein Mensch unter euch sein? Wann wird nur der Mensch groß sein, — nicht der Staatsmann, der Kriegsmann! —

Ein Zeitpunkt beginnt, in dem ganz Europa zu fürchterlichen Konvulsionen aufzuwachen scheint, der unselige Ambitionsgeist der Machthaber, die Zahl ihrer Sklaven, ihrer Anbeter zu vermehren, rüstet Millionen eben dieser Elenden zu gegenseitigem Morde. . . .

Wegwenden den Blick von der grausen Scene und weinen? — nein, nein, mit festem Auge, in sich selbst verschlossen beobachten muß

der Mann sie, der nicht bloß klagen und wünschen, sondern zu seiner Zeit auch handeln will. . . . . Unseliger Wahn, als könne ein Mensch durch etwas anderes groß werden als eben durch das Menschliche, durch das, wodurch er allen gleich ist. Wer durch äußerlichen Pomp, durch lächerliches Herumwerfen mit Blitzen groß erscheinen will, der wird der Nachwelt jämmerlich klein erscheinen. Washington war auch als nachmaliger gemeiner Bürger noch Washington.“ Und an anderer Stelle: . . . .

„Die Weltgeschichte ist das Weltgericht! O ja! Geschrieben von Schmeichlern oder von Aufgebrachten. Schön! Noch jetzt streiten wir uns ja über den Menschen Alexander; der verabscheut ihn, der erhebt ihn zum Himmel: das lustige Königssöhnlein! . . . In der Griechen- und Römergeschichte ist doch noch so viel Menschliches, nämlich Bürgerliches (ein Bürger auf 100 Mann), aber in der mittleren und neueren Geschichte ist wahrlich von den Menschen gar nichts mehr zu sehen. Lauter Politik, lauter Verschwägerung der Prinzen, Kriege in den Kabinetten angesponnen. . . . . Ich habe noch in keiner unserer Geschichten etwas für mein Herz gefunden. Und wenn, so hatte es der Geschichtsschreiber absichtlich hineingelegt. Wie widerlich! Was hat ein Mann, der die Sache so wenig als ich mit angesehen, für ein Recht, sie mir so oder anders darzustellen. Die Quellen, die Quellen sind besser als eure Geschichtskunstwerke. Sammelt brav, werdet selbst Quellen für die Ereignisse unserer Zeit, so seid ihr auch etwas Unentbehrliches. Das Komponieren ist Zeitvertreib, ist Romanschreiben. Aus den Quellen sollte auch die Jugend die Geschichte kennen lernen, nicht aus dem Zusammengekauten.“

Es sind dies Anschauungen, wie auch Goethe sie von der Geschichte hat, wenn er „Faust“ zu „Wagner“ sagen läßt:

Was ihr den Geist der Zeiten heißt,
Das ist im Grund der Herren eigner Geist,
In dem die Zeiten sich bespiegeln.

Es ergibt sich auch aus den in jenem Entwurfe niedergelegten Gedanken Schmellers, wie sich sein Geist aus dem dämmerigen Halbdunkel der politischen Gebundenheit und Unfreiheit, in welcher damals die menschliche Gesellschaft noch immer teilweise befangen war, bereits in die sonnigen Höhen der allgemeinen Menschlichkeit und des Humanitätsgedankens erhoben hatte, ohne sich jedoch verleiten zu lassen, über der Betonung des allgemein Giltigen und Bleibenden

in der Weltgeschichte das Einzelne und Mannigfaltige der heimischen Geschichte über Bord zu werfen.

Auch die sociale Frage macht er häufig zum Gegenstand seines Nachdenkens. Er hatte ja von klein auf die unüberwindlich scheinenden Vorurteile, die einem aufstrebenden, aus den niederen Schichten der Gesellschaft emportauchenden Menschen entgegenstehen, im eigenen Leben kennen gelernt. Da trug er sich denn eine Zeit lang mit dem Gedanken, aus der unverhüllten Darlegung und Verfechtung seiner Ideen über die Verbesserung der gesellschaftlichen Zustände mit einen Hauptteil der Arbeit seines Lebens zu machen. Doch kam dieser Plan, wohl infolge der nächsten Lebensereignisse, nie in seinem ganzen Umfang zur Ausführung. Wohl aber hat er sich stets viel mit dieser Frage beschäftigt und treffliche, tiefsinnige Reflexionen darüber in seinen Werken, in seinen Tagebüchern und im Briefwechsel mit Freunden niedergelegt*).

b) Zweiter Aufenthalt in der Schweiz (1808 — 1813.)

Am 29. März 1808 treffen wir Schmeller in der Schweiz und zwar bei Pestalozzi im freundlichen Yverdun, wo er die für Madrid so gräßlichen Tage in harmloser Ruhe verlebte. Hier war es auch, wo er mit dem edlen Samuel Hopf bekannt wurde und mit demselben, der von gleicher Begeisterung für Veredlung der Menschheit durch Erziehung und Unterricht erfüllt und wie er Anhänger der Pestalozzi'schen Methode war, zur Errichtung einer Privatlehranstalt in Basel sich verband.

Samuel Hopf hatte wie Schmeller eine schwere Jugend durchgemacht. Während seine Vorfahren zu Thun im Kanton Bern ein reiches Handelshaus besessen hatten, war das Vermögen seiner Eltern völlig zu Verlust gegangen, so daß der junge Samuel mit seinem Bruder Gottfried in einem Waisenhause erzogen wurde. Dort hatte er von den Vorstehern der Anstalt außerordentlich viel zu leiden. Wenn die übrigen Knaben zu Spaziergängen sich rüsten konnten, wurde er in ein Zimmer geschlossen oder gar ins Bett geschickt. Diese harte, allen pädagogischen Taktes ermangelnde Handlungsweise blieb auch dem gereiften Manne ein unlösbares Rätsel. Eine schwärmerische

*) Auch unter den „Schmelleriana" der kgl. Hof- und Staatsbibliothek in München findet sich eine nicht unbeträchtliche Sammlung von solchen Gedanken.

Freundschaft kettete ihn an Friedr. Studer, dem ein ähnliches Geschick wie ihm zu teil geworden war, und seit der oben genannten Verbindung an Schmeller, mit dem er in Charakteranlage und Streben so viel gemeinsam hatte. Sein Plan Menschenbildung zu verbreiten ging ins weite. Auch über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus wollte er wirken. Mit dem Oberstlieutenant Voitel und und dem Friedensfürsten von Spanien stand er in Unterhandlung, um die pestalozzischen Ideen in den spanischen Tochterländern in Amerika einzuführen.

Die Aufgabe der von ihm und Schmeller neugegründeten Anstalt in Basel war, Zöglingen, die keine gelehrte Bestimmung hatten, ihre vollständige Ausbildung zu geben, so daß sie unmittelbar zu einem Beruf übergehen konnten, diejenigen aber, welche die gelehrte Laufbahn einschlagen wollten, in den alten Sprachen bis zum Übertritt an eine Universität zu führen. Auch heutzutage noch sehr beherzigenswerte Gedanken sind in dem Programm ausgesprochen, welches über die Erziehungsmethode in einer Einladungsschrift zur ersten Prüfung im Jahre 1810 niedergelegt ist. Schmeller war der Verfasser derselben.

Die Erziehung habe nicht den Zweck, heißt es da u. a., die Kinder durch gewisse Kenntnisse und Künste dahin zu bringen, sich für die Erwerbung äußerer Genüsse mit der Zeit Hilfsmittel zu verschaffen, es müßte denn alles nur nach der sinnlichen Nützlichkeit berechnet werden. Allein der wahre Erzieher habe die Menschheit unter einem viel höheren Gesichtspunkt zu fassen. Nicht für die Welt, wie sie wirklich ist, sondern wie sie bei einer allgemein guten, das Menschliche und Göttliche unserer Natur umfassenden Erziehung werden kann, soll das Kind gebildet werden.

Das Ziel der Anstalt war daher möglichst allseitige Entwicklung der edelsten Kräfte des Kindes auf eine seiner Natur gemäße Art, stufenweise, ohne Übereilung, ohne Lücke, ohne Schein. Die Zöglinge sollten nicht von den Lehrern, sondern von sich selbst lernen, d. h. sie wurden von den Lehrern auf das Wesentliche aufmerksam gemacht, auf den Weg zur Erkenntnis und zur Übung geleitet; erwerben aber mußten sie es sich selber. Gerieten sie auf einen Irrweg, so wurden sie durch Überlegung und Prüfung zur Erkenntnis des Irrtums und zu neuem Forschen nach Wahrheit zurückgeführt.

Dieser Weg führte freilich nicht zu den schnellen und glänzenden

Ergebnissen einer hohlen Wortgelehrsamkeit, dagegen aber, wenn auch langsam und ohne daß bestimmte Klassenziele erreicht werden mußten, doch sicher zu Erkenntnis und Kraft. Weit entfernt, ängstlich zu sein, ob das Kind auch früh genug zu diesem oder jenem gelange, war man dort vielmehr besorgt, es möchte zu früh einen Schritt weiter gehen, ehe es das Gewonnene in sich verarbeitet und fruchtbar gemacht hatte; daß aber bei diesem Zurückhalten, welches freilich weder der Eitelkeit der Eltern noch derjenigen des Kindes schmeichelte der Zögling nicht nur nichts verlor, sondern vielmehr den höchsten Gewinn daraus zog, fällt in die Augen.

„Bei einer naturgemäßen Thätigkeit und Entwicklung nämlich, heißt es dort weiter, ist das Kind in jedem Alter und auf jedem Standpunkt ganz das, was es sein soll, d. h. in vollkommener Übereinstimmung mit sich selbst. Seine Kräfte bleiben in Ebenmaß, und eben deshalb ist die Seele eines solchen Kindes gesund und froh. Sollte es im Rate der Vorsehung beschlossen sein, es früh von dieser Erde abzurufen, so wird es sein kurzes Dasein freudig und würdig verlebt und nichts einer unsicheren Zukunft aufgeopfert haben. Das vom Schmerz der Trennung zerrissene Elternherz wird sich nicht mit dem oft so gerechten Vorwurf die Wunde vergrößern müssen, dem hingeschiedenen Liebling durch ängstlichen Zwang zur Erwerbung einer Unmasse von Kenntnissen seine Tage verbittert, vielleicht gar verkürzt zu haben.“ Es ist ohne Zweifel einer der heikelsten Punkte der modernen Erziehung, daß mehr der Verstand, als Gemüt und Gesinnung gebildet werden. Man lernt, wie Auerbach richtig sagt, auch noch mit fremden Augen sehen, bevor man mit eigenen Augen gesehen hat. Das Hinweisen ist vielfach störend; nach dem Volksglauben darf man nicht mit dem Finger auf einen Stern hindeuten, da man dabei einem Engel ins Auge steche. Ein nach den oben angedeuteten Ideen erzogenes Kind dagegen ist frei von Superklugheit und Anmaßung; es wird weder zu ehrgeizig und zu gespannt sein, einseitig nur sein Wissen zu vermehren, noch zu träge nur auf sein Gedächtnis vertrauen. Welch bedeutender Gewinn für die sittlich-religiöse Bildung des Kindes, wenn ihm schon durch sein Lernen und Üben Bescheidenheit, Gleichmut, Wahrheitssinn, Selbsterkenntnis und ein stetes Streben nach eigener Vervollkommnung eigentümlich geworden ist! Der Hauptfehler unseres Schullebens besteht darin, daß „unsere Kinder zu essen bekommen, wenn sie gar nicht hungrig sind; da schmeckt es nicht recht und gedeiht noch viel weniger.“ Das

Hungrigmachen nach dieser und jener Erkenntnis, darin beruht die Hauptkunst der Pädagogik, nicht im Anfüllen mit ungründlicher Vielwisserei und in äußerer Vielthuerei.

Daß der Zudrang von Zöglingen zu einer Anstalt, in welcher die eben angedeuteten Grundsätze als Richtschnur der Erziehung und des Unterrichts galten, groß war, ist begreiflich. Sie blühte und erfreute sich in der That mehrere Jahre lang eines weiten, trefflichen Rufes, bis abermals Kriegsereignisse, welche Basel mehr als die übrigen Schweizer Städte fühlen mußte, namentlich aber unrichtige Wahl der Nebenlehrer die Auflösung bei Beginn des Jahres 1813 rätlich erscheinen ließen. Hopf, der sich mit Weib und Kind in recht bedrängter Lage befand, wandte sich nach Burgdorf, um dort eine Lehrstelle an der Stadtschule anzunehmen, die ihm einen fixen Gehalt bot. Schmerzlich berührte Schmeller die Trennung von der ihm so teuer gewordenen Familie Hopf. Die Jahre, die er in jenem schönen Kreise verlebt hatte, zählte er zu den glücklichsten und unvergeßlichsten seines Lebens.

So war auch dieses Unternehmen gescheitert. Es schien, als ob es Schmeller nicht beschieden sein sollte, ein Dasein zu genießen, das, befestigt und gesichert, nicht immer aufs neue erkämpft und ertrotzt werden mußte. Aber wie er schon früher beim Fehlschlagen mancher Hoffnungen sich den Stürmen zur Wehre gestellt hatte, so war er auch jetzt gerüstet, der Welt kämpfend die Stirne zu bieten und in nie ruhender Bewegung sein Leben durch Entsagungen und Entbehrungen hindurchzuführen. Niemals verlor er ja, auch in den schlimmsten Lagen seines Lebens, den Glauben an sich selbst. Der „Leidendste von allen“ war ihm, wer den eigenen Halt verloren hatte, wie er dies in einem Sonette aus jenen Tagen schön aussprach:

Banger Schmerz wird an der Stätte weinen,
Wo der Tod ein schönes Band zerriß:
Aber tröstend durch die Finsternis
Wird ein Strahl aus beſſ'ren Welten scheinen.

Tiefer wühlt des Schmerzes Natternbiß,
Bittrer mag der Tiefgekränkte weinen,
Wenn sich aus dem Arm des treuen Einen
Liebesmordend die Geliebte riß.

Doch auch diese Klage wird verhallen,
Heilen kann auch dies gebrochne Herz;
Endlos ist nur einer Wunde Schmerz:

Sie empfing der Leidendste von allen,
Dem das tiefste Weh das Herz zerpreßt,
Den der Glaube an sich selbst verläßt!

Bei seiner edlen Uneigennützigkeit und da er seine Ersparnisse meist für Anschaffung von Büchern und zur Unterstützung seiner Eltern und anderer Hilfsbedürftiger verwendete, hatte er sich nur wenig erübrigt. Am 30. Nov. 1812, an seinem Namenstage, schildert er in seinem Tagebuche seine damalige Lage: „Andreastag! O ihr meines Daseins Urheber und erste Pfleger in Rimberg, heute denkt ihr gewiß an eueren ungeratenen, verlorenen Sohn*). Schon neun Jahre, daß wir uns nicht mehr sahen, und die Sechzig überschritten! O ich muß, ich muß machen, daß ich euch noch einmal sehen kann, mir die teuersten aller Menschen. Nicht einmal durch ein kleines Geschenk bin ich im Stande, eurem dürftigen Alter meine Liebe zu beweisen. Mit bloßen Buchstaben muß ich es dieses Jahr. . . .“

Wie seine Tagebücher aus jener Zeit uns einen tiefen Einblick in sein Seelenleben gestatten, so sind sie auch für die Erkenntnis seiner politischen Anschauungen über diese und die darauffolgende Periode, die glorreiche Zeit der Befreiungskriege von größter Wichtigkeit. Mit der gespanntesten Aufmerksamkeit verfolgt er die politischen Vorgänge in Europa. Deutscher Patriotismus, ein warmes, volles Empfinden für das deutsche Vaterland, tiefe und wahrhafte Trauer über den elenden Zustand des Reiches: das waren die Gefühle, die er in seinem Herzen hegte. Die Hauptursache des trostlosen Zustandes Deutschlands sah er in dem Mangel an Gemeinsinn und an Nationalbewußtsein bei den Deutschen. „Woher der Mangel an Gemeingeist, an öffentlichen Tugenden? Wo sind die Vereinigungspunkte für das Volk? Wo sollen sich die Menschen mehrerer Gemeinden, Landschaften einander kennen lernen, mit einander sich freuen, mit einander wetteifern? Welche gemeinschaftliche Erinnerungen sollen sie zum Kampf aneifern? wenn ihnen nur die Ablieferung der Abgaben, ihrer waffenpflichtigen Söhne u. s. f. gemeinschaftlich ist? Bloße Kriegertugend kann und soll uns nicht mehr begeistern. Schande den anniversaires des batailles. Wenn die gebildeten Völker unseres Europa keine Überschwemmung Wohnsitze suchender Barbaren mehr zu fürchten haben, möchten sie doch nicht stolz darauf sein Tamerlans Horden zu gleichen.

---

*) Weil er nicht Geistlicher geworden war, wie es die Eltern gewünscht hatten.

Das verewigt den wilden Zustand, in welchem die Völker noch immer gegen einander stehen, jedes auf seine Faust oder seine Bajonette pochend — wann werden Völker einmal einen Staat bilden? Es fange eine große Völkerschaft an, freierdings oder zwangs die Waffen wegzulegen, damit sie auch andre nicht mehr brauchen und Höheres anerkennen lernen. Möge es bald nur noch Wehrmänner und keine Soldaten mehr geben. . . . . In der Freude vereinen sich die Menschen. Unsere Religion bietet wenig solche Einigungspunkte. Sie veräußerlicht sich nicht so sehr, sie waltet im Innersten des Herzens verschlossen und hält unsern Blick mehr auf das Jenseitige gerichtet. Sie ist für uns, was für die Alten die Philosophie. Die Triebfeder der alten freien Staaten war die Geselligkeit — die unsrige ist der Eigennutz oder wenn mans so nennen will die Ehre. Der Grieche rang nach einem nackten Ölzweig, wir nach Dotationen, Ordensbändern mit Pensionen und s. f.

Das Schauspiel scheint nur ein Luxusgenuß der bevorrechteten, viel begehrenden und wenig hervorbringenden Klasse zu sein, weil es an vielen Orten an den Feiertagen der arbeitenden Klasse verschlossen und in einigen deutschredenden Städten französisch oder italienisch ist."

An Friedrich von Logau's edlen Zorn über die für Deutschland so unheilvolle Sucht, das fremde, besonders das französische Wesen nachzuäffen, erinnern Schmellers bittere Worte:

O Nachahmungswut! — Von Paris muß alles uns kommen!
Nichts nachahmen, mein Volk, ahme dem Gallier nach!
Deutschlands rühmt ihr euch gern in Paris, im milden Neapel:
Ach, in Deutschland nur wollet ihr Deutsche nicht sein!

Nicht minder empört ihn der Mangel an Lebensgewandtheit und Selbstgefühl bei den Deutschen: „Sind die Deutschen steif und knechtisch, ist dies ein Erbübel der Nation, so nützt das Klagen und Schimpfen darüber nichts: dann muß man machen, daß man wird, was man bei den angeborenen Gebrechen werden kann, und sich nicht fledermausartig absondern. Franzose wird man trotz des Plapperns und Pariselns doch nie."

Gerade aber, wenn er am bittersten ist, tritt seine warme Vaterlandsliebe recht lebendig hervor, und dies nicht bloß, wenn er die Deutschen durch Hohn zur Selbsterhebung aufstachelt, sondern auch wenn er sich über die Maßlosigkeit Frankreichs äußert. Namentlich gegen den gewaltigen Eroberer, der zwar Bayern groß — wenn auch nur als sein Werkzeug groß — Deutschland aber klein machen wollte

und der sein Machtgebiet bereits bis tief in das Herz Deutschlands ausgedehnt hatte, empfand er den grimmigsten Haß:

„Der Franzose sagt, der Rhein ist die Grenze; fast mit demselben Recht, in dem er es von der Elbe behaupten wollte, nur daß er erstere Behauptung schon seit längerer Zeit gegen die Schlaffheit Deutschlands ins Werk gesetzt, und weil ein 26 jähriger und 100 jähriger Raub schon den Schein rechtmäßigen Eigentums erlangt hat. Der Rhein ist Frankreichs natürliche Grenze, sagt der Soldat, der handwerksmäßig in den Ländern nur die Verteidigungsmittel, Ströme, Engpässe, Festungen, aber nicht die Menschen sieht, — oder auch der Finanzmann, der gern eine Schranke sucht, die ihm das willkürliche Sperren und Öffnen der Gewerbthätigkeit im Großen möglich macht. Vater Rhein, könntest du dem Welschen dienen, diesem nur Mittel verschaffen, dein Volk nach Willkür zu brandschatzen oder zu erniedrigen? Nur ein Schlagbaum solltest du sein, du, der deutschen Flüsse König, von schamlosem Aufpassergesindel umlagert? — Nicht als Franzosen, nicht als Soldaten und Finanzleute, auch als Menschen, als Deutsche dürfen wir sprechen. Staaten wohl, aber Nationen dekretiert man nicht. Wie doch Verhältnisse, von der Natur seit beinahe zwei Jahrtausenden festgesetzt, gleich den Beschlüssen eines Kriegsvirtuosen oder eines Financiers sich schmiegen!“

Als Moskau von den Russen selbst angezündet worden war, da rief Schmeller aus: „Die Barbaren! Minder barbarisch freilich war das Verbrennen aller englischen Waaren auf dem Festlande! Russen, ihr habt dem erschöpften, in Eigennutz erstorbenen Zeitalter ein großes, ein ungeheures Beispiel von Nationalsinn gegeben!“

Das brennende Moskau war für Deutschland das Morgenrot seiner Freiheit. Alles stand zwar unter dem Banne der Erschütterung, die dieser gräßliche Ausgang des Unternehmens Napoleons nach sich zog. Zugleich aber blickten Tausende, in diesem Weltgericht das Ende der Napoleonischen Triumphzüge erkennend, mit Hoffnung und mit Zuversicht in die Zukunft. Auch Schmeller wird fortgerissen von dem allgemeinen Jubel, als es hieß, daß es in Rußland übel gehe und in Paris eine Verschwörung ausgebrochen sei mit elf Generälen an der Spitze, und begeistert greift er in die Leyer.

An die Arndt'schen Lieder erinnert sein „Deutsches Lied“ vom Jahre 1812:

Es lebe das Vaterland, das Vaterland soll leben!
Es leben die Deutschen, die Deutschen sollen leben,
Die vom Rhein und von der Oder
Von der Aar und von der Düna!
Es leben die Deutschen, die Deutschen sollen leben,
Die vom Inn und von der Eider
Von der Mosel und der Donau!
Es leben die Deutschen, die Deutschen sollen leben!

Es reicht des Deutschen Vaterland
So weit man deutsch empfindet, denkt und spricht,
Was Gott durch Sinn und Wort verband,
Das trennet des Erobrers Machtspruch nicht.
Es lebe das Vaterland, das Vaterland soll leben
Es leben die Deutschen, die Deutschen sollen leben!
Was deutscher Sinn ersonnen,
Was deutscher Fleiß geflochten,
Was deutsche Faust erfochten,
Uns allen ist's gewonnen,
Uns allen hebt's die Brust
Mit gleicher stolzer Lust.
Wir sind ja Deutsche, Deutsche sind wir alle,
Wir sind ja Brüder, Brüder sind wir alle!

Das deutsche Wort, ein freies Wort;
Das deutsche Wort, ein wahres Wort.
Was vor Römeradlern, Römerblitzen nie geschwiegen,
Wird sich nicht knechtisch dem Franzosen schmiegen
Vereitelt sei der Welschen alte List,
Wir lassen ab vom langen Bruderzwist.
Verderben jedem, der zum blut'gen Streit
Noch einmal Deutsche gegen Deutsche reiht!
Wir kennen uns am deutschen Wort —
Laßt ab, laßt ab vom Brudermord!
Die Waffen weg, und her die deutsche Hand
Zum Bund für's allgemeine Vaterland!
Ihr Deutschen her die deutsche Hand
Zum Bund für's allgemeine Vaterland!

Nicht mehr für Fremde, nur für unsre Sache,
Für deutscher Männer Hab und Gut,
Für deutsche Freiheit, Sitt' und Sprache,
Ihr Deutschen, fließe deutsches Blut.
Doch nimmer lock uns leerer Kriegesruhm,

Der rohern Väter unbestrittnes Eigentum.
Es seien andre groß durch Kampf und Streit
Wir Deutsche seien groß durch Menschlichkeit,
Und wo was edles, menschliches geschah,
Da heiß' es gleich: war nicht ein Deutscher da?
Und wo was edles, menschliches geschah,
Da heiß' es gleich: es waren Deutsche da!

Auch in Form von Anekdoten erging sich seine Freude über die Flucht Napoleons aus Moskau. Eines der hübschesten Sprüchlein, das sich über den großen Flüchtling in Schmellers Tagebuch findet, ist dies, daß dem nach Paris zurückkehrenden Vater die zweijährige Majestät von Rom entgegengekommen sei mit den Worten: Papa, hab' laufen gelernt. Darauf der Vater: ich auch mein Sohn.

Die Verblendung des großen Korsen, dem „Europa eine zu kleine Bühne für seine Thaten gewesen war" und sein tragisches Geschick stellt Schmeller in folgendem Gedicht dar:

An seiner Seine stand der Kecke,
Und wandte sich, und schaute forschend umher,
Wie weit sein Blick der Erde Völker schrecke.
Und er schaute vom Meere zu Meer
Und vom blutgedüngten hispanischen Lande
Bis zu der Newa beeisetem Strande.
Ist denn kein Gott, die Unterdrückten zu rächen,
Kein Gott, des Kecken Übermut zu brechen?

Er schaute, und die Millionen duckten sich und bebten,
Wie sie des Kecken rollend Auge sah'n,
Und viele waren, die da nach Gold und Ehre strebten,
Sie krochen im Staub und beteten an.
Und er hörte die Hymnen seiner Knechte
Und kecker gebot er dem schweigenden Geschlechte.

Und seine Schergen mit grausem Gepränge,
Durch die Städte zieh'n sie, die Fackel in der Hand
Und schweigend schaut die nackte, zitternde Menge,
Womit sie sich decken könnte, in unerhörtem Brand.
Und was fremdem Boden, doch für alle Zungen entsprossen,
Das hält sein Grimm den lechzenden Völkern verschlossen.

Und an seiner Seine schaut er nach dem weiten Brande
Und nach den lechzenden Tausenden zählend umher,
Und sieh, verwogen hat sich ein Volk im nordischen Lande

Es kriecht und brennt und lechzet nicht mehr;
Und er zürnt und winket seinen Sclaven,
Das freie Streben blutig zu bestrafen.

Das Nordvolk an ihre eigne Kette zu schmieden,
Erregt er die ganze gesittete Welt
Und wie er in Ost und West und Süd
Die Schaaren der Helfer und Knechte zählt,
Da will er das Eisland nicht mehr bezwingen,
Er wills auf einmal für ewig verschlingen.

Und er macht sich auf und fliegt gen Norden,
Und es wanket vor ihm die feindliche Macht,
Und er vor allen geübt und klug im Morden
Ersiegt der Schlachten blutigste Schlacht;
Und in die ferne unermeß'ne Stadt des Zaaren
Ziehn siegestrotzig die blutegierigen Schaaren.

Und zu ungesittet, des Feindes Hohn zu ertragen,
Erheben sich die Zertretnen mit der Verzweiflung Mut
Und eilen und wandeln, (o seltenes Wagen!)
Die eigene Stadt in unermeßliche Glut.
Und staunend schweifte der Blick des Kecken,
Und seine Brust erfüllten nie gekannte Schrecken,
Es ist ein Gott, die Unterdrückten zu rächen,
Ein Gott, des Menschen Übermut zu brechen!

Und stützet der Welschen Volk, zum Dienen geboren,
Freiwillig den eisernen Arm des glänzenden Herrn:
O Deutsche, so sei doch euch die Stunde nicht verloren,
Ergreift sie behend; sonst ist sie euch ewig fern.
Zersprengt die schmählichen, ob auch gleißenden Ketten!
Auf Deutsche, auf, den deutschen Namen noch zu retten!
Denn seht, es hilft ein Gott die Unterdrückten rächen,
Ein Gott des Menschen Übermut zerbrechen!

Die wärmste Vaterlandsliebe spricht sich in einem Gedichte aus, das gleichfalls dem Jahre 1812 angehört:

O Vaterland, mein Vaterland, wie lieb' ich dich!
In Tarragonas ew'gem Sonnenschein
Wie oft, du winterliches, dacht' ich dein!
Nach deinen Fichten, ach wie sehnt' ich mich
Im fernen Pomeranzenhain!
Und bei der Südensprache Melodei'n
Nach deinen Tönen, ach wie sehnt ich mich!
O Vaterland, mein Vaterland, wie lieb' ich dich!

O Vaterland, mein Vaterland, wie lieb' ich dich!
Daß deinem Volk, durch innern Zwist getrennt,
Dein banger Hilferuf vergebens tönt,
Ein Spott der Fremden, ach wie schmerzt es mich
Und daß dein Hamburg nicht mehr dein sich nennt,
Dein Straßburg welscher Sitte fröhnt,
Der Deutschen Stolz einst, ach wie schmerzt es mich!
O Vaterland, mein Vaterland, wie lieb' ich dich!

O Vaterland, mein Vaterland, wie lieb' ich dich!
Kein Gut, als Sein und Sprache gabst du mir;
Doch Sein und Sprache weih ich dankbar dir.
Dein Glück, o Vaterland, beglückt auch mich.
Gieb einen Hermann, Vaterland; mein Blut,
Mein Leben dir zu opfern hab' ich Mut.
Dein Glanz, o Vaterland, bestrahlt auch mich.
O Vaterland, mein Vaterland, wie lieb' ich dich.

In diesem frischen Anhauch nationaler Begeisterung mußte es ihn freilich sehr betrüben, daß in seinem engeren Vaterlande Bayern der deutsch-nationale Patriotismus noch unterdrückt, daß „in München die deutsche Gesinnung noch verboten" war. Besonders wendet sich sein Zorneseifer gegen den die äußere Politik Bayerns bestimmenden Minister Montgelas, da derselbe den König von der Verbindung mit den deutschen Stämmen zurückhielt. —

Von solcher Art waren die Gefühle, mit denen er die großen politischen Ereignisse in Europa scharfen Auges beobachtete und die in ihm die unwiderstehliche Sehnsucht entflammten, selbst mit an dem großen Werke der Befreiung Deutschlands teilzunehmen. Nicht ganz ungelegen kam ihm deshalb die Auflösung der Unterrichtsanstalt in Basel, zumal da ihm in letzter Zeit das Unterrichten ziemlich verleidet war; es machte sich bei ihm immer mehr das Gefühl geltend, daß er zum Lehrer nicht geboren sei.

„Schulmeistern, Schulmeistern!" schreibt er am 14. Januar 1813. „Es ist ein Herrschen. Der Schulmeister ist Fürst. Ich bin zum Herrschen nicht geboren, und doch soll ich durch Herrschen mein Stück Brot verdienen? O, wie sauer! Wie unmutig bin ich, wenn es daran geht mit meinen Gedanken und meinem Wollen 3 lange Stunden 19 eigendankige, eigenwillige Menschen in den Jahren ihres regsten Lebens zu beschäftigen! Ich tauge nicht zum Herrschen! Ohne Strenge und Nachgiebigkeit hält der gute Fürst die Seinen geräuschlos immer im rechten Geleise. Das kann ich nicht, ich setze mich

gleich in den Fall dessen, den ich vor mir habe. So wie ich selber schwer gehorche, so ists mir schwer, anderen zu gebieten. Doch noch leichter kann ich selber gehorchen als befehlen. Zeitweise, wenn ich die Unordnung, die Zuchtlosigkeit der Meinigen so recht fühle, ermanne ich mich — will streng sein, werde ein Tyrann. Aber gleich wieder bin ich gegen den Tyrannen empört und stehe als schwacher Bürgerconsul bei rauschender Freiheit und Gleichheit unter meinen zu Regierenden. Wie gut hat es dagegen der Vorleser auf der hohen Schule. Er braucht nur gelehrt, nicht auch Fürst zu sein. Gern wollt' ich lehren, wenn ich nicht auch treiben, lenken, zähmen müßte. O wie sehne ich mich nach einer Stellung, wo ich nur mich zu regieren habe. Ich staune der Leichtigkeit, der Lust, womit die Cäsaren, Cromwell's, Napoleons Millionen und so lange gelenkt haben. Das muß angeboren sein. Manchmal habe ich auch so ein volkführerisches Jucken, aber wenn ich bedenke, wie ich selber nur dem Kräftigsten, Tadellosesten in die Länge anhangen könnte, und wie bald jedes gewaltige Menschliche als tadelnswert, ungerecht, lächerlich, Unwillen erregend dasteht, wünsche ich mich gern in ein anspruchloses Studierstübchen."

Wenn ihm auch der letztere Wunsch noch lange nicht erfüllt werden sollte, so liegt doch in diesen Worten der Beweis, daß er sich seines höheren Berufes bewußt wurde. Dazu kam, daß der Glaube an die Pestalozzische Methode durch eignes Prüfen ziemlich erschüttert war. Sein Geist war eben nie müßig, immer bemerkt man eine rastlose Arbeitslust und ruhige Entschlossenheit, sich in allem und jedem zu versuchen.

In die Zeit des Aufenthaltes in Basel fällt auch das erste öffentliche literarische Auftreten Schmellers (1808). Es sind zwei aus dem Spanischen ins Deutsche übertragene Briefe des gestürzten früheren spanischen Justizministers Don Gaspar Melchior de Jovellanos, aus dem Gefängnis auf der Insel Majorka an S. Maj. den König von Spanien, Karl IV., von Bedeutung für die Art der Justizpflege unter dem Regimente des Friedensfürsten*). Dieser verdienstvolle Staatsmann, Verfasser mehrerer belletristischen Schriften, besonders einer klassischen Abhandlung über la ley agraria, hatte lange Zeit als Minister des königlichen Gerichtshofes, als Alkalde des Hofes, als Ordensrat, endlich als Justiz-

*) Abgedruckt in den Miscellen für die neueste Weltkunde Nr. 33. 23. April 1808. Aarau.

minister mit Ruhm gedient, bis er durch eine im Monat März des Jahres 1801 gegen ihn ausgebrochene Hofkabale gestürzt und zur ewigen Gefangenschaft, ohne alle Anklage, ohne alles Verhör, nach Majorka geführt wurde. Von dort aus schrieb der unglückliche Staatsmann zweimal an den König. In einzelnen Abschriften liefen die Briefe in Madrid um und waren aufs strengste verboten. Es erhielt Don Gaspar nie Antwort, nie Gewährung seiner Bitte. Seit sieben Jahren hatte dieser Greis fern vom Vaterlande, dessen Wohlthäter und Zierde er war, in der Kartause auf Majorka geschmachtet*).

Im Jahre 1811 erschienen von Schmeller zwei Artikel**). Im ersteren „die Teutsprache“ tritt er mit warmem Herzen für die Reinerhaltung und Verherrlichung des Heiligsten, was wir als Nation besitzen, unserer Sprache ein. „Während Karl der Große sich viele Verdienste um die Erhaltung der Muttersprache erwarb, während Rudolf I. im Jahre 1273 nur um der deutschen Sprache willen einen besonderen Reichstag in Nürnberg hielt, Maximilian I. zu gleichem Zwecke einen Reichstag nach Köln im Jahre 1512 ausschrieb, trat in späterer Zeit ein trauriger Verfall der deutschen Sprache ein, da die ersten unseres Volkes einen Vorzug darein gesetzt haben, ihrem Vaterland nur durch Geburt und nicht durch Erziehung, Sitten und Sprache anzugehören. Wenn wir heutzutage unseren Ruhm nicht mehr darein setzen können, anderen Völkern durch äußere Kraft überlegen zu sein, so soll unser Streben dahin gehen, unser Inneres, unsere Sitten, unsere Sprache unabhängiger vom Fremden und freier zu machen als sie es selbst zur Zeit unserer Überlegenheit war .... Alles Gute hat mit Verkennung, mit Spott und auch nicht selten mit Verfolgung zu kämpfen: mags — wenn nur der Kreis, in welchem davon gesprochen wird, sich immer mehr ausdehnt, wenn es nur nicht in Vergessenheit gerät.“ Er fordert die deutschen Regierungen auf, sich der Angelegenheit unserer Sprache mit durchgreifendem Ernste anzunehmen. Wenn Napoleon durch gelehrte Vereine für die Reinerhaltung der Sprachen seiner italienischen und holländischen Völker gesorgt hat, so ist es an der Zeit, daß auch der Nachfolger Karls des Großen seine 10 Millionen Deutsche nicht vergäße! ...“ In diesem Aufsatz

---

*) Vergl. H. Bergmann, Geschichte Spaniens zur Zeit der französischen Revolution. Berlin 1861. S. 303 ff.

**) Miscellen für die neueste Weltkunde von Zschokke. Nr 75. 18. Sept. 1811 und Nr. 92. 11. November 1811.

erkennt man bereits die Anläufe zu dem, was später fast sein ganzes Leben beschäftigen sollte: die Erforschung der deutschen Sprache verbunden mit Hervorhebung des nationalen Gedankens.

Einen Schritt weiter in dieser Beziehung macht er in dem zweiten Aufsatz: „Die Teutschen um Verona und Vicenza." Er tritt hier dafür ein, die Erde nicht nur nach dem Bleibenden und der Oberfläche, nach den Gebirgen und Gewässern zu beschreiben, sondern nach der Sprache. Ebenso wie es Karten gibt, auf denen die Naturerzeugnisse bemerkt sind, sollten auch Sprachkarten hergestellt werden. Erhebend müßte es für den Deutschen sein, seine Sprachverwandten von Siebenbürgen bis nach Island, von Bern bis Petersburg zu überschauen. Ein Scherflein zur Verwirklichung dieses Gedankens bringt er bei durch Betrachtung der sogenannten 13 Gemeinden bei Verona und der 7 Gemeinden bei Vicenza, die schon von Leibniz für ein Ueberbleibsel der alten Cimbern gehalten worden waren Die von diesen Gemeinden gesprochene Mundart ist im Grunde altdeutsch, wie auch ihre Sitten, Gebräuche, Anschauungen und Eigenschaften mit dem deutschen Wesen viel Ähnlichkeit haben. Sein Wunsch, den er am Schlusse des Artikels ausspricht: „wer von Ort und Stelle aus eine Nachricht über den heutigen Zustand dieses Völkchens geben könnte!" ging erst 40 Jahre später in Erfüllung, insofern er selbst jene Gegenden in seinen letzten Lebensjahren bereiste, die Sprache dieser eigenartigen deutschen Überreste in Oberitalien eingehend studierte und mit der lexicalischen Bearbeitung derselben seine reiche schriftstellerische Thätigkeit beschloß.

Im Jahre 1812 erließ er in „Zschokke's Erheiterungen" (Jahrg. II. Aarau) einen in parodierender Weise gehaltenen Mahnruf an die Deutschen, die Fremdwörter möglichst zu vermeiden. Es ist die Abhandlung: „Höchst importantes linguistisches Projekt von Jean Louis Allemand." In ergötzlichster Weise ahmt er den Gallimathias nach, der durch die Manier entsteht, ohne Not aus der Fremde Wörter zu borgen für Begriffe, für die es in der Muttersprache an entsprechenden und zutreffenden Bezeichnungen nicht mangelt. Er macht „die importante Proposition, von der er sich die salutaresten Resultate für unsere grandiose patriotische Vüe promittiert, daß deutsche Akademien oder sonstige literarische Sozietäten von Dezennium zu Dezennium eine gewisse Portion Preise exponieren, die denjenigen sollen konferiert werden, welche mittels ihrer Ecrits dokumentieren können, während einer solchen Epoche die größte Quantität romanischer Expressionen introduziert

zu haben." Und „um die künftig mit dem Examen der Preiskonkurrenten chargierten Comités dieser Institute in etwas zu fazilitieren", schlug er die Konstruktion eines „Romäometers oder Romanitätsmessers" vor.

Unter den in den Schweizer Aufenthalt fallenden Arbeiten ist außerdem eine Sammlung zu einer „Wortstammkunde" und namentlich eine Abhandlung „über das Vaterländische in der Erziehung,"*) aus dem Jahre 1812 zu nennen.

Mit beredten Worten spricht er sich in letzter Schrift gegen das Unnatürliche in der Erziehung aus, daß man das Kind meist mit der größten Achtung vor dem Ausländischen erfülle, daß es über Cyrus, Xerxes, Themistokles, Alexander, Cäsar, Sokrates meist besser Bescheid weiß als über die einheimischen gelehrten, tapferen, edlen Männer. Nur Selbstgefühl bringe vorwärts; der Knabe müsse deshalb vor allem angeleitet werden, das Seinige für das Schönste und Beste zu halten; nur durch Zusammenhalten in sich selbst bestehe und wachse eine beschränkte Kraft, während sie durch allzufrühe Ausdehnung geschwächt werde. Es sind dies nur zu wahre Worte; denn in der That heutzutage wird schon dem Knaben von allem aufgetischt, so daß für den Jüngling nichts Anziehendes mehr bleibt. Wir leben auch heute noch gar zu sehr unter dem allein seligmachenden Banne des Griechischen und Lateinischen derart, daß der Knabe eher und mehr vom Olymp, von Zeus, von Here, von der gerne lächelnden Aphrodite, vom listgewandten Odysseus oder vom schnellfüßigen Achilleus erfährt, als daß von den germanischen Göttern, von Siegfried, dem Helden aus den Niederlanden, von Volker, dem viel kühnen Spielmann, von der Donaufahrt des grimmen Hagen, von des Zwerges Alberich Tarnkappe, von dem im Rhein versenkten Hort der Nibelungen seine Einbildungskraft in Anspruch genommen wird.

Ähnlich sei es, meint Schmeller, mit der Sprache. Auch hier werde das Heimatliche nicht in dem Grade bedacht wie das Fremde. Es ist hiebei aber nicht etwa die Rede von der grammatischen Betreibung der Muttersprache, sondern von der historischen; nicht die Deklination und Konjugation also, sondern die Formen der Ableitung sollten betrachtet werden. Schmeller empfiehlt mit Recht, den Schüler dahin zu leiten, daß er das Bleibende und Wechselnde an den einzelnen Wörtern unterscheiden lernt; daraus ergebe sich bald ein

*) Im Auszug mitgeteilt vom Verfasser in den „Blättern für das bayerische Gymnasialschulwesen" 1885. 7. Heft. Seite 353 366.

lebendiger Begriff sowohl über den Wortstoff als über die Wortform. Beim Betrachten der jetzigen und der älteren Sprachformen lerne der Zögling nicht nur, wie die Laute des gleichen Wortes in den verschiedenen Landstrichen vertauscht würden, sondern wie die einzelnen Wörter ihrer Abstammung nach und begrifflich zu erklären seien, z. B. glauben entstanden aus ge-loben, Gnade aus ge-nade, nahen (geneigt sein), klein aus ge-lind 2c. In der That ist es nicht zu leugnen, daß diese Art der Behandlung des Deutschen eine stete Quelle der Freude für den Schüler sein müßte, wenn er etwa die Trümmer in Zusammensetzungen sich erklären könnte, z. B. daß „Bräutigam“ zusammengesetzt ist aus Braut und gamen = hüten, bewahren, daß „geruhen“ abzuleiten ist von ruochen (= sorgen), „Nachtigall“ von = gallen = tönen (cf. gellen), Knoblauch = Knopf-lauch 2c. Auch die Sprachvergleichung zieht Schmeller schon damals in den Bereich seiner Besprechung; so zum Beispiel wenn er sagt: „Soll der Zögling fremde, alte oder neuere Sprachen lernen, so ist man nach dergleichen Betrachtungen auf dem Punkte, ihm den Stoff derselben auf eine Art beizubringen, die den Verstand so sehr als das Gedächtnis in Anspruch nimmt und den vaterländischen Sinn statt zu verdrängen, nähren hilft, indem das Fremde aus dem einmal liebgewordenen festen Grund des Heimatlichen gleichsam ausgegraben und entwickelt werden kann; denn es ist bekannt, daß sich die meisten Grundwörter unserer Sprache oft mit nur geringer Verschiedenheit der Bestandteile und Bedeutung auch im Griechischen und Lateinischen, und dann natürlich auch in den neueren Sprachen als Trümmer des Lateinischen vorfinden.“

Wie er durch diese Sprachbeobachtung den Grund gelegt hat zu seinen nachmaligen großartigen und einzigen Leistungen auf dem Gebiete der Sprachforschung, so regte sich damals auch sein dichterischer Genius zu kühnem, ja erhabenem Fluge.

Unterm 1. Januar 1813 lesen wir in seinem Tagebuche: So schwindet sie hin die Zeit, und bald schreibt man die Jahrzahl, an der die jetzigen Männer, voll Thaten und Plänen zu Thaten, als abgelebte Väterchen hinabsinken werden, wahrlich wie Blätter der Bäume — die Menschengeschlechter! — Was thue ich, was bringe ich hervor? Das Nützliche, das Wortgrübeln und Lernen habe ich seit Monaten etwas liegen lassen — unser Haus sinkt, unsere 19 Schüler lassen die monatlichen Ausgaben lange nicht bestreiten.*) Ich denke, es wird am

*) Es war die Zeit, wo die in Basel gegründete Schule der Auflösung entgegen ging: vergl. Seite 41.

besten sein, unbesorgt fortzuleben und die von nun an reichliche Zeit, weil nur noch täglich 3 Stunden Unterricht, getrost auf das Reimen zu verwenden. Vielleicht ein unsinniges Unternehmen. Aber ich will mich einmal durch den Erfolg überzeugen, ob ich eigene gelungene Welten schaffen kann oder ob ich mit bloßem Sammeln vonschon daseienden oder gewesenen kleinen oder großen Kleinigkeiten zufrieden sein muß. Wäre mein „Herostrat“ etwas Gelungenes, gelänge mein „Rudolf“, so wollt' ich gern keine Staatengeschichte, keine Wortstammkunde geschrieben haben. Auch Dublonen kann ich mir dadurch erwerben, — wenn's gelingt, — und dann die lieben Eltern sehen!“ —

Schon aus früheren Jahren sind von ihm Entwürfe und ein „Skelet“ zu einem Drama „Spartacus“ in 5 Akten vorhanden, in welchem er die große revolutionäre That dieses Sklavenführers auf die Bühne bringen wollte, sodann ein Entwurf vom Jahre 1806 zu einem Drama „Stolz des Verachteten“, welchem er später den Titel gab: „Der junge Kosmopolit“. Ohne Zweifel stand die Ausführung mit seinem eigenen Leben und seinen damaligen Anschauungen in Beziehung. Es kann ihm diese Richtung nicht zum Vorwurf gemacht werden, da ja jeder dem Großen und Erhabenen zustrebende Geist in seinem Ringen nach den Idealen ohne Rücksicht auf die politischen Grenzen die Errungenschaften aller gebildeten Sphären der Mitwelt gewissermaßen neu in sich erzeugt.

Aus dem Jahre 1811 stammt das Drama „Die Ephesier“ in 3 Akten, zum letzten Male überarbeitet im Jahre 1822. Der ursprüngliche Titel des Bühnenstückes war: „Ruhmsucht. Ein Trauerspiel in 2 Akten mit einem Zwischen- und einem Schlußgesang für Stimmen im Orchester.“ Bei den späteren Überarbeitungen erschienen die Titel „Herostrat“, „Der Namenlose“ und „Die Ephesier.“

Von Einfluß auf ihn mögen wohl diejenigen Tragödien Goethes und Schillers gewesen sein, denen ein antiker Stoff zu Grunde gelegt ist, vielleicht auch die antikisierenden Versuche der romantischen Schule, sowie überhaupt die ganze dem klassischen Altertume zugeneigte Richtung, die damals vorwaltete, nicht zum mindesten durch das neue republikanische Wesen in Frankreich genährt, wo man sogar in der Kleidung antike Erinnerungen wieder aufleben lassen wollte.

Der Gesammteindruck, den die griechische Tragödie in Schmellers Gemüte machte, klingt in dem Trauerspiel „die Ephesier“ in düsterem Echo wieder. In Bezug auf Kunststil vermag Schmellers Drama

den Wettstreit mit den besseren deutschen Dramen aufzunehmen, hinsichtlich der dramatischen Wirkung übertrifft es wohl sogar die Goethische „Iphigenie," mit der es manche Ähnlichkeit hat, an erfinderischen Ideen in Rücksicht auf Wiedereinführung des antiken Chors kommt er den Schiller'schen Gedanken nahe. Schmeller sucht zwischen dem, was bei den Alten natürlich war, und dem von Schiller geschaffenen Kunstorgane zu vermitteln, indem er das Publikum selbst teilweise an der Handlung Anteil nehmen läßt. „Es müßte erhebend sein," sagt er im Vorworte zu den 'Ephesiern', wenn nach jedem wichtigen Auftritt auf der Bühne statt des Chors bei den Alten die ganze Zuschauerschaft ihre Gefühle im Gesange ausspräche, oder wenn dieses auch nur von einem auserwählten Teile der Zuschauer verschiedenen Alters und Geschlechtes im Namen der übrigen geschähe? Große Massen von Saiten- und Blasetönen könnten jede solche Äußerung des schauenden Volkes einleiten und fortführen, einzelne Stimmen mit einander wetteifern, allgemein leichte Chöre oder vielmehr Choräle, wozu jedem eintretenden Singfähigen Worte und Noten gegeben würden, könnten sie schließen. Wie sehr müßte dadurch die schönste der menschlichen Unterhaltungen, das Anschauen lebendiger Lebensbilder geheiligt werden." Während er bei dem ersten Entwurf an dieser originellen Idee festhält, fügt er in den späteren Überarbeitungen nur nach den einzelnen Akten, also in den Zwischenpausen und am Schluß, derlei melodramatische, lyrische Partien ein, die den antiken Chor in veränderter, modernisierter Gestalt unserem Theater wieder bringen sollen. Allein jeder solche Versuch wird erfolglos sein: ein in unser modernes Drama eingefügter Chor wird immer nur einer Treibhausfrucht gleichen. Wir werden die künstliche Gartenkultur wohl bewundern, aber wahrer Genuß wird sich damit nicht verbinden.

Das Drama „Ephesier" selbst dagegen ist eine kleine Kunstwelt für sich, vollendet in der Form wie auch im dramatischen Aufbau.*) Eine kurze Inhaltsangabe mag Ton und Haltung des Dramas charakterisieren.

Zu dem weltberühmten Tempel in Ephesus sind Fremde, an der Tracht und Sprache schon als Hellenen zu erkennen, gekommen, um der

*) Das Drama ist als eine Festgabe des k. Wilhelmsgymnasiums zur Säkularfeier Schmellers aus dem literarischen Nachlasse desselben veröffentlicht worden von dem Verfasser dieser Monographie. Im Commissions-Verlag der M. Rieger'schen Universitäts-Buchhandlung. München 1885.

großen Göttin Diana zu huldigen, unter ihnen ein flüchtiger Ephesier Artemidor, den einst des Priesters Arkas Fluch und Bann aus Ephesus getrieben.

Mit stolzen Worten begrüßt der Priester die angekommenen Pilger:

> Gesteht nur, fromme Pilger, Herrlichers,
> Bescheint die Sonne nicht in ihrem Lauf!
> Saht ihr Egyptens Riesengräber:
> Ihr saht das Große;
> Saht ihr auf Cekrops Burg der Jungfrau Hallen:
> Ihr saht das Schöne:
> In Ephesus schaut ihr das Schöne und das Große.

Während der Begrüßung der Fremden erscheint zwischen der Säulen Reihe der greise Agenor, gestützt auf Thoe, seine Tochter — an Oedipus und Antigone erinnernd.

Kaum wird der Priester beim Verlassen des Tempels dieser kleinen Gruppe gewahr, so weist er sie mit bitteren Worten aus dem geweihten Bezirk fort als den Vater und die Schwester eines gottverhaßten und verfluchten Sohnes und Bruders. Simmias, der Führer der Fremdlinge, erkundigt sich teilnehmend nach dem schweren Verbrechen, das den Priester zu so hartem Worte veranlaßte. Und nun erzählt der bedauernswerte, verwaiste Greis, wie sein Sohn, der „Güterlose“, der es den Edlen in den Schulen der Weisen gleich gethan hatte, in Liebe zu einer der edelsten Töchter des Landes, zu Artemisia, entbrannt, bei einem Feste der Göttin Diana während eines Reigens Artemisiens Hand leidenschaftlich ergriffen habe. Der Priester, der dies bemerkt hatte, wies ihn mit höhnenden Worten vom Kreise der Freien weg an den Platz der Freigelassenen, wo für Edle seines Stammes Raum sei. Da ließ sich der Sohn fortreißen, gegen den Gottgeweihten vor allem Volke den Arm zu erheben und ihn frevelnd von sich zu stoßen. Bei dieser Erzählung des Alten kann Artemidor, der innigste Freund des Simmias, seine innere Bewegung nicht bemeistern und stürzt fort. Es wird uns sodann mitgeteilt, wie Simmias und Artemidor gleich Orest und Pylades unzertrennliche Freundschaft an einander fesselte; in dieser Darlegung versetzt uns der Dichter in das prächtige Syrakus und nach dem vielbesuchten Olympia, wobei uns der ganze Glanz dieses hellenischen Vereinigungs-

punktes vorgeführt wird. Artemidor treffen wir dort als den von ganz Griechenland Gefeierten.

So sehen wir, daß hier, wie in Schillers „Braut von Messina“ und „Maria Stuart“, die Schürzung des Knotens eine vorausliegende, geschehene Thatsache war. Das Drama ist wie dort „Analysis“, Darstellung der tragischen Folgen der vorausgehenden Schuld.

Mittlerweile ist durch des Priesters Späher Artemidor als der Verbannte entdeckt worden; der Priester will den Rat von Ephesus berufen, um auch gegen den Vater und die Tochter den Bannfluch aussprechen zu können. Im zweiten Akte befindet sich Artemidor im Dunkel des Abends, bei hereinbrechender Nacht im Tempel. Die Erinnerung an die Verfolgung, an die Verbannung, an die unschuldigen Kinderjahre erwacht, und wilde Verzweiflung über die Unerbittlichkeit und Unversöhnlichkeit des Priesters packt sein Herz. Rache schwört er, der Ausgestoßene, der Verachtete, der Gottverhaßte dem Priester, dem Tempel, der Göttin. Durch einen heiligen Schwur nötigt er den zögernden und sich weigernden Simmias, unverbrüchliches Schweigen zu bewahren. Zerstörung, Vernichtung ist sein Vorhaben, da ihm alles vernichtet, zerstört ist, da er nicht einmal mehr Vater und Schwester schauen darf. Beim Herannahen von Menschen verbirgt er sich ins scheue Dunkel. Der Vater und die Schwester sind es, welche die Spur des Bruders bis hieher aufgefunden. Simmias, durch schrecklichen Eid gebunden, darf Artemidor sein Vorhaben nicht verraten. Als deshalb Simmias den greisen Agenor vermögen will, die Stätte zu verlassen, da sie „den Sohn, den Bruder“ nimmer finden würden, da ergreift den Greis und auch die Tochter schlimmer Argwohn, Simmias sei ein Freund und Helfer des Priesters.

Nachdem alle bis auf den im Dunkel verborgenen Artemidor von der Bühne weggegangen sind, erscheint Artemisia als Priesterin der Diana, um zum erstenmal den heiligen Dienst zu üben. Als sie in die Nähe der Stelle kommt, wo sie einst mit Artemidor, ihrem Geliebten, den Reigen getanzt hatte, da überkommt sie die Erinnerung mit ihrer ganzen Wehmut. Liebe zu dem schönen Jüngling, Stolz auf ihre edle Abkunft, der feste, kindliche Glaube an ihre Göttin, deren Dienst sie sich geweiht: all diese Gefühle streiten in ihrer Seele: Artemidor ist eben im Begriffe, sich der Geliebten, der Priesterin, entgegenzustürzen, da wird er festgebannt in seinem Vorhaben. Mit feierlicher Entschlossenheit erhebt sich eben Artemisia:

Auf, auf! Geweihte du der keuschen Göttin!
Wer ist es doch, für den ichs wag',
Nur einen Atemzug zu stehlen
Von einem Leben, das fortan nicht mir,
Das ihr gehört, der Heiligen?
Weh mir, er ist ein Gottverlass'ner,
Ein Frevler ist er, ein Verfluchter!
Verzeih, verzeih, o große Gottheit!
Gekämpft nur hab' ich, ich bin nicht gefallen,
Und stärker steh' ich da nach diesem Kampf.
O laß den letzten ihn gewesen sein!
Dir Preis und Ehr! Und — den du verflucht hast —
— — Er — sei's! — —

Wenn Artemidor noch geschwankt hatte, jetzt war eine Umkehr nicht mehr möglich! Noch einmal werden von Grund aus die stürmischen Leidenschaften in seiner Brust aufgewühlt.

Aus diesem Mund ein solch Geständnis
Mit seinen Wonnen allen — durft' ich kosten,
Vergessen durfte sich das Todesopfer,
Und aufthun gierig jeden Sinn
Nach neuem Leben! — — ha! um neu verwundet,
Auf ewig sich zu schließen. Wohl mir, wohl!
Nun ist's vorüber! —

Nun steht er allein in seiner Nacht. Wildwütend schäumt der Strom der Verzweiflung dahin. Noch einmal läßt er sein ganzes Weh an seiner Seele vorüberziehen, dann rafft er sich auf:

Ich bin nun groß im Fühlen meines Nichts!
— Wohlan! War mir das Schaffen nicht vergönnt, —
So sei mein Ruhm — Vernichten!

Im letzten Akte bricht die Katastrophe rasch herein. Artemidor hat die grause, freve That des Tempelbrands begangen und sich selbst den Dolch in die Brust gestoßen.

Simmias gilt den Priestern, dem Volke, dem Vater und der Schwester als der Mörder Artemidors. Er soll, mit dem Fluche der Himmlischen beladen, hinausgestoßen, der sterbende Artemidor aus dem Tempel gebracht werden, damit er durch seinen Tod die heiligen Räume nicht entweihe.

Da kommt Artemisia begleitet von ihren Dienerinnen schreckensbleich mit der Nachricht vom Brande des Tempels. Auch dieser That wird Simmias geziehen, bis Artemidor mit dem Tode ringend auf eine

Rolle deutet, die in seinem Busen verborgen ist und die ihn als den Urheber der grausen Unthat nennt. Simmias bietet dem schwergeprüften Greis und dessen Tochter sein Haus in seinem Heimatlande Syrakus zur Wohnstätte an. Bei dem unter den gräßlichsten Fluchworten des Priesters Sterbenden steht Artemisia:

O, ist dem Frevler niemand nah
Im Todeskampf? Wohlan, so sei's die Gottgeweihte,
Du Namenloser! —

Erhaben sind die schon oben erwähnten, jedem Akte beigefügten, auf ein rezitierendes Orchester berechneten allgemeinen Betrachtungen, so namentlich die zum dritten Akte:

Verdienst des Menschen ist sein ernstes Streben,
Nicht seine Kraft, sie ist, wie Erb' und Habe,
Geschlecht und Rang, des Zufalls blinde Gabe,
Nicht der Erfolg, er wird vom Glück gegeben.

Es streut das Schicksal jeder Größe Samen,
Gleichgiltig, ob sie sterben, ob gedeih'n,
Mit vollen Händen aus: und ach, wie klein,
Wie ärmlich doch die Ernt' an großen Namen!

Wie mancher Geist, zu neuem, kühnem Fluge
Geschaffen durch das Reich der Wissenschaft,
Geht spurlos hin! wie manche Schöpferkraft
Verschlummert ungeahnet hinter'm Pfluge!

Und jenes blinden Gebers schönste Krone
Allblendend mit verführerischem Licht,
Der Ruhm, er wird der Kraft, dem Streben nicht,
Er beut sich dem Gelingen nur zum Lohne.

Und drum, was nur des Zufalls blindes Spiel,
Wir wählen's nicht als unsrer Wünsche Ziel.
Dem Menschen ist ein höh'rer Wert gegeben,
Er sproßt aus eigner Brust, das ernste Streben.

Die Kraft, der Name sind das größte nicht,
Ein größ'res ist die treugeübte Pflicht.
Das Falsche nur bedarf der glatten Hülle,
Das Wahre glänzt und wärmt aus inn'rer Fülle. —

So sehen wir, wie dieses Drama mit der frohen Hoffnung des Verfolgten und Verbannten beginnt, daß der Priester versöhnt werden könnte, daß die langen Jahre der Verbannung sein Vergehen gesühnt hätten. Zu-

gleich treibt ihn das Heimatsgefühl, das ja in der antiken Welt noch mehr ausgeprägt war als bei uns, und die Liebe zur Geliebten zurück zu den Seinen. Aber der Fluch haftet auf ihm. Es fällt der erste schwere Schlag: der Priester stößt seinen Vater und seine Schwester von des Tempels geweihter Stätte — seinetwegen. Und nun kommt das Unglück schrittweise, nach und nach, in unerbittlich furchtbarer Steigerung, dem Verfolgten immer noch einen Rest von Hoffnung und Trost gönnend, bis auch dieser letzte Schimmer in das Gefühl von Gott- und Weltverlassenheit zerrinnt. Schmeller hat diese Steigerung mit meisterhafter Geschicklichkeit gegeben. Auch die antike Idee brachte er in bewundernswerter Weise zur Anschauung. Da ist nichts von Allegorie, nichts von allgemeinen Typen für Charaktere, wie wir denselben sogar bei Goethe begegnen; wir haben hier auch keinen antiken Fatalismus, wie in Schillers Braut von Messina. Wenn sich gleich auch hier ein düsterer Hauch über das ganze Stück ausbreitet, so ist doch den Gestalten selbst ihr scharfer Umriß gewahrt. Wir bemerken nirgends ein Eingreifen überirdischer Mächte, die Menschen handeln aus eignem Antrieb, sie bauen sich ihr Glück und Unglück selbst. Daß in diesem Drama Schmellers eigene Lebensanschauung niedergelegt ist, sieht man leicht. Wir erkennen in der Darstellung des güterlosen, gegenüber den Reichen und Hochgestellten vom Schicksal nicht begünstigten Artemidor ein gut Teil von Schmellers bitterem Groll über manche erfahrene Zurücksetzung.

Nachdem er an diesem Stoff gezeigt hatte, wie er einen antiken Stoff poetisch darstellen und daß er thatsächlich eigene, gelungene Welten schaffen konnte, drängte es ihn, in den folgenden Jahren 1812 und 1813 an einem andern Sujet die neue Art des Schaffens zu erproben. Der Aufenthalt in Basel hatte ihn auf ein vaterländisches Gebiet geführt, zu einem geschichtlichen Drama: „Rudolf von Habsburg vor Basel.“

Es ist hier die Periode im Leben des Grafen Rudolf von Habsburg gewählt, in der er, dem päpstlichen Interdikt verfallen, in einer Fehde mit dem Bischof von Basel liegt. In diese öffentliche Angelegenheit greift eine private ein: des Burgermeisters Marschalk holdes Töchterlein Guta, hat sich mit Eptingen, einem Reisigen Rudolfs, gegen den Willen ihres Vaters vermählt. Im Kampfe der Ghibellinen mit den Einwohnern von Basel fällt von der Hand Eptingens Gutas Vater. Sie sagt sich deshalb, dem Gemahle fluchend, von ihm los.

Das Drama, in freien Reimpaaren, mit vielen Anklängen an die mittelhochdeutsche Sprache, führt mitten in die fehdelustige Ritterzeit, in eine der traurigsten Epochen deutscher Geschichte, in die kaiserlose schreckliche Zeit. Wie einigemale von Schmeller selbst an den Rand geschrieben ist, bietet die Handlung manche Parallele zu seiner Zeit selbst. So wenn er Rudolf sagen läßt:

Nichts über deutsches Wort und deutschen Sang,
Wie lange wollen die Pfaffen mit ihrem Latein
In eigener Heimat Fremde sein!
Nicht ziemt dem Deutschen welscher Klang!

oder wenn der Kaplan, der, einst im Begriffe, einem Sterbenden das Sakrament zu bringen, von Rudolf dessen Pferd nicht nur zum Übersetzen eines angeschwollenen Baches, sondern zu dauerndem Geschenke erhalten hatte, sagt:

Ach, möchte Gott des Reiches Jammer einmal enden,
Möcht' er zu Mainz dem Fürstentage Gnade senden,
Daß er einmal den Herrn erküre,
Der, wie einst Otto, gewaltig das Scepter führe!

Auf Schmeller selbst, wie auf seine Zeit passen auch die Worte des Sängers Walther, einer trefflichen Figur, die an Walther von der Vogelweide erinnert:

In welschen Landen bin ich umhergezogen,
An Höfen der Edeln und Fürsten hab' ich Sangs gepflogen;
Ich wähnte, wie mancher, es sollte mir gelingen,
In der Fremde Gut und Ehre zu erringen.
Doch war ich wo zufrieden, war ich wo gerne,
Immer winkte mir die Heimat von ferne,
Nur in der Heimat ist wahre Ruh,
Es schmecken des Lebens Genüsse
Daheim doppelt so süße.
Drum eilt' ich dem deutschen Lande wieder zu.
Wie oft hab' ich mit Stolz vom Lande deutscher Zungen
Von seiner Zucht und Ehr' den Welschen vorgesungen,
Doch leider fand ich gar das alte Deutschland nimmer,
Schlimm stehts im Welschland, ich fürcht' bei uns noch schlimmer.
Verschwunden scheint die liebe, alte Zeit,
Da auf Bergen und Höfen weit und breit,
Singen und Dichten für Mann und Weib
Der liebste und schönste Zeitvertreib.
— — — — — — — — — — — — —

Auch dünget da noch nicht der Welfen unerbittliche Wut
Den Boden mit Waibelingen Blut,
Auch fühlt man noch nichts vom Grimm des Schonungslosen,
Der von Sicilien bis an die Alpen die Völker schrecket
Und gar nach Byzanz die gierigen Arme strecket.

— — — — — — — — — — — — —

Wen sonst als den Franzosen kann ich meinen,
Sobald vom Übermut die Rede ist,
Der so der eigenen Gebrechlichkeit vergißt,
Daß er in seinem Wahn sich Einen
Vollkommner, weiser dünkt, denn all die Millionen,
Die in Europas weiten Landen wohnen,
Daß er mit schnödem Eisen, thörichter List
Der Sterblichen Geschick zu lenken sich vermißt,
Bei jeder Räuberthat und jedem Greu'l von Pflicht,
Von Recht und Rach' und Weltbeglückung spricht!"

Das Schauspiel „Rudolf von Habsburg" ist Fragment geblieben. Es sind nur die ersten zwei Akte ausgearbeitet und auch diese Partie läßt nicht selten die feilende Hand vermissen; das übrige ist nur im Entwurf vorhanden nebst vielen Dokumenten und Vorarbeiten. Schmeller hatte vor, das Drama an mehrere Bühnen zu verkaufen, und ein Buchhändler in Basel hatte ihm versprochen, das Werk unter günstigen Bedingungen in Verlag zu nehmen. Auch von einem „Reimlexikon"*), das er damals zusammengestellt hatte, versprach er sich materiellen Erfolg.

Da drang plötzlich wie ein elektrischer Schlag die Kunde von dem Aufruf Friedrich Wilhelms III. „an sein Volk" und das Aufgebot zur allgemeinen Volksbewaffung (17. März 1813) an sein Ohr. Preußen stand auf, um alsbald mit den Russen Heldenschlachten zu liefern, von Österreich war anzunehmen, daß es der Coalition gegen Napoleon beitreten werde: da überkam es Schmeller wie eine Ahnung, daß auch sein engeres Vaterland Bayern der heldenmütigen Erhebung gegen die französische Zwingherrschaft sich anschließen, daß es dem Rheinbund entsagen und sich auf die deutsche Seite stellen müsse. Voll vaterländischer Begeisterung läßt er in patriotischen Liedern seine Empfindungen ausströmen:

Droht dem Lande Feindesnot,
Haus und Hof mußt du verlassen,
Bei der Liebsten darfst nicht weilen,
Zu den Fahnen mußt du eilen,

*) Als Manuskript in der Münchener Staatsbibliothek vorhanden

Jede Ruhe mußt du hassen,
Bis der Fremde nicht mehr droht.

Thust du's nicht, der Feind wird siegen,
Er wird deine Liebe küssen,
Deine Habe nennt er seine,
Seiner Sprach' verstummt die deine,
Ha, und du, willst ihm zu Füßen
Bettler oder Schurke liegen?

Am 15. April 1813 eilte er mit seinem Freunde Samuel Hopf nach Bern, um dem bayr. Gesandten von Olry seinen Entschluß mitzuteilen, daß er dem Vaterlande seinen Arm widmen wolle. Der Gesandte empfing ihn, an seiner Krücke sich erhebend, freundlich, sprach seine große Zufriedenheit über die Basler Zeugnisse aus, die Schmeller ihm vorwies, äußerte sich auch sehr anerkennend über sein Vorhaben, riet ihm aber, „dies ja nicht zu thun“, er könne dem Vaterlande auf eine bessere Art dienen. Zu Soldaten werde man Leute genug finden, man brauche auch anderes.

„von Olry, erzählt Schmeller, verstand mich wahrscheinlich nicht, und ihm, dem guten Freunde des französischen Talleyrand, ihm, der vielleicht selbst eher Franzos als Deutscher ist, durfte ich mich nicht ganz verständlich machen, durfte ihm nicht etwa gar meine Gedichte zeigen. Er wolle mein Gesuch um anderwärtige Anstellung im Vaterlande nach Vermögen unterstützen, verneigt sich, geht ins Nebenzimmer — und ich muß nun wohl begreifen, daß es Zeit sei abzutreten. O ihr Vornehmen! Ist es euch Ernst, wenn ihr etwas Gemütliches sagt?“

Auch der bekannte Idyllendichter, Professor Wyß, widerriet ihm sein Vorhaben. Büchermenschen seien selten im Stande, durch Ertragen von Strapazen im Kriege etwas auszurichten. Man brauche nach der gewaltigen Erringung eines besseren Zustandes auch wieder Leute, die durch ihre Feder, ihren Kopf zu erheben, zu festigen, zu schaffen wüßten. Hopf riet ihm gleichfalls, er möchte wenigstens den Aufruf des engeren Vaterlandes abwarten; dieser werde in der Stunde der Not schon erfolgen. Jetzt aber sei es Leichtsinn, die edelsten Kräfte dem Zufalle des Kugelfluges preiszugeben. Er möge fortarbeiten an dem wirksamsten und wesentlichsten Bande der Deutschheit, das werde ihm die Nachwelt mehr danken, und wolle er für den Augenblick was thun, so solle er begeisternde Lieder dichten.“

Durch diese Stimmen ließ sich Schmeller vorläufig beruhigen.

Nicht lange nach seiner Rückkehr nach Burgdorf, wo er bei Hopf und dessen Familie sich aufhielt, kam an ihn von dem um Erziehungswesen und Landwirtschaft hochverdienten Phil. Emanuel von Fellenberg, der in rationellem Betriebe der Landwirtschaft ein Hauptmittel zur Veredlung und Hebung des Volkes sah und in einer eigenartigen Lehranstalt in Hofwyl bei Bern durch eigenartige Verknüpfung des Unterrichts mit der Handarbeit großartige Erfolge erzielte, der Antrag, „ein paar junge Stockfranzosen zum Verstehen der landwirtschaftlichen Vorträge zu bedeutschen.“ Die eigentliche Lust zum Lehrfache war zwar in ihm abgestorben, aber da er täglich nur drei Stunden zu geben und das Recht hatte, selbst den landwirtschaftlichen Unterricht zu genießen, so sah er es als eine Art Pflicht an, diese schöne Angelegenheit, „die menschlichste aller Berufsarten“ näher kennen zu lernen, nach Vermögen zu benutzen. Das Dichten mußte er einstweilen liegen lassen. Am 28. April siedelte er nach Hofwyl über. Er besuchte dort die Vorlesungen über Mathematik, Physik, Chemie, Botanik und Forstkunde. Kleinmütig will er oft verzagen, wenn er erkennt, daß er in keinem dieser Fächer etwas kann, obwohl er sie schon alle einmal betrieben. „Der Gesandte v. Olry sagte mir, man müsse bei einem bleiben, sonst gelange man zu gar nichts. Das Leben enteilt, jetzt bin ich schon auf seiner Hälfte. Sollte ich nicht bald wissen, woran mich halten?“

Obwohl er durch diese neue Thätigkeit sehr in Anspruch genommen war, sammelte er doch rastlos Materialien zu einer deutschen Sprachlehre für Deutsche und in französischer Sprache für Ausländer. Dabei ließ er die Vorgänge auf dem Kriegsschauplatz durchaus nicht aus dem Auge. Als er in der Allgemeinen Zeitung, „der Königin aller Zeitungen“ gelesen, daß der Korse Ende April zur Armee abgereist und bereits durch Franken und Thüringen vorgerückt sei, da ruft er aus: „Gott! Lasse den Verruchten in seiner eigenen List sich verwirren! Laß alles Gute, alles Hoffen der Millionen durch einen einzigen Nichtswürdigen nicht zu Schanden werden — zeige, daß du bist!“ Und am 10. Mai 1813 notiert er in sein Tagebuch: „Ich lag noch im Bette, Goethes Leben lesend, als Hopf von Burgdorf mit der Nachricht zu mir kam: Auf den Feldern von Lützen sei unter dem Napoleon am 2. Mai eine bedeutende Schlacht vorgefallen; der Kaiser verfolge seine Siege.

Gesiegt — bei Lützen — hat der Franzos?
Ich glaubs nicht, fest auf Gott steht mein Gedingen!

Wo Gustavs Blut für Recht und Wahrheit floß,
Da kann's dem Bösen nimmermehr gelingen!

Deutsche, je mehr Unglück, je größer könnt ihr euch zeigen. Macht, daß die Jünglinge aller kommenden Jahrhunderte Stoff zum Preisen und Nacheifern bekommen, daß man sich freuen könne, von euch abzustammen. Verfechtet nochmals die Sache der Menschheit gegen den Napoleon und seine Hunde."

Nach dem Mittagessen unterredete er sich mit Kortüm, dem späteren namhaften Geschichtsschreiber, der damals in Hofwyl an dem Fellenbergschen Institut wirkte, über die Notwendigkeit und die Mittel nach Deutschland zu gehen. „Wir müssen dabei sein! Gelänge es durch anderer Blut, wir wären nicht wert, es zu genießen. Gelingt es nicht, so haben wir das Unsere gethan. Kann man schöner sterben? .... Wenn man uns einst fragte, was wart ihr 1813, und wir sagen müßten, wir erzogen in der Schweiz! — Welch ein Gegensatz: der Buchhändler Palm in Erlangen, Vater von vielen Kindern, 1806 deswegen von Napoleon erschossen, weil er, gegebenem Worte gemäß, den Verfasser der Schrift 'Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung', Moritz Arndt, damals freilich sicher in Schweden, nicht angeben wollte! Jüngst dagegen als die Stuttgarter Zeitung das Verzeichnis aller im letzten Feldzug gebliebenen Württemberger Offiziere lieferte, habe der französische Gesandte den Herausgeber rufen lassen und gefragt, wer ihm solches erlaubt? — Die Censur. — Wenn's noch einmal geschieht, lasse ich Sie mit Gensdarmen nach Frankreich führen. — Der König, der dies vernommen, habe den Herrn Franzosen seinerseits rufen lassen. Wer Herr in Württemberg wäre? — Ew. Majestät. — Darum Acht gegeben, sonst lasse ich Sie mit Gensdarmen nach Frankreich führen. Und doch tönt es jetzt wieder von allen Seiten, der Napoleon sei doch ein großer Mann! Wohl weil er als Günstling einer Direktorsfrau schnell gestiegen? weil er mit freiheitsbegeisterten Streitern Schlendrianssoldaten schlug? weil er in Aegypten wie ein Schurke seinen Posten verließ? weil er Rebell an der rechtmäßigen Regierung wurde? weil er in der Schlacht von Marengo durch einen Zufall siegte? weil er sich zu schwach fühlte, neue menschlichere Formen festzuhalten? weil er nicht all das Gute, das die Revolution geschaffen, wieder zertrümmerte? weil er einst die Freiheit und den Muhammedanismus predigte? weil ihm der Tacitus zuwider ist? daß man noch keinen einzigen Zug von Gemütlichkeit, von Geistvollheit von ihm weiß? daß

er seit seinem neuen Titel in seinen Reden nur noch prahlen und drohen konnte? daß er nie einem König gegenüber gekriegt hat, sondern lauter zersplitterten Kräften und untüchtigen Generalen? Daß er seinen Zug nach Wien ebenso dumm unternommen, wie den nach Moskau, im dummen Glauben auf den günstigen Zufall, gleichgiltig, ob Myriaden oder Zehn bluten? .... Wahrlich ein erbärmlicher Mensch, nur groß durch die Elendigkeit seiner Umgebung."

Mit jedem Tage steigert sich Schmellers Unmut und Unruhe. „Ganz lustlos und fassungslos bin ich, schreibt er einige Tage nachher. So kann's nicht bleiben, ich kann nicht lernen. Muß durch Handeln oder Worte mich aussprechen. Entschiede sich doch Bayern! .... Dann kann ich gehen, wenn Bayern sich erklärt. Dort ist mein Vater, dort sind meine Freunde. Gegen meine Brüder zu fechten, darauf darf ichs nicht ankommen lassen. Nur in Bayern bin ich durch Mundart und dergleichen kein Fremder. Wenn man große Naturverhältnisse ehrt, muß man gegen kein engeres handeln. Ist Deutschland mein Vaterland, so ist es auch Bayern."

Am 18. Mai geht er nach Bern, in der Hoffnung, dort aus der „Allgemeinen Zeitung" die Bestätigung der Gerüchte über den Sieg der guten Sache zu vernehmen. Und die „Bestätigung des Sieges der Knechte" muß er lesen! Stumm und verzweiflungsvoll kehrt er nach Hofwyl zurück.

„Alles Gute müsse unterliegen
Und das Böse stets obsiegen:
Dies der Menschheit alter Fluch,
Oft geschrieben in der Weltgeschichte Buch
Über Lützens weite Todesauen
Schweift des Vaterlandes Jammerblick:
Solches Ende solchem Hochvertrauen!
Ach, für Böse nur ist Erdenglück,
Untergang für die Verfechter heilger Rechte,
Siegesjubel für des Räubers feile Knechte!

Aber nicht gewichen, nur gefallen!
Unbezwungen, wen der Tod nur zwang!
Und die größte von den Größen allen,
Ist es nicht ein großer Untergang?
Lützens Au'n sind Deutschlands Thermopylen,
Deutschlands Leoniden alle, die da fielen!

Der feste Glaube, daß für Napoleon die Stunde der Vergeltung trotz seiner Siege bald schlagen werde, konnte nicht aus seiner Seele

gerissen werden. „Auch dem Cartouche, dem bayerischen Hiesel ist es doch am Ende auf eine lumpichte Art mißlungen.“ . . . —

In Hofwyl hielt es ihn nur einige Monate. Die Sehnsucht nach dem stillen Leben in der Familie seines Freundes Hopf zehrte an ihm; namentlich entbehrte er sehr das edle Wesen und den erheiternden Sinn Mariens, der Frau von Hopf*). Es hatte ihn zu diesem hochsinnigen, seelenvollen Weibe zarte Liebe erfaßt, eine Zuneigung die nichts Verzehrendes hatte, die frei war von sinnlichem Begehren. Marie Hopf war das Ideal seiner Seele geworden, das er in reinster, geistigster Weise verehrte, dem stillen friedlichen Lichte des Mondes gleich, der des Wanderers Weg beleuchtet. Auf sie beziehen sich manche seiner Gedichte aus jener Zeit; so die folgenden:

O du im weiten Kreis der Wesen
Das einzige mir ganz verstanden!
Wenn sonst des Lebens Wert und Ziel mir schwanden:
Ich konnte sie in deinem Auge lesen!
Ach, fehlt mir dieser einzige treue Stern,
So bleibt mir jeder Lichtgedanke fern!

Und später:

Ich bin ein Mann, und heißer wallt mein Blut,
Wenn ich des Weibs gedenke;
Und weil ich oft des Weibs gedenke,
Wallt heißer oft mein Mannesblut.

Ich bin ein Mann, und ohne Weib!
Und würde mir ein liebes Weib,
Wo nähm' ich Brot für liebe Kinder?
Und Menschen wären ja die Kinder.

Ein Mann bin ich, und heiß,
So heiß oft wallt mein Blut!
O Gott, wie kühl' ich es,
Wie still ich sie, die ungestüme Glut?

So innerlich schwankend und zerrissen, wurde er von unsichtbarer Gewalt fort getrieben aus der Nähe der Lieben. Er wanderte nach

---

*) Maria Hopf, geborne Kupferschmid, von Burgdorf, deren Mutter eine Holländerin, eine geborne Boogmann war, lebte von 1784—1850. Sie verehelichte sich 21 Jahre alt mit dem gleichaltrigen Samuel Hopf von Thun, als derselbe Pestalozzis Gehilfe in dessen Erziehungsunternehmen zu Burgdorf war.

Konstanz, wo er eine Lehrstelle an einer Töchterschule des Fräulein Hartmann annahm. Sehr unangenehm war ihm da besonders das Ausführen der Pensionärinnen. „Wie langweilig, schreibt er an Hopf, mit den Frauenzimmern auszugehen! Ein Weib dünkt mich doch gar nichts, wenn's nicht eben ein Weib, wenigstens eine Mutter ist." Er arbeitete hier fort an der deutschen Sprachlehre. Auch in Zschokke's „Erheiterungen" schrieb er einige kleine Aufsätze. Nebenbei trieb er Persisch, Russisch, Polnisch und Griechisch, die letztere Sprache in der Weise, daß er im griechischen Wörterbuch einen Buchstaben nach dem andern, aber „nicht eben auswendig" durchlernte. Er fand, daß dies sehr weit führt, weiter als das eingehende grammatikalische Erlernen dieser Sprache und als das Lesen mit dem zeitverschlingenden Wortnachschlagen. Auf solche Weise hatte er sich in kurzer Zeit einen solchen Wortschatz angeeignet, daß er die griechischen Klassiker mit Leichtigkeit las. —

Als Österreich am 12. Aug. 1813 Napoleon den Krieg erklärt und Blücher die Franzosen am 26. Aug. an der Katzbach besiegt hatte, da jubelt sein Herz laut vor Freude: „Die wichtigste Zeit seit Jahrhunderten für der Menschheit höchstes Hoffen und Werden ist angebrochen!

Zur Wehr, was deutsch ist, auf zur Wehr!
Wer Büchs' und Keule führen kann
Und jetzt nicht führt, der ist kein Mann!
Jetzt Deutschland oder nimmermehr!
Nicht länger hause schonungslos
Bei uns als Herr der Knecht Franzos,
Und mäste seinen Übermut
Getrost mit deutschem Herzensblut!
Zum Sterben seien wir bereit
So kann das Glück uns nicht entflieh'n.
Wer fällt — die Enkel preisen ihn:
Er fiel in Deutschlands großer Zeit!
Und glückt es nicht, uns zu befrei'n:
Wir sterben ja, und besser, tot
Als keuchend unter Schand und Not
Der Korsenknechte Knechte sein!"

Der Tod Theodor Körners regte ihn zu folgender Betrachtung an: „Der gute Körner also auch gefallen! Noch viele könnte er begeistern, wäre er daheim geblieben, hätte er gedichtet und gesungen. Aber er ist gefallen; auch so begeistert er, so ist heiliger sein An-

denken. Sanfte Ruh' ihm unter seiner Eiche! Wo wird jetzt eines seiner gehaltreicheren Gebilde gelesen oder aufgeführt werden ohne Hinblick auf das, wofür er geblutet!" —

Daß sich Bayern noch immer nicht für die Sache Deutschlands erklärte, bringt ihn in die größte Aufregung. „Gott, es kocht ganz in mir, schreibt er an Hopf, achtzigjährige Greise, weltgeschätzte Männer mußten am Schubkarren schleppen, um dem Satan Schutzwehren zu bauen — und noch kann Baiern zaudern? Baierns Kronprinz, vergöttert vom Volk, in jedem Sinn menschlich denkend, soll erklärt haben, er werde Baiern unter keinem Fall verlassen, französische Großmetzger habe er zu lang im Vorzimmer warten lassen, und vom Obermetzger sei ausgesprochen, in Baiern werde kein August herrschen."

Über Bayerns Thun verlautete in der That gar nichts mehr. So setzte er denn seine griechischen Sprachstudien fort, excerpierte Adelung, schrieb die Nibelungen nach der Urschrift ab und arbeitete an seiner Sprachlehre. Da kam endlich der 8. Oktober 1813 mit dem Vertrag zu Ried, durch welchen Bayern auf die Seite der Verbündeten trat und welcher die Rückkehr des ersten und mächtigsten Fürsten des Rheinbundes zur deutschen Sache bezeichnete. Alsbald am 14. Oktober erfolgte die Kriegserklärung an Frankreich. „Heil, Heil! Jubel, Jubel! ruft Schmeller, der Wurf ist gefallen! Unsere Truppen sind vor Freude völlig außer sich! Wrede ist mit 60000 Mann gegen Bamberg und Würzburg aufgebrochen!"

Und als gar die Nachricht von Napoleons Niederlage bei Leipzig nach Konstanz gelangte, da war er trunken vor Freude. „O Gott, Du bist, Du hast gezeigt, daß Du bist; o Gott Du bist! Erlöst ist die Menschheit von der dummen Knechtschaft, der Götze wird gestürzt. O Gott, Du bist wirklich! Es ist ein Gericht über den Übermut! O Wunder! . . . . . Weg jetzt mit aller Bedenklichkeit! 'Frisch auf, Kameraden!' singen durchstreifende Handwerksburschen, fürs deutsche Vaterland ist alles begeistert. Der Sinn für deutsches Wesen ist allgemein wach. . . . Die Unmöglichkeit, in diesen Verhältnissen länger zu bleiben, hat sich mir durch die Ereignisse der jüngsten Tage so brennend eingedrückt, daß ich an nichts denke, als ans Fortkommen. Ich muß mich ins Waffengetümmel, in die Todeswahrscheinlichkeit stürzen." In dieser Stimmung schreibt er am 22. Okt. an Hopf: Liebe,

Liebe! Immer, immer bin ich bei Euch und bei der großen Sache Deutschlands. Ihr könnt Euch nicht vorstellen, was ich seit der Nachricht von Baierns Erklärung überlegt und gekämpft habe. Ich mags nicht wiederholen .... Sollen andere bluten und gerade ich nur ihres Blutes Früchte ruhig abwarten? Müssen wir nicht alle sterben, sind wir nicht alle, auch in der guten, warmen Stube schmerzvollen Krankheiten unterworfen Und wie viele Tausende müssen auf die Schlachtbank ohne Wahl und widerstrebend? Erhebend, zu Großem begeisternd ist das Bewußtsein, ganz aus freier Wahl gegangen zu sein. Schön ist es, so zu enden, in einer großen Weltkrise mit Tausenden zu enden. Und gibt es ein Wiederkommen —: o göttliches Wiederkommen, wenn sich noch liebende Arme öffnen. Nicht wahr, sie werden sich mir dann noch öffnen? — Ich habe Pflichten gegen Wahrmund*) übernommen, die mir heilig sind. Sollt' ich ihre Erfüllung nicht fortsetzen können, — ich werd' es können, ich vertraue auf mein Glück. Meine Spracharbeiten hab' ich geordnet. So sollen sie ruhen, bis ich sie wieder vornehme." Und Tags darauf fügt er noch folgende Zeilen bei: „Das muß ein Schlachten sein an der Elbe, Mulde und Elster. Wenns nur da nicht mißlingt. .... Wenn nur die Baiern gleich hinter Augerau hingezaubert stünden. Montgelas habe seine Entlassung begehrt und erhalten, in diesem Augenblick wirft dies kein gutes Licht auf ihn. Wenn nur gleich ein anderer da ist, der die Zügel recht kräftig zu führen versteht. Der Kronprinz scheint der Nation unendlich lieb zu sein. Die Augsburger wollten ja gar seinen Wagen in ihre Stadt ziehen. Ein London'scher Einfall: ..Wenns schlimm geht, so muß ich noch viel dringender an die Ausführung meines Vorhabens... Was Württemberg machen werde, ist unbekannt; fast wäre zu wünschen, der Bauch beharre auf seiner Französischheit, so könnte man ihn zum Teufel jagen. Drei oder vier Staaten in Deutschland wären genug, mächtige als Wächter des Rheins oder vielmehr der Vogesen, der Mosel und Maas. Sollte für jetzt ein Friede mit dem Rhein als Grenze erzwungen werden, so müßte die Schleifung der Rheinfestungen durchaus einbedungen werden; denn sonst ist der alte Drache immer wieder zu bekämpfen,

*) Wahrmund, unter 5 Kindern Hopfs das drittälteste, geb. 1811, war Schmellers Patenkind.

immer wieder auf deutschem Boden. . . Arbeiten kann ich gar nichts mehr . . . . . Ich bin entschlossen und so froh, möchte schon an Ort und Stelle sein. Niemand um mich ahnt, was mich oft so lebendig, so gesprächig macht. Auch Fichte kämpft und Lamotte-Fouqué. . . . Noch fehlt immer eine rechte baierische Aufforderung an alle, eine rechte preußische nationale, weniger kabinetische (französisch geschriebene) Erklärung.*) Noch hört man in Baiern nichts vom Zusammeneilen gebildeter Leute zum Waffentragen. Freilich die Kriegssteuer für jeden Monat ist nicht gering. Jede Dienstmagd hat monatlich 6 Kreuzer beizutragen und so aufwärts. Ob die Tausende von Ehrenlegionsmitglieder im baierischen Heere nicht für ihren Ehrengehalt befürchten, oder ob er ihnen bleibt oder vom König ersetzt wird? Käme doch ein baierischer Lützow zum Vorschein! . . . ."

Am gleichen Tage ließ er durch Samuel Hopf an den bayerischen Gesandten in Bern, von Olry, ein abermaliges Gesuch einreichen um Ausfertigung von Reisepässen nach München und Pfaffenhofen und um eine Anweisung an eine der dortigen Behörden wegen seiner Einreihung in eines der gegen Frankreich aufgebotenen bayerischen Freiwilligen-Bataillone. Hopf gibt er dabei den Rat: „Fändest Du den guten, dicken Herrn bei Muße und Laune, so könntest Du ihm auch mit den Pröbchen von meiner Poeterei allerunterthänigst aufwarten. Doch das sei Deinem Ermessen anheimgestellt. Übrigens weiß man bei sogethanen Herren nie recht, ob sie Franzosen oder Deutsche oder gar nichts sind. Sie sind gewöhnlich das, wozu sie die Umstände machen, und dabei muß man sie dann packen."

In diesem Gesuch weist er darauf hin, daß er schon seit längerer Zeit sich dem Studium unseres mächtigsten Nationalbandes, unserer Muttersprache gewidmet habe, in der Absicht, durch eine eigene Bearbeitung derselben, zum Behuf des Jugendunterrichts für unsern jungen Nachwuchs neuen Stoff zur Erweckung und Befestigung deutschen Nationalsinns zu bereiten, fest überzeugt, daß aus einer Nation ohne Nationalsinn so wenig als aus einem Menschen ohne Ehrgefühl etwas werden könne. So habe er mit dem Besten, was seine beschränkten Kräfte zu leisten im Stande seien, sein schuldiges Scherflein dem Vaterland im Stillen abzutragen ge-

*) Der Aufruf Maximilians an sein Volk erfolgte erst am 28. Oktober 1813.

sucht, so lange die Verhältnisse der einzelnen Staaten Deutschlands kein lautes, werkthätiges Handeln für die allgemeine Angelegenheit erlaubten. Als aber vergangenes Frühjahr die Dinge sich änderten, als sich aus dem der schönsten Griechenzeit würdigen Benehmen der Preußen so schöne Hoffnungen für Deutschlands Wiedererstehung fassen ließen, damals schon habe er dem Gesandten seine Bereitwilligkeit eröffnet, in die Reihe der Vaterlandsverteidiger zu treten. Die Gründe, aus denen Olry ihm damals das Vornehmen mißraten, hätten ihn mit Achtung gegen seine rein menschliche Gesinnung erfüllt. . . . Allein die neuesten Ereignisse, der förmliche Beitritt Baierns zu den Rettern und Verfechtern des deutschen Namens ließen ihn nicht mehr ruhen. Gar nichts gethan zu haben, wenn die heiligste Sache der neuern Zeit gelungen oder — mißlungen sein werde: Schande wäre es doch einem gesunden 28jährigen und noch dazu von der Wichtigkeit der Sache so durchdrungenen Deutschen! —

Der Briefwechsel zwischen Hopf und Schmeller in jener Zeit ist, wie seine Tagebücher, voll von den interessantesten Berichten über die politischen Ereignisse jener Tage und über den Eindruck, den dieselben bei ihm hervorriefen.

Der Aufruf König Maximilians und die Ereignisse bei Hanau (30. und 31. Oktober) beschäftigten ihn ungemein. „Herrlich haben die Baiern gekämpft, schreibt er, 30,000 gegen 60,000! Brav spricht der König an sein Volk! Ich bin noch immer ein Baier! Auch ich, auch ich muß gehen!“ Für den 5. Dezember war die Abreise beschlossen, aber noch waren die Papiere von Olry nicht eingetroffen. „Es scheint wirklich, man wolle und werde mit dem Übermutsteufel ohne meine Brillen fertig werden. Auf keinen Fall aber soll mich das Neujahr 1814 mehr in der Anstalt des Fräulein Hartmann sehen zur Verwandlung deutscher Mägdlein in französische Plaudermaschinen.“ Als die Münchner Freunde ihm rieten, er solle eine Bittschrift an den König um eine Offiziersstelle eingeben, aber nicht kommen, bis Zusage erfolge, antwortete er: Ich komme; wenn das Schreiben, das mir Olry an den Kronprinzen mitgeben will, mir zu was hilft, gut, wenn nicht, so trag ich die Büchse.

Endlich am 23. Dezember 1813 erhielt er von Olry den Paß und ein Empfehlungsschreiben an den Kronprinzen. Schon Tags darauf machte er sich auf den Weg nach München. So sehr es ihn forttrieb, so fühlte er doch im Augenblick der Trennung den Abschied

von der Schweiz und aus den Armen ihm für ewig teuer gewordener Freunde aufs tiefste. In dieser Stimmung schreibt er noch von Konstanz aus am 24. Dezember 1813: „Heiliger Abend! Noche buena! Hier ging ich 1803 vorbei, hungrig, aussichtslos, ohne Geld, konnte nicht einmal einkehren. Aus Baiern gekommen wußte ich nicht wohin, jetzt gehe ich wieder nach Baiern. O diese 10 Jahre, was habe ich nicht gesehen und mitgemacht!

O du, der Freiheit einz'ges Land.
Du meiner liebsten Lieben Land,
Dich glückliches verlassen
Ist großer Schmerz,
In solcher Not dich lassen,
Ist unduldbarer Schmerz.

O ewig fort
Tönt mir das Wort
Aus der Geliebten Munde
In banger Abschiedsstunde.

O ewig fort
Schau ich den Ort,
Von Nebelduft umhüllt
Die nackte Felsenwand,
Wo der Geliebten Bild
Dem feuchten Blick entschwand!
Ach, bei den Freundlichen welch schönes Bleiben!
Und doch hinaus in's blutig finstre Treiben!
Ist etwa Scheiden Kräftigung der Liebe?
Und liebte minder treu und heiß,
Wer ewig bei den Lieben bliebe?
O allzu hoher, bittrer Preis!

3) Schmellers Kriegsjahre (1814—1816.)

Noch am Sylvesterabend des großen Jahres 1813 kam er in der Hauptstadt seines alten Geburtslandes an, von seinen Freunden Desberger und Weiß mit unendlicher Freude empfangen. Am 6. Januar 1814 schrieb er von München aus an Hopf, daß ihm das Scheiden von dem Schweizerlande schwer, sehr schwer gefallen sei. Auf der Höhe von Mersburg am Bodensee habe er zum letzten Mal oben die Schneeriesen gesehen, die auch vom Schlafzimmer Hopfs aus zu sehen seien:

Ihr Herrlichen im Abendstrahle,
Noch einmal seh' ich euch: vielleicht zum letzten Male!
So wirft ein Sterbender den letzten stummen Blick
Auf seines Lebens schönste Zeit zurück. . . . .

Alles, Mundart, Sitten, Speisen fremdete ihn in Bayern an. Am fremdesten war ihm das alte München. . . .

Am 4. Januar 1814 wurde er dem Kronprinzen (nachmaligen König) Ludwig vorgestellt, der schon durch seinen Sprachlehrer im Griechischen, den Professor Lichtenthaler, von Schmellers früheren Diensten in Spanien, von seinen reichen Erfahrungen und seinen patriotischen Gesinnungen unterrichtet war.

„Ah, Sie sind der Schweizer! sagte er gleich bei seinem Eintreten. Ich war also der Schweizer, und bejahte stolz und freudig, indem ich ihm Olrys Briefe überreichte. Er nahm mich in sein innerstes Gemach, und mit ihm auf- und abgehend mußte ich viel von der Schweiz erzählen. Als ich sagte, daß die Volksstimmung für die hartnäckigste Verteidigung der Neutralität gewesen sei, sagte er mit Lebhaftigkeit: Was? gegen uns? die Schweizer gegen uns? Dann sagte ich ihm, wie die Schweizer wohl Anteil nähmen am Gange des Allgemeinen, aber doch ihr engeres Vaterland immer im Auge hätten und wegen des Verlustes der jetzigen glücklichen Verfassung äußerst besorgt seien. „Welcher Verfassung?" Der, wodurch die Landbewohner mit den Städtern gleiche Rechte haben und nicht wie ehemals deren Unterthanen sind.

„Ob wohl aus der Stimmung der Schweizer keine Hoffnung ersichtlich, daß auch sie an die große Sache sich anschlössen? „Ich meinte: wohl möglich, wenn ihnen eine vor den Städteanmaßungen schützende Verfassung gesichert würde. „Aber hören Sie," sagte er, immer mit mir auf- und abgehend, oft das Ohr gegen mich hinwendend, als ob er besser hören wolle, meinen's denn die Schweizer nicht gut mit uns?" O, sie wünschen den Verbündeten alles Heil. Nur möchten sie erst über ihr eigenes beruhigt sein."

Fürwahr, ein wahrer d e u t s c h e r M a n n ist der Fürstensohn. Es kam mir vor, ich sei mit einem Jugendfreunde in traulichem Zwiegespräch, so menschlich ist alles am Königssohn! „Wollen Sie etwas in jenem Zimmer warten, bis ich Ihre Sache gelesen habe, dann will ich Ihnen sagen, was zu thun." Ich empfahl mich. — Da kam Major Frhr. v. Gumppenberg heraus und sagte, der Kronprinz wolle mich vorschlagen. Wenn ich zur Artillerie wolle, müßte ich halt ein Examen machen. Ich bekannte, daß ich

vielleicht dazu kein hinlänglich starker Mathematiker sei. Er meinte, ich hätte die Wahl und sollte morgen den Bescheid überbringen."

Schon zwei Tage darauf wurde Schmeller in die Kanzlei der Reserve-Armee berufen und ihm gesagt, daß er vom Kronprinzen zum Oberlieutenant beim freiwilligen Jägercorps des Illerkreises, das in Kempten gebildet wurde, vorgeschlagen sei. Ob er zufrieden sei? „O, ich bin's, gab er zur Antwort; ich werde suchen, das hohe Zutrauen zu verdienen." Am gleichen Tage hatte Professor Lichtenthaler den Auftrag, dem Kronprinzen die Gedichte Schmeller's, von welchen ersterer ihm gesprochen, zu bringen. Das offizielle Anstellungspatent wurde ihm erst am 6. Februar ausgefertigt. In der Zwischenzeit lernte er fleißig exerzieren; es war dies damals allgemein an der Tagesordnung; denn „alles von oben bis unten ist hier Soldat, erzählt er... Es ist eine Freude zu sehen, wie das Volk allenthalben zu den Waffen strömt. In den freiwilligen Scharen ist alles bunt durch einander: Tyroler mit nacktem Knie, Bauern, zuckrige Herrchen, Handwerker — alles von einem Sinne beseelt."

In die gleiche Zeit fällt auch ein zweimaliger Besuch bei seinen Eltern. Die in seinen Tagebüchern stehende Schilderung der unaussprechlichen Freude, die er über das Wiedersehen empfand, beweist sein weiches Gemüt und seine tiefgewurzelte, kindliche Pietät. Ueber den ersten am 8. Januar 1814 berichtet er:

„Nach zehn Jahren die Urheber und ersten Pfleger meines Lebens wieder gesehen! O Gute zu Rimberg! Nun ist so nahe, was mir so furchtbar fern war! Gott, wie ist mein Herz so voll! Wie ist alles übrige um mich her so öde! Gute, gute Eltern, o unaussprechlich liebe ich euch! Kein Herz wie Mutter- und Vaterherz, kein Haus wie Vaterhaus!

Am Samstag kam ich noch mit Schrannenwägen bis Pfaffenhofen, wo ich in der Post übernachtete, immer näher der Gegend, wo mir alles Erinnerung war, immer näher der ersehnten Stätte. Es war keine Bahn geebnet von Gundamsried nach Rimberg; der nach zehn Jahren Wiederkehrende drückte die ersten Fußstapfen in den Schnee. Alles schien mir bedeutungsvoll, ein seltenes himmlisches Fest zu feiern. Am steilen Pfad, wo ich einst die von Nagel geliehenen Dichter lesend gegangen war, wo ich beim Scheiden vor zehn Jahren im tiefsten Wehmutgefühl saß, stand ich wieder still. Die Schweiz und Spanien, Tarragona und Voitel, Madrid und Andujar lagen zwischen damals und jetzt. Ich ging nach Rimberg heim und statt

in Ried oder Pfaffenhofen war ich in Tarragona, Madrid und Basel gewesen. — O unbeschreibliches Gefühl! — Ich sah hinab auf die wohlbekannten, lieblichen Hütten, — noch standen sie alle wie einst. Hinauf, hinein, mit pochendem Herzen! — geklopft! — Es ist zu; durch's Fensterchen gesehen, — es ist niemand darin. Um das Häuschen herum, — eine entblätterte Rebe bekleidet die Ostseite, hinten ist eine mir neue Thür, ein neues Gemüsgärtchen, der Stall voll Tierstimmen, wohl mit Stroh verwahrt. Die Nachbarin kommt, kennt mich, sagt: Die Eltern seien nach Rohrbach auf der ersten Messe (Primiz.) — Auf der ersten Messe! . . . Gerade an diesem Tage meiner Zurückkunft! Schmerzvoll werden sie denken, wenn unser Sohn nicht ein ungeratener wäre, so hätten wir diese Freude auch an ihm erleben können. . . .

Bei der Nachbarin wartete ich nun, bis ich wirklich meine lieben Eltern kommen sah. Mit lautem weinenden Schreien rief die Mutter: O, mein Andrel, mein Kind! Dann standen sie wortlos eine Zeit lang, mich in ihren Armen haltend. Dann wieder Thränen und lautes Weinen der Mutter. 'Mein Kind, so soll ich dich doch noch einmal sehen!' O, mir war das Herz zum Zerspringen. Ähnliches habe ich noch nie empfunden. Dann in die väterliche Stube. 'So sei mir denn willkommen unter dem väterlichen Strohdach!' sagte der Vater mit einem Blick gen oben, der mich anbeten machte. O Gott, kein gewaltigerer, heiligerer Priester für mich, als mein Vater! Welche Fülle echter, begeisterter Religiosität! 'Alles durch Gott, für Gott! Wir sind oft umsonst, sagte er, nach Scheyern, Freising, Landshut gegangen, nein, nicht umsonst, weil Gott es fügte.' — Wohl vergab er mir, daß ich ihm nicht das Glück verschafft, auch einen geistlichen Sohn zu haben. 'Du hast ja deinen freien Willen, sagte er, und Gott hat es so haben wollen.' — Wie die Mutter gleich alle ihr möglichen, guten Gerichte auftischte und noch immer nicht begreifen konnte, wie ihr Wunsch, nur noch einmal den Sohn zu sehen, habe in Erfüllung gehen können — Thränen kann ich nicht zurückhalten, während ich dieses schreibe.

O wäre ich doch länger in der niederen Stube, beim rauhen Bette, bei der tellerentbehrenden Schüssel geblieben! Wie selig am Abend im Familienkreise beim Spanlicht! Welch freundliches Aufstehen am Montag zum seelenvollen Gruße des Vaters, der Mutter! Warm Bier hatte sie sorgsam bereitet. Herrlichere Stunden gibt kein Himmel. Äpfel, rothbackige, vom wohlbekannten Baume, Schlehen, getrocknete

Birnen brachte sie, ich sollte nun den heiligen Abend feiern, auch meine vor zehn Jahren dagelassenen Papiere. O seliges Herumwühlen in den Träumen und Bestrebungen meiner Vergangenheit! Dann durchstrich ich im tiefsten Schnee des Vaters Garten, freute mich des Neuerworbenen, Neugepflanzten und suchte im Anger die Buchen auf, unter deren grünem Dach ich einst gelesen, geschwärmt und geträumt hatte."

Dieser rührende Empfang der 62jährigen Eltern, die an der Erfüllung ihres innigsten Wunsches, den Sohn noch einmal vor ihrem Sterben zu sehen, schon verzweifelt hatten, gab seinem Leben seine heiligste Stunde. Schmerzlich ist ihm daher der Abschiedvom Elternhaus:

O nimmer, Deutschlands wackere Söhne,
Entehret euch die fromme Thräne,
Beim Scheiden aus dem Elternhaus geweint:
Heiß fühle sie des Vaterlandes Feind!

Als er das zweite Mal an des Vaters „wohlfeilem" Tische gewesen, da kommt er durch das Wühlen in seinen alten Papieren wieder auf seine Lieblingsarbeiten, auf die Volkssprache: „Von Griechenlands und Roms Großzeit begeistert, in Athens und Roms Umgebung umhergewandelt, so sehe ich in der Sprache, in der Sitte dieser Leute ehrwürdige Überreste und Mahnung an die Zeit der Siegfriede und Chrimhilde in Menge." Mit geradezu frommer Aufmerksamkeit belauschte er die seit einem Jahrtausend rein und eigentümlich bewahrten Töne und Worte jener einfachen Hütten und fand, daß eine eigene Regelmäßigkeit in den Aussprachegesetzen ihrer heimatlichen Mundart walte, die als eine der ältesten Urkunden für den ganzen deutschen Sprachbau erhalten ist.

Am 11. Februar begegnen wir Schmeller in Oberlieutenants-Uniform in Kempten: zum Thor des bayerischen St. Gallen schreitet er hinein — die Schildwache zieht's Gewehr an — die Soldaten und Bürger grüßen ehrerbietig, — o nicht den armen Schmeller, dachte er lächelnd, sondern die beiden Goldborten, die der Schneider an seinen Rockkragen genäht hat. Er keucht wahrhaft unter seinem schweren Tschako, um sich durch die ungewohnten Begrüßungen mit Ehren durchzuwinden. „Muß mir nun auch einen Schnurrbart wachsen lassen, um martialischer zu erscheinen," meinte er. Etwas Erhebendes hat übrigens für ihn das Exerzieren und Manövrieren; geschah es doch im Angesicht der blauen „schweizerisch herblickenden Berge" und war es ja eine Vorbereitung für eine „heilige Sache."

Nun denn, mein Vaterland, gewaffnet steh' ich da:
Und übe mich zum Kampf, zum Kampf für dich,
Damit ich stehen möge ritterlich,
Rückt einst der Tag, der heiße, nah.

Aber das Kommandieren in rauhem Tone will dem Schüchternen nicht recht gelingen.

'Allzu gelinde sind Sie mit Ihren Soldaten, das geht nicht,
Stets muß zürnen der Blick, schallen ein tüchtiger Fluch.'
Also des Obern Geheiß. — Ist's möglich, Ihr Söhne des Landes,
Bluten für Freiheit und Recht sollt ihr, und Hunde doch sein?

Diese Verschen sind „dem Obern durch einen noch Höheren," der Schmeller sehr schätzte, mitgeteilt worden. Er hat ihm aber nicht gezürnt, sondern ihm verständnisinnig und freundlich die Hand gedrückt.

Wechselnde Gefühle durchwogen seine Brust beim Fortgang des heiligen Krieges. Da derselbe für Napoleon immer bedenklicher wird, beginnt Schmeller für die tragische Person dieses Korsen Achtung zu fühlen. „Der Halbgott sieht die Weihrauchwolken verfliegen, er ist wieder Mensch geworden und ist unstreitig ein seltener Mensch . . . Wir sind hoffentlich im letzten Akt, doch sollt' es mir leid thun, bloßer Figurant bleiben zu müssen, bis der Vorhang fällt." Da kam der Befehl, daß sich sein Bataillon marschfertig halten solle. Endlich sollte auch er am Kampfe teilnehmen. Er war bereit zu bluten, damit die Knechte des Eisernen nie wieder auf deutschen Boden kämen.

Moskaus, Wiens und Berlins ach gar zu art'ge Besucher,
Länger nicht bleiben wir euch schuldig den Gegenbesuch.

Aber da kommt plötzlich die Nachricht, daß die hochmütige Capitale du monde am 31. März genommen sei und zu den Füßen der „Barbares" krieche. Wenn es ihn auch schmerzt, daß er nun nicht selbstthätig eingreifen kann, so ergreift ihn doch wie ganz Deutschland unendlicher Jubel. „Die Ereignisse der Zeit sind so groß! Ihr Eindruck auf mich ist gewaltig! Nichts ergreift ja so sehr als das Zusammenstürzen alles Menschlichgrößten. O nun wird sich alles so frei und lustig wieder regen. Es bricht nach dem eisernen ein papierenes und musselinenes Zeitalter an. So ein Freudengefühl hat wohl selten die Welt von Cadix bis an die Fuchsinseln, von Tarent bis Tornea auf einmal ergriffen."

Als aber vollends geschehen war, was keiner Kraft, keinem Schicksal gelingen wollte, was eine Moskauische Niederlage verbunden mit

der Pariser Verschwörung nicht bewirkt hatte, daß nämlich Napoleon abgesetzt wurde und der Gott wieder zum Menschen geworden war: da zeigte sich Schmellers edle Gesinnung in deutlichstem Lichte. Während er früher über den im Taumel des Eroberungsglückes und der erraubten Kaisermacht übermütig gewordenen Tyrannen in den ergrimmtesten Ausdrücken sich erging, kann er der gefallenen Erdengröße sein Mitleid nicht versagen. Vollständig stimmte er der Ansicht Hopfs bei, daß es jegliches edle Gemüt empören müsse, wie jetzt jeder Bube seinen Witz an dem Gefallenen übte und sich die Frösche aus den Sümpfen erhoben und ihre Weisheit ausquakten.

Nun war allerdings vorderhand für Deutschlands Sache nichts mehr zu thun. Von der Friedensverhandlung hat er nicht viele Hoffnung, denn ein Friede, der das deutsche Elsaß in den Händen der Gallier lasse, war sein Abscheu.

Nach dem Friedensschlusse war er vor die Frage gestellt, was thun? Dreierlei bot sich ihm dar: Soldat bleiben, um einen Lehrstuhl der deutschen Sprache und Literatur in Landshut, Erlangen oder Würzburg werben oder eine Lehrstelle in Aarau in der Schweiz annehmen. Er entschied sich vorläufig für das erstere. Die ihm in dieser Stellung trotz „Schießens, Fechtens, Inanspruchnahme von gesellschaftlichen Verpflichtungen" verbleibende freie Zeit benutzte er mit Hinblick auf den in Wien tagenden Congreß der verbündeten Mächte zur Ausarbeitung seiner ersten selbständig im Buchhandel erschienenen Schrift: „Soll es eine allgemeine europäische Verhandlungssprache geben?"*) Er hatte im Sinne, sie dem Kronprinzen von Bayern zu übersenden. Es verdient dieses Schriftchen, welches so viele auch auf unsere Zeitverhältnisse passende treffliche Gedanken enthält, neuerdings hervorgeholt und wieder gelesen zu werden. Getragen von stolzem, durch die großen Ereignisse jener Zeit gehobenem patriotischen Selbstgefühl bietet Schmeller in staunenswerter Gründlichkeit und Ausführlichkeit über den Geist der einzelnen Sprachen, über den Wert und die Bedeutung der Muttersprache, ja bereits über die Sprachvergleichung so viel neues, daß man diese Schrift, wie Thiersch mit Recht sagte, die Vorläuferin jenes großen, später weiter ausgebauten Systems neuer Ideen und Forschungen betrachten kann, welches seitdem unter dem Namen der germanischen Sprach- und Altertumswissenschaft zur Ausbildung gekommen ist. Der Gedanken-

*) Kempten 1815. Dannheimer. 8°. 39 S.

gang des Schriftchens ist etwa folgender: So wenig wie eine Weltherrschaft, so wenig darf es eine Weltsprache geben. Die Sprache ist das von Geschlecht zu Geschlecht fortgeförderte Selbstbewußtsein eines Volkes, sie ist von seinem Entstehen an die bestimmende und bestimmte Form seines Thuns, nur durch sie dauert ein Volk als Volk; mit ihr geht das Bewußtsein des Volkes verloren, das Volk als dieses Volk hört auf. Nur die Juden scheinen hievon eine Ausnahme zu machen; dies aber erklärt sich dadurch, daß selten ein Volk durch Religionsmeinungen und Gebräuche so eisern wie dieses zusammenhält. Jedes Ding kann nur für sich, auf seine Art recht und zweckmäßig dastehen. Eigentümliche Kraft leidet durch jede aufzwungene Form in ihrer freien Entwicklung. So gibt es auch keine bestimmte Sprache, welche alle Vorzüge in sich vereinigte, die nach der Weise alles Zeitlichen und Örtlichen nur in verschiedenen statt haben können. Ohne Geschichte der Sprache gibt es keine Geschichte der Völker. Wenn nur eines gilt, da tritt unabwendbar träge Kurzsichtigkeit, dummes Selbstbehagen ein, kein Wetteifer, kein Nachahmen wird angeregt. Auch keine allgemeine Sprache der Gelehrten und der Wortführer der verschieden sprechenden Nationen ist berechtigt; denn kein großer Mann Europas ist bloß Europäer. Jedem ist die Heimat die Bezeichnung der ihm teuersten Verhältnisse, jedem ist eine Muttersprache geworden und was die Muttersprache ihm ist, das kann ihm keine andere der Welt werden. Diese ist mit Erinnerung an die Regungen des frischesten, glücklichsten Lebens der Jugend so innig verbündet, daß sie selbst auf alle Ansichten, auf das ganze Benehmen eines Menschen formgebende Kraft ausübt. Da aber kein Mensch mehr als einer Sprache vollkommen mächtig sein kann, so ist es verwerflich und schädlich, Kinder vom zartesten Alter an zwei oder mehrere Sprachen brauchen zu lehren. Die Erfahrung zeigt, daß solche Kinder meist alle Sprachen durcheinander wirren und im späteren Alter keine einzige richtig sprechen können. Daher ist es auch verkehrt, die abgestorbene Sprache der Griechen und Römer selber brauchen zu wollen. Es genügt völlig, die Hauptsprachen (Lateinisch, Griechisch, Französisch, Englisch und Russisch) nur verstehen zu lernen; in der Muttersprache aber muß jeder Europäer, der auf höhere Bildung Anspruch macht, vollkommen Meister zu werden suchen. Diese Schrift schließt mit der an die Wiener Congreßmitglieder gerichteten Bitte, „daß für jetzt wenigstens die amtliche Ver-

ständigungssprache ihrer hohen Beschlüsse nicht bloß französisch, sondern auch englisch, deutsch und russisch sei und daß dadurch die endliche Mündigkeit Europas und seiner zahlreichsten und wichtigsten Nationen feierlichst erklärt und für alle Zeiten beurkundet werden möge."

Der Kongreß war bekanntlich noch versammelt: da drang die große Kunde durch Europa, daß der „belachenswerte, unsinnige Abenteurer", der Exkaiser Napoleon am 1. März bei Cannes gelandet und am Geburtstag des Königs von Rom in Paris eingezogen sei. „Was will der rege, unbändige Geist? Ich weiß mir ihn aber doch gern auf der Schaubühne", schreibt Schmeller am 12. März, und am 27.: „Ludwig XVIII. hätte Paris auf keinen Fall verlassen dürfen; aber er hat sich als echter Bourbon bewiesen. Auf Calais eilte er zu! So wenig Kraft hatte der beste Bourbon, ja der beste, aufgeklärteste aller Fürsten veralteter Rasse. Es ist nichts mit ihnen, ihre Zeit ist vorüber. Mit fürchterlichen Geburtsschmerzen wird ein neuer geboren werden. Aus Elba ist der Accoucheur erschienen . . . Es geht also los! . . . Ich bin sehr vergnügt. Solche Lebensscenen wie die, denen ich entgegengehe, fehlten meiner Erinnerung noch immer."

An der Hand des an treffenden Bemerkungen über die politischen Ereignisse und an allgemeinen Reflexionen überreichen Briefwechsels zwischen Schmeller und Hopf können wir ersteren auf seinem Marsche begleiten, der im Frühling 1815 über Augsburg, Heidelberg, Mannheim an den Rhein geht. Überall nimmt er Gelegenheit, die Dialekte des Landes zu studieren und an seinem weiteren Lebensplan fortzuarbeiten. Tacitus und Homer, die er immer mit sich führte, sind ihm erholende Lektüre nach den Strapazen des Marsches. Nun geht es über den Rhein bei Saarbrücken nach Frankreich hinein. Alle Nächte unter freiem Himmel zubringend und von nichts als von requirierten oder geraubten Dingen lebend führt er „ein wahres Götterleben." Der Marsch ging über Luneville, Nancy, Bar le Duc und Châlons. Am 9. Juli 1815 schreibt er von La houssaye, dem Landgute des Marschall Augereau (zwischen Meaux und Melun), welches nur noch einen Tagmarsch von Paris entfernt ist: „Wir freuten uns nicht wenig, einzuziehen in das stolze Babylon, als mit einem Male die jedes andere, nur nicht dieses Mal erwünschte Ordre kam, die ganze bairische Armee von 50—60000 Mann sollte bis auf weiteres Kantonnierungen beziehen . . . Mich hat das glückliche Loos getroffen, mit dem Stab unsres Bataillons in dieser wahrhaft fürstlichen Residenz eines

der größten französischen Bluthunde einquartiert zu werden. Augereau lebte während Bonapartes Wiedererstehung hier gleichsam im Exil, und ist seit dessen neuem Verschwinden nach Paris gegangen; aber seine prächtigen Zimmer, Gemälde und Möbel seinen Park, seine gut versehene Küche und seinen Keller, dessen schlechtester Inhalt Burgunder ist, konnte er nicht so, wie sein silbernes Tafelgeschirr mit fortnehmen; und so führen wir denn hier ein königliches Leben, da uns keine Rücksicht bewegen kann, die alte Kriegsgurgel, die eben auch alles aus Deutschland zusammengeraubt hat, im mindesten zu schonen. Einer seiner Aides-de-camp, den er auf die Kunde von unserem Eintreffen aus Paris hergesandt hat, kann sich täglich überzeugen, daß wir von unseren Meistern recht gut gelernt haben, wie man sich's im Feindesland recht wohl sein lassen könne. Wenn man 3 Wochen furchtbare Märsche und noch schrecklichere Bivouaks ausgehalten, so schmeckt es einem recht, à la parisienne von 11 bis 12 zu dejeunieren und von 7 bis 12 zu dinieren und in den weichen Betten einer Duchesse zu schlafen ..."

Mit Zuversicht hofft er, daß doch diesmal das deutsche Elsaß und Lothringen wieder an die „Mutter Nation" zurückgewonnen werde, „wenn der zuckersüße Alexander nicht wieder im Honig kleben bleibt." Auf Blücher war er sehr ungehalten, daß er durch Vorschnelligkeit den Wunsch der Bayern vereitelte, in Paris die ganze französische Armee eingeschlossen zu halten und das Nest sammt den Vögeln zu nehmen.

Am 30. August 1815 ist er, da kein förmlicher Urlaub gegeben wurde, mit stillschweigender Erlaubnis seines Chefs auf 5 Tage in Paris, im Brennpunkte des europäischen Großlebens. „Es ist wunderlich, schreibt er am 31. August an Hopf, daß das zahllose Gewühl, Schreien und Tosen einer großen Stadt mehr als die Stille einer unbelebten Landschaft ein beklemmendes Gefühl des Einsamseins in uns legt. Das Vorübergehen so vieler Gestalten und Gesichter an einander, ohne Teilnahme, freundlich und doch wildfremd, herzlich und doch nur dem eignen Vorteil nachjagend, zärtlich sogar und sich selbst hingebend, um Geld — ist einem natürlichen Gemüt fürchterlich widerstrebend." Dann berichtet er vom Museum, „wo das Höchste menschlicher Kunst auf die kaiserlichste Art versammelt" ist, von der Bibliothek „mit ihren 72000 Handschriften, wovon aber kaum ein Halbdutzend deutsche," vom Jardin des plantes, vom Pantheon, „in dessen unterirdischem Gewölbe Rousseau's und Voltaire's Knochen

neben denen des Marschall Lannes ruhen", von der Säule auf dem Place Vendôme, vom Triumphbogen auf dem Caroussellplatz, von Talma und den Zauber-Balletten der großen Oper, von Louis XVIII., der „durch die Gallerien aus der Messe daherwatschelnd vom Balkon die im Garten der Tuilerien 'vive notre bon roi' rufende Menge recht herzlich mit Hand und Gesicht begrüßt," vom Montmartre und seinen Schanzen und Palisaden, von der prächtigen Jenabrücke mit preußischer Schildwache, vom Palais Royale „mit seinen Restaurants, Cafés und gastfreien Nymphen." Während die Franzosen vor allem die Engländer, dann die Russen, die Oesterreicher, die Baiern loben, erzählt er, hassen sie die Preußen bis zum Vertilgen.

So war für Schmeller dieser Feldzug nach Paris mehr eine Gelegenheit, seine Kenntnisse zu bereichern und das Patois der durchzogenen Provinzen Frankreichs in mannigfaltiger Weise zu studieren. In seinem Nachlasse finden sich noch Excerpte, die er in Champigny beim Marquis von Balincourt und zu Chaumont aus französischen Werken gemacht hat.

Noch vor dem Abschluß des „zweiten Pariser Friedens" (20. November 1815) war Schmeller mit seinem nicht zum Besatzungsheere gehörigen Bataillon zum Rückmarsche über Troyes, Bar-sur-Aube, Chaumont, Germersheim, Ulm nach Augsburg, und von da nach Salzburg zu ständigem Quartier aufgebrochen. Glücklich war er, als er wieder auf deutschem Boden wandelte und vaterländische Töne in ihrer lieblichsten Form, der alemannischen, in sein Ohr erklangen. Kaum aber war er aus der Fremde heimgekehrt, mit Plänen der Ruhe, — er hatte beim Durchmarsch in München einige Bekanntschaften gemacht, durch die er für sein literarisches Wirken vorderhand etwas mehr Spielraum zu gewinnen hoffte, namentlich wollte er die reichen Schätze der k. Bibliothek ausnützen — da verfinsterten schon wieder neue Wetterwolken den angebrochenen Friedensmorgen. In den Flugblättern wurde zum Kampfe für Bayerns Bestand jeder waffenfähige Mann aufgefordert. Auf den Wällen der Stadt Salzburg wurde Tag und Nacht geschanzt: man glaubte, am Vorabend eines neuen Vertilgungskrieges zu stehen. Es galt, Salzburg für Bayern zu erhalten, das, wie Schmeller sich ausdrückte, „in allerliebster Weise die Bundesgenossen so im Vorbeigehen — echt napoleonisch — für sich zu entreißen suchten: ein hübsches Vorzeichen für den ewigen Frieden." Der bayerische Kronprinz war in dieser Angelegenheit in eigener Person nach Mailand gegangen. Allein alles ohne Erfolg: Salzburg fiel an Österreich.

Schmeller hatte trotz des ihm vom Ministerium bewilligten 6wöchenentlichen Urlaubs seine Abreise verschoben, bis diese Krisis vorüber war; jetzt aber eilte er nach München, nicht ohne Vorgefühl, welch große Aufgabe ihn dort erwartete.

II.

Schmellers Mannesalter.

Stets war der Edeltrank, den er uns bot,
Aus unsers Volkstums tiefstem Quell geschöpft.
F. Dahn.

1) Mundartliche Forschungen. Bayerische Grammatik. Vorarbeiten zum bayerischen Wörterbuch. Sonstige literarische Arbeiten. (1816—1819.)

Es ist eine treffende Bemerkung von Moritz Haupt, daß derjenige, der die Wissenschaft in neue Bahnen lenkt, niemals eigenmächtig und wie aus dem Nichts eine neue Zeit emporführt, wenn auch sein Wirken noch so schöpferisch und neugestaltend erscheint. Es vollenden sich eben in ihm bewußte und unbewußte Bestrebungen, es gewinnen in ihm feste Gestalt und Richtung alle Begriffe und Vorsätze, die vor ihm rege waren, hie und da, ohne Zusammenhang, einzeln ausgesät und im stillen fortwachsend. Thaten epochemachender Natur reifen langsam und werden in allmählichem Fortgang vorbereitet, bis sich der Mann zeigt, der den Durchbruch des Neuen sichert und siegreich entscheidet. Dies trifft auch hinsichtlich seiner Bedeutung als Schöpfer der wissenschaftlichen Erforschung und Darstellung der Mundarten, wie für seine germanistischen Forschungen auf Schmeller zu.

Während die reiche Literatur des klassischen Altertums, nachdem sie sich aus dem Staube der Vergessenheit erhoben hatte, im 16. Jahrhundert im vollem Glanze wieder neu erstrahlte und — man kann sagen — das damalige ganze Geistesleben durchdrang und durchwärmte, war vom Studium der Denkmäler der deutschen Literatur oder gar von der wissenschaftlichen Beschäftigung mit der heimischen Sprache damals kaum eine Rede. Doch machte sich bei der allmählichen Ausbildung

der neuhochdeutschen Schriftsprache auch das Bedürfnis grammatikalischer Festsetzungen geltend. Und außerdem eröffnete die Wiedererweckung der antiken Literatur dem Deutschen auch den Blick in eine reiche Vergangenheit, die seit einer Reihe von Jahrhunderten so gut wie vergessen war. In der That hängt die Entstehung der deutschen Grammatik aufs engste mit den Überlieferungen des klassischen Altertums zusammen.*)

Unsicher allerdings waren die ersten Schritte, die man damals auf diesem noch ganz unbebauten Gebiete machte. Es ist die Zeit der Vorbereitungen, der Anfänge, des Versuchens, des Tastens; kein bestimmtes Ziel wird mit vollem Bewußtsein und mit klarer Einsicht in die Mittel verfolgt. Valentin Ickelsamers erste deutsche Grammatik (etwa 1527 erschienen) zeigte die ganze Dürftigkeit des damaligen historischen Sinnes. Doch war durch seine kleine „teutsche Grammatica" die Bahn geebnet, auf welcher Johannes Clajus und Laurentius Albertus fortschreiten konnten. Im 17. Jahrhundert macht sich ein größerer Fortschritt in der Wertschätzung der deutschsprachlichen Denkmäler, wie in der Beschäftigung mit der deutschen Grammatik bemerkbar, er knüpft sich an Opitz und an dessen Büchlein „von der deutschen Poeterei" vom Jahre 1624, an Goldast, der eine reichhaltige Sammlung der Lieder des 13. Jahrhunderts veranstaltete, an Schottelius, der zu den bedeutendsten deutschen Grammatikern jenes Jahrhunderts zählt, an Morhof, Bödiker und andere. Aber zu einem tieferen Verständnis der Literatur der deutschen Vorzeit und zu einer wissenschaftlichen Betrachtung der Grammatik brachte es auch diese Zeit nicht. Nach dem 30jährigen Krieg sah man mit Verlangen und Sehnsucht nach der deutschen Vergangenheit mit ihren herrlichen Denkmälern der heimischen Sprache. Da war es besonders der erste Herausgeber des Ulfilas, Franz Junius (Du Jon), der sich mit gründlichem Fleiße auf das Studium der alten heimischen Schriftwerke und der deutschen Sprache, besonders der gothischen, althochdeutschen, altniederdeutschen und friesischen verlegte. Er ist als der eigentliche Begründer der grammatikalischen Behandlung der deutschen Sprachen und ihrer alten Schriftwerke zu betrachten. Jakob Grimm hat ihm in der Vorrede der althochdeutschen Hymnen

*) Vgl. Rudolf von Raumer, Geschichte der germanischen Philologie. München 1870. S. 61.

ein herrliches Denkmal gesetzt.*) Die von Junius ausgehenden Anregungen, den grammatischen Bau der Sprachen zu untersuchen, verliefen aber bald im Sande. Man geriet — auch Leibniz ist davon nicht freizusprechen — auf Irrwege und verlor sich in die seltsamsten Träumereien über Sprachverwandtschaft der Völker, indem man das Deutsche sogar aus dem Hebräischen ableiten wollte. Das gesammte sprachvergleichende Treiben jener Zeit trägt den Stempel der Spielerei; es ist nur lexikalisch und tastet an zusammengerafften Wörtern herum, anstatt den grammatikalischen Bau der Sprache zu untersuchen. Auch Gottsched, Fulda, Adelung drangen nicht bis zur historischen Betrachtung der deutschen Sprache durch. Erst bei Beginn unseres Jahrhunderts gelangte man zur geschichtlichen Behandlung der deutschen Sprache, zu einer Zeit, wo die Deutschen, durch fremde Gewaltherrschaft gedrückt, sich in vaterländischer Gesinnung auf sich selbst besannen und die reichen Schätze heimischer Vergangenheit hervorholten. In dieser Zeit beginnt die Begeisterung für unsere alten poetischen Schriftwerke, namentlich für die aus der glorreichen Hohenstaufenzeit, wo Deutschland auf der Höhe seiner Machtfülle ganz Europa Gesetze gab. Jetzt erst wird der eigentliche Grund gelegt zu der wissenschaftlichen deutschen Philologie, nicht in vereinzeltem und einsamem Sinnen, sondern im Zusammenhang mit dem Gesammtleben der Deutschen. Diese Richtung wurde nicht wenig von den Romantikern gepflegt, insofern dieselben eine tiefere Auffassung der Kultur des Mittelalters anbahnten, besonders aber durch die Freiheitskriege belebt, indem durch dieselben der deutsche Geist wieder erweckt wurde. v. d. Hagen, vor allem aber die Gebrüder Jakob und Wilhelm Grimm wirkten seitdem hervorragend für die Altertumswissenschaft. Benecke hatte in Göttingen begonnen, Vorlesungen über das Altdeutsche zu halten. Dadurch wurde Lachmann angeregt, mit dem Studium der klassischen Philologie das der altdeutschen Literatur zu verbinden.

So wurden in dieser Zeit von den verschiedensten Seiten Bausteine beigetragen zum Studium der deutschen Sprache.

Daß zu richtiger und vollständiger Erforschung der allgemeindeutschen Sprache die Kenntnis der verschiedenen Mundarten, in denen unsere Sprache vom gemeinen Mann der verschiedenen Gegenden Deutschlands seit undenklicher Zeit gesprochen wird, unumgänglich nötig ist, das hatte vor Schmeller niemand mit klarem Blick erkannt,

*) Vgl. Jak. Grimm, Hymnorum veteris ecclesiae XXVI. Göttingen 1830.

und in bestimmter Form ausgesprochen. Allerdings hatten schon manche hellblickende Männer der früheren Jahrhunderte darauf hingewiesen, aber erst unserem Jahrhundert blieb es vorbehalten, die wahre Bedeutung der Mundarten zu erkennen und auf ihre historische Betrachtung Gewicht zu legen.

Schon im 16. Jahrhundert zeigte der Magister Fabian Frangk, „Burger zu Buntzlaw“ in seinem Buch: „Teutscher Sprach Art und Eygenschafft“ die Wege, um die deutsche Schriftsprache von den landschaftlichen Mundarten zu unterscheiden. Er hatte sich unter den verschiedenen Mundarten Deutschlands umgesehen und die eigentümliche Aussprache des Franken, Bayern, Schlesiers und „Meichßners,“ des Oberländers und Niederländers belauscht. Aber er hält alle diese Mundarten für Auswüchse des „rechten und reynen Teutsch“, für „Mißbreuch,“ die zu meiden seien.*) Ähnliche Anschauungen über die Mundarten hat Hieronymus Wolf in seinen Institutiones grammaticae Joannis Rivii (S. 595 ff.).

Im 17. Jahrhundert gewinnen die mundartlichen Forschungen breiteren Boden; besonders ist es Leibniz, der es nicht an Anregung dazu fehlen ließ und in den „Unvorgreiflichen Gedanken“ vorschlägt, daß in dem von ihm vorgeschlagenen Glossar die „Landworte des gemeinen Mannes“ Aufnahme fänden. Mit einem Glossarium Bavaricum hatte der Regensburger Bürgermeister Ludwig Prasch († 1690) für die mundartliche Behandlung der deutschen Sprache vorgearbeitet. Im 18. Jahrhundert entbehrt dieses Studium immer noch jeglichen wissenschaftlichen Charakters, wenn sich auch eine regere Thätigkeit darin entwickelt. Für den niederdeutschen Dialekt und zwar für die Hamburger Mundart gab Richey 1743 (2. Auflage 1755), für die osnabrückisch-westphälischen Mundarten gab Strodtmann 1756 ein Idiotikon heraus, für die bremischen Dialekte ließ die „deutsche Gesellschaft“ in Bremen ein umfassendes Werk bearbeiten. Ein Wörterbuch für Plattdeutsch von Dähnert erschien 1781, für holsteinische Dialekte von Schütze 1800—1807. Wie die niederdeutschen, so wurden nun im Anfang dieses Jahrhunderts auch die übrigen deutschen Volksmundarten in den Bereich der Darstellung gezogen. Die Volkssprache in Österreich hatte M. Höfer (1800) behandelt, ein Schweizer Idiotikon von Stalder erschien 1806—1812. Auch in Bayern war man

*) Näheres darüber bei Rud. v. Raumer, Geschichte der germ. Philologie. S. 63 f.

nun bestrebt, die uralten, ehrwürdigen Trümmer der gemeinen Volkssprache gleich den übrigen vaterländischen Denkmälern zu sammeln. Im Jahre 1789 veröffentlichte Andr. Zaupser in München einen „Versuch eines bayerischen und oberpfälzischen Idiotikons“, Radlof, der von J. Grimm, bevor dieser selbst daran dachte, seine bahnbrechende Grammatik zu schreiben, angeregt wurde grammatikalische und lexikalische Werke über deutsche Dialekte zu liefern und diese unter sich, sowie mit dem Altdeutschen, mit dem Niederländischen und Englischen zu vergleichen, erkannte mit richtigem Blicke in süddeutschen Mundarten Reste der alten Sprache und legte diese Gedanken nieder in der Schrift: „Trefflichkeiten der südteutschen Mundarten zur Verschönerung und Bereicherung der Schriftsprache (1811)“. Westenrieder arbeitete an seinem Glossarium germanico-latinum vocum obsoletarum imprimis bavaricarum, Docen war mit der Sammlung altdeutscher Glossen in ältern deutschen Volksliedern, sowie mit der Bearbeitung eines Wörterbuchs der älteren deutschen Sprache mit Berücksichtigung des Mundartlichen, der Unterbibliothekar der k. Hofbibliothek Scherer nebst Westenrieder und dem Appellationsgerichtsrat v. Delling mit den Vorarbeiten für ein bayerisches Idiotikon beschäftigt.

Nicht wenig wurden diese Studien und Bestrebungen angeregt, gefördert und unterstützt durch den für alles Nationale begeisterten Thronerben Bayerns Ludwig, der die schönsten Blüten, welche der Süden aus seiner herrlichen Vorzeit bewahrt hat, mit dem Kranze der vaterländischen Eiche zu verflechten, der selber zu würdigen wußte nicht nur die klangvolle Sprache, „die noch die Luitpolds, seines Ahnherrn war“, sondern auch die scheinbar depravierten Reste einer entwickelten Sprache, die noch „trümmerhaft und gleichsam versteinert“ im Munde des Volkes gebräuchlich waren.

In dieser Zeit der beginnenden Blüte der bayrischen Dialektforschung kam Schmeller nach München, um die durch die Säkularisation so reichlich in die königliche Hofbibliothek zusammengeströmten literarischen Schätze, besonders des deutschen Altertums, zu studieren. Schon als Knabe hatte er bei seinem außerordentlich feinen Gehör für die mundartlichen Eigentümlichkeiten unablässig Vergleichungen angestellt zwischen der Schriftsprache und dem abweichenden Dialekte seiner Eltern und der oberbayerischen Nachbarn. Als er vom Geschicke in die weite Fremde geführt wurde, da wurde er nicht müde, in Spanien, Frankreich und der Schweiz das Patois der einzelnen Landschaften zu beobachten. Als er dann nach zehn Jahren im

Winter 1813 wieder zurückgekehrt war ins engere Vaterland, dessen Laute seinem Ohr einigermaßen fremd geworden waren, da konnte er sein freudiges Erstaunen nicht bergen, in den Hütten der Heimat so viele Klänge und Ausdrücke zu vernehmen, die ihn lebhaft an die Sprache der deutschen Vorzeit erinnerten, mit welcher er sich in der Fremde so gern beschäftigt hatte. Mit der Sammlung alles dessen, was ihm in der Sprache des gemeinen Mannes auffiel, verband er unablässig das Studium der deutschen Sprachaltertümer, die er allerdings ursprünglich geradezu als bloße Curiositäten betrachtet hatte. Als er aber über die festere Begründung oder Vereinfachung manches Satzes in der bisherigen deutschen Grammatik nachgrübelte, da sah er oft mit Überraschung, daß da, wo die Büchersprache starr und tot jeder Erklärung aus sich selbst widerstrebte, die im Munde des Volkes für sich fortlebende gemeine Sprache die erhellendsten Aufschlüsse bot. Die herkömmlich vornehme Geringschätzung dieses Zweiges der Sprachforschung und das Vorurteil dagegen hielten den zäh an seinem Vorsatz Festhaltenden nicht im mindesten ab, besonders aufmerksam auf diese Spracherscheinungen zu sein. Bald kam er auf eine Reihe von Analogien und Gesetzen, von denen in der Büchersprache nur wenige Spuren vorhanden sind. Nun wandte er sich, von dieser in die Ohren fallenden Wirklichkeit ausgehend, aufs neue zurück zu jenen verkannten literarischen Überbleibseln des deutschen Altertums, und siehe, da zeigte sich eine überraschende Übereinstimmung, die seinen Zweifeln über die Wahrheit und Echtheit der in diesen Resten des Altertums erhaltenen grammatischen Formen mit einem Male ein Ende und ihm diese Überbleibsel zum Gegenstand eines neuen und höchst anziehenden Studiums machten. Er sah nun, wie sehr er die organische Natur der Sprache darin verkannt hatte, daß er glaubte, das, was war, müsse durch das, was ist, erklärt und gemeistert werden, statt das ewige Gesetz jedes Organismus zu bedenken, nach welchem alles, was ist, nur aus dem, was war, hervorgegangen sein kann.

So hatte Schmeller den umgekehrten Weg als Jakob Grimm eingeschlagen, um zu gleichen Resultaten, zu der Bestätigung der organischen Einheit des germanischen Sprachstamms und des durchgehenden Parallelismus, unter welchem seine Äste von Knoten zu Knoten auseinander treten, zu gelangen. Grimm war rascher und gleich von oben herein zur vollen klaren Anschauung dessen gekommen, wozu Schmeller sich erst von unten auf mühsam durchringen und empor arbeiten mußte. Was Schmeller aus den mannigfaltigen, vielfach

versiegten oder trüben Bächen des wirklichen Volkslebens in mancherlei Gauen deutscher Zunge auf die nicht bequemste Weise zusammentrug, das schöpfte Grimm bequemer und reiner aus den schriftlichen Quellen selbst, die dem gemeinsamen Ursprung, von welchem alle die weitzerteilten Bäche auseinandergegangen sind, um zehn bis fünfzehn Jahrhunderte näher liegen. Statt auf einem einzigen Wege fortzuschreiten, der bei befangener Aussicht, ehe er zurückgelegt ist, immer keine rechte, innere Sicherheit vor der Gefahr des Sichverlierens gewährt, umfaßte Grimm gleich das ganze vor ihm liegende Gebiet und rückte mit der möglichsten Umsicht auf allen Wegen zugleich vorwärts. Kurz, Schmeller war Autodidakt, der sich mühsam und oft irrend seinen Weg bahnen mußte, während Grimm, in systematischer Schule gebildet, die bereits geebnete Bahn mit Sicherheit vorwärts schritt.

Dabei war es nicht der objektive Wert der altdeutschen Literatur und der Dialekte, der bei ihm in die Wagschale fiel: es war vielmehr ein subjektiver, nämlich der, den dieselben für uns Deutsche haben müssen. „Wenn uns daran liegt zu wissen, wie sich unsere Voreltern kleideten, bewaffneten, wie sie wohnten, kämpften, sich unterhielten, sollte es uns da gleichgiltig sein zu wissen, wie sie sprachen, wie sie dachten?" Von diesem Gedanken ausgehend, kam er zu der Folgerung, daß nur der von sich behaupten könne, er kenne die Geschichte seines Volkes vollkommen, der auch die Sprache seiner Ahnen, wie sie noch in den Dialekten in Trümmern vorhanden ist, kennt. Ihm standen die Mundarten neben der Schriftsprache da wie der noch ungelichtete Teil eines tausendjährigen Waldes neben einer Partie desselben, die zum Nutzgehölz durchforstet, zum Lusthain geregelt ist. „Wenn die Erscheinungen der Mundarten, sagt er in der Vorrede zu seiner 'Sprachlehre', so betrachtet werden, wie der gemeine Einwohner Italiens, Griechenlands die Trümmer und Ruinen betrachtet, die ihn allenthalben umgeben, nämlich mit der ärmlichen Rücksicht, wie sie etwa aus dem Wege zu räumen oder allenfalls, wozu sie zu verwenden, zu benutzen wären: so können sie auch anders, ja mit einem Anklange von jenem Hochgefühle betrachtet werden, mit welchem die Reste einer grauen Vorzeit freilich nur den ergreifen, der von einer andern Seite her mit derselben bekannt ist. Und ich gestehe, daß es etwas Ähnliches war, was mir Vorliebe für diese Art von Forschungen und Geduld gab zum Fortfahren in denselben."

Und in der That, die Mundarten sind die natürlichen, durch die Gesetze der sprachgeschichtlichen Veränderungen gegebenen

Formen der deutschen Sprache im Gegensatze zu der mehr oder minder gemachten und schulmeisterlich geregelten und zugestutzten Sprache der Schrift. Schon hieraus ergibt sich der hohe Wert derselben für die wissenschaftliche Erforschung unserer Sprache; hier liegt eine reiche Fülle von Worten und Formen, die, an sich gut und echt von der Schriftsprache verschmäht wurden; hier findet sich manches was wir zur Erklärung der ältern Sprachdenkmäler, ja zur Erkenntnis der jetzigen Schriftsprache verwerten können, abgesehen von dem sprachgeschichtlichen, lautphysiologischen Interesse, welches die übrige reiche Mannigfaltigkeit unserer Mundarten bietet. Nichts ist törichter, nichts verrät mehr den Mangel wahrer Bildung als das Verachten unserer Mundarten.*)

In diesem Geiste hat Schmeller seine Kraft dem Studium der Muttersprache gewidmet.

Diese Richtung und seine außerordentliche Befähigung für die Erforschung des bayerischen Dialektes wurde, als er auf der Bibliothek den Studien lebte und mit Docen, Schlichtegroll und Scherer in nähere Beziehungen trat, im Jahre 1816 durch den letzteren zur Kenntnis des Kronprinzen gebracht, der an die Akademie der Wissenschaften den Auftrag hatte gelangen lassen, ihm einen Mann zu bezeichnen, der im Stande sei, die in Bayern gesprochenen Mundarten zum Gegenstand gründlicher grammatischer und lexicalischer Erforschung und Bearbeitung zu machen. Dadurch wurden Schmellers Beziehungen zur Akademie herbeigeführt.

Am 16. Februar 1816 schreibt er in dieser Beziehung an Hopf: „Gestern habe ich der königlichen Akademie der Wissenschaften einen Plan zur Bearbeitung der bayerischen Volkssprache, und zwar in einem umfassenderen Sinn als durch die gewöhnlichen Idiotika vorgeschlagen. Es wurde herumgestimmt, mehrere Mitglieder erhoben sich zu meinen Gunsten, besonders Weiller, Scherer, Schelling, Schlichtegroll, und man beschloß, mich förmlich mit der Arbeit zu beauftragen. Docen scheint Opposition bilden zu wollen. Er scheint selber auf so etwas gerechnet zu haben. Radlof könnte hier auf keinen grünen Zweig kommen; das machten zum Teil seine gar zu ausschweifenden Ideen. Er hat den Wanderstab gegen Norden genommen und den Münchener Staub von den Füßen geschüttelt ... Vor der Hand soll ich aber Soldat bleiben. Man will mir unbestimmten Urlaub mit Beibehaltung der ganzen Besoldung (monatlich 36 fl.) erwirken. Da dies aber vom Kriegsminister abhängt, der gerne seine Unabhängigkeit von anderen

---

*) Vergl. Schleicher, Die deutsche Sprache. Stuttgart, Cotta. S. 110 ff.

höchsten Behörden, selbst vom Willen des Königs zeigt, so könnte die Sache leicht im schönsten Gange aufgehalten werden. Man macht mir Hoffnung, auch der Kronprinz werde für seine Person etwas thun." In dieser Hoffnung sah er sich übrigens nicht getäuscht. In großsinniger Weise gab der edle Kronprinz zwei Jahre lang jährlich 500 fl. aus seiner Privatkasse, den Sold bezog Schmeller ungeschmälert fort und erhielt einen sechsmonatlichen Urlaub, um „ein Werk über die Sprache der Baiern" auszuarbeiten. Drei Mitglieder der Akademie: Schelling, Koch-Sternfeld und Scherer wurden beauftragt, halbjährlich über den Fortgang seiner Arbeit Bericht zu erstatten. Er war glücklich, daß er nunmehr als Beruf seine Liebhaberei und „um ihr nachzuhängen, monatlich 7 Louisdor hatte." In der freudigsten Stimmung und mit selbstbewußter Kraft machte er sich nunmehr an das große „Zwei-Jahr-Werk".

Viele Notizen sammelte er sich durch Selbsthören und Selbstsehen auf wiederholten Wanderungen durch die meisten Gegenden Bayerns, andere Kenntnisse über die Dialekte suchte er sich mit Bewilligung der Militärbehörden durch planmäßige Vernehmung von neu eingereihten Konskribierten als einzelnen Repräsentanten ihrer Dialekte zu verschaffen. Nicht wenig wurde außerdem seine Arbeit gefördert durch die rege Teilnahme von so manchem Freunde der vaterländischen Sprache. Um das Interesse verschiedener Kreise für sein großes, im Angesicht des Vaterlandes auszuführendes Unternehmen zu wecken, erließ er einen Aufruf zur Unterstützung desselben durch Mitteilung von Beiträgen. Der geniale und für die Hebung des vaterländischen Sinnes so begeisterte Bibliothekar Scherer bevorwortete unter dem Pseudonym des türkischen Dichters Behàri diesen Aufruf,*) der sich an alle Männer Bayerns wendete, „die es nicht unter ihrer Würde hielten, das Volk, mit dem und für das sie leben, in seiner ganzen Art zu sein und sich zu äußern, also auch in seiner Sprache, zu beobachten, und die wissen, daß die eigenen Ausdrücke und Wendungen unseres gemeinen Mannes nicht immer regellose Verdrehungen oder träge Verhunzungen der einmal angenommenen gesetzmäßigen Schriftsprache, sondern daß sie viel öfter, ja meistenteils eben so alt als seine ältesten Kirchen und Schlösser und manchmal an sich gesetzmäßiger und konsequenter als die entsprechenden der Büchersprache sind, und

*) Zeitschrift für Baiern und die angrenzenden Länder. 2. Band. München 1816. S. 107—123.

daß demnach eine geschichtlich begründete Grammatik, sowie ein vollständiges Wörterbuch der deutschen Büchersprache erst aus der Bearbeitung der einzelnen Mundarten hervorgehen könne." Übrigens beschränkte sich Schmeller bei der Anlage dieses bayrisch-deutschen Sprachbuches nicht allein auf die Durchforschung der Dialekteigentümlichkeiten, auch die Sitten, Gebräuche und Anschauungsweise unseres Volkes sollten beigezogen werden. Für ihn war eben die Sprache aufs innigste mit der Kultur eines Landes verbunden, und so wurde in seinem Sinne die geschichtliche Betrachtung der Dialekte zugleich eine Kulturgeschichte. Er wendete sich außerdem insbesonders an die Landwirte,*) Künstler, Handwerker und Gewerbtreibende**) mit der Bitte, ihm mundartliche Beiträge liefern zu wollen aus der noch lange nicht erschöpften Fundgrube der Sprache der Gewerbe und Handwerke. Auf diese Art erlangte er einen reichen Stoff, den zu ordnen und wissenschaftlich durchzuarbeiten seine nächste Aufgabe war.

Die Arbeit schritt bei Schmellers Ausdauer und gründlicher Vorbildung rasch vorwärts, wenn er auch oft unter der ermüdenden Arbeit tief aufseufzte über ein Leben ohne „Lied, ohne Wein, ohne höhere Liebe." Doch hielt ihn die Anerkennung aufrecht, welche die zeitweise der Akademie vorgelegten Arbeiten fanden. Der Kronprinz Ludwig nahm lebhaften Anteil an dem Fortgang seiner Arbeiten und würdigte ihn vielfacher Unterredungen.***) Auch der zum Mitglied der Akademie ernannte Erzherzog Johann gab durch ein Schreiben seine Teilnahme an den Arbeiten über die Österreich und Bayern gemeinschaftliche Volkssprache zu erkennen.

Nach kaum zwei Jahren konnte er öffentlichen Bericht erstatten über den Standpunkt seiner Arbeit, sowie daß der erste Teil des Sprachbuches unter dem Titel: „Versuch einer grammatischen Darstellung der baierischen und oberpfälzischen Mundart als Beitrag

---

*) Wochenblatt des landwirthschaftlichen Vereins in Baiern. Jahrgang VII 1816. Nr. 9. S. 137—141.

**) Wöchentl. Anzeiger für Kunst- und Gewerbsfleiß im Königreich Baiern. 1817. Nr 11. S. 168—171.

***) Bei denselben hatte Schmeller immer den Eindruck, als ob der Kronprinz sich der Ansicht nicht erwehren könnte, er sei ein Schweizer, obgleich er ihm „schon wiederholt den Nichtfall versichert hatte." Einmal meinte der Kronprinz gar, Schmeller gurgele wie ein Schweizer.

zur vergleichenden deutschen Sprachkunde" zum Drucke fertig liege. Zugleich gab er über den Stand der Vorarbeiten zum zweiten Teil des Sprachbuches, zum Wörterbuch, Bericht*) und veröffentlichte aus diesem ihm vorliegenden Material für das Lexikon einige Probeartikel: über Antlaß und Pfinztag**).

Mit seiner Unterstützung hielt der Kronprinz genau die versprochenen zwei Jahre ein; darnach war Schmeller wieder auf seine Lieutenantsbesoldung angewiesen. Trotzdem antwortete er auf ein Anerbieten von Zschokke, eine „Professur" in der Schweiz anzunehmen, mit Nein, und auf ein wiederholtes Schreiben abermals mit Nein. Er hatte eben den Grundsatz, daß man etwas, was man einmal angefangen habe, nicht unvollendet lassen dürfe, da man sonst nie etwas leisten werde.

Die Unermüdlichkeit und Unverdrossenheit, mit der er dem Riesenwerke oblag, wenn auch manchmal seine Kräfte zu erlahmen drohten, bezeugen einige Briefe von ihm.

Weihnachten 1818 schreibt er an Hopf: „Ich werde nun anfangen, an meinem Opus drucken zu lassen. Die grammatikalische Darstellung der Mundart, die von einer akademischen Commission untersucht und probat gefunden worden ist, wird voran gehen. Das Wörterbuch selbst aber kann vor einem Jahr nicht preßfertig sein. Es sollte an solch einem Werke wohl eigentlich 10 bis 20 bis 30 Jahre gearbeitet, gefeilt, berichtigt werden. So eine Arbeit will wahrhaftig gar kein Ende nehmen. Sie nimmt alle Kräfte in Anspruch und ist am Ende doch nur von sehr untergeordneter Bedeutung. Selig die, denen es vergönnt ist, sich Olivenkränze und Palmenkronen zu winden, ich flechte bescheiden an meinem Strohkranz fort."

Wie er sich nie genug thun kann, ersehen wir aus einem andern Brief an Hopf vom 21. Aug. 1820. Er schreibt: Ich bin mit meiner Arbeit, die aus unzähligen Nichtigkeiten zusammengesetzt ist, am Ende und soll anfangen drucken zu lassen. Ich sehe den Teil, der zuerst dran muß und den ich schon seit 2 Jahren fertig daliegen habe, wieder durch und finde mich durch neuere, bessere, weitere Ansichten so sehr bereichert, daß ich, um mich selbst zu befriedigen, das, was die mich umgebende kleine Welt für fertig hält und eines akademischen Preises würdig, als Stümperei erkenne, und nun seit einem Monat in flagranti bin, es von Grund aus umzuarbeiten ... Oft muß ich

*) Beilage zur „Eos" 1819. Nr. IV, V.

**) Beilage zur „Eos" 1819. Nr. VIII.

zweifeln, ob so ein Geschäft so einer ausschließenden, angestrengten Thätigkeit in der That wert sei — allein ich denke dann, der Mensch muß das, was er einmal unternommen hat, recht und ganz thun. Ist das eine fertig, so kann er auch einmal wieder etwas anderes, vielleicht minder geisttötendes unternehmen."

1821 erschien in München dieses gewaltige grammatische Werk, welches ihm einen Platz unter den ersten Sprachforschern aller Zeiten sichert. Es hat den Titel: „Die Mundarten Bayerns grammatisch dargestellt, mit einer Karte zur geographischen Übersicht dieser Dialekte und mit Mundartproben."

Diese Grammatik unterscheidet sich wesentlich von allen bis dorthin erschienenen Leistungen auf diesem Felde dadurch, daß sie einesteils vom gegenwärtigen Zustande der gesprochenen Mundarten ausgehend zu unseren alt- und mittelhochdeutschen Sprachdenkmälern zurückgriff, anderntei1s die durch Grimms bahnbrechende deutsche Grammatik (die 1819 erschienen war) gewonnenen Resultate der Forschung verwertete und zur Grundlage einer historisch-geographischen grammatischen Darstellung der deutschen Sprache machte, soweit sie in einem beträchtlichen Teile von Süddeutschland zu Tage tritt. So kann Schmeller der Schöpfer der historischen Grammatik der Mundarten genannt werden.

Franz Hoheneicher hat ohne Zweifel Recht, wenn er in seiner Kritik sagt,*) daß diese Grammatik nicht nur für den eigentlichen Sprachforscher, sondern auch für den Geschichtsforscher von hohem Werte sei.

Das ganze Werk ist in zwei Abschnitte geteilt, von denen der erste von der Aussprache, der zweite von den Formen handelt. Unter den drei Hauptdialekten, in welche sich die germanische Sprache teilte, dem Hochdeutschen — nicht in dem beschränkten Sinn, nach welchem man seit Adelung die Sprache bloß eines Teils von Hochdeutschland als ausschließlich hochdeutsch anzuführen pflegt, — dem Skandinavischen oder Nordischen und dem Niederdeutschen betrachtet Schmeller den letzteren vorzugsweise als die Fortsetzung des früher einzigen Stammes, da er dem ältesten germanischen Sprachdenkmal, das wir besitzen, der dem 4. Jahrhundert angehörenden Bibelübersetzung des gothischen Bischofs Ulfila ähnlicher ist als die beiden andern. Auf dieses ehrwürdige Denkmal bezog er sich überhaupt sehr häufig als auf einen Prüfstein für alle späteren Spracherscheinungen. Aus vielen Stellen seiner

*) Münchener Allgem. Literaturzeitung. 1822. Nr. 11.

Grammatik kann man erkennen, wie rein sich die kunstlos im Volke fortlebende Sprachtradition und wie ähnlich diesem Muster erhalten hat. Die Unterabteilungen des Hochdeutschen, mit dem sich das Werk vorzugsweise beschäftigt, sind ihm nach geographischen Rücksichten der oberrheinische, der westlechische und der ostlechische Dialekt.

Bei der Unzulänglichkeit der deutschen Orthographie, um die mundartlichen Formen schriftlich zu fixieren, hat er neue Mittel ausfindig gemacht, durch welche die Aussprache deutlich dargelegt, gewissermaßen gemalt wird, und in denen auch den unausgesprochen bleibenden Lauten Rechnung getragen ist. Es muß dieses eigenartige Verfahren für ein wohldurchdachtes erklärt werden, wenn es auch nicht frei von Mängeln ist; denn den Gesetzen der Sprachwissenschaft läuft es zuwider und dem Fremden wird durch die Vielheit der Lautbezeichnungen die Erlernung desselben fast unmöglich. Daß diese etymologische Orthographie, die Schmeller auch in seinem Wörterbuch beibehalten hat, manche Ungenauigkeit mit sich bringt, hat Schönwerth nachgewiesen.*) Doch können derartige Kleinigkeiten gegenüber der Größe eines solchen Werkes nicht in Betracht kommen. Vorzüglich gelungen ist die Darstellung der Sprachformen, namentlich auch die Anordnung, in der die deklinabeln Redeteile durchgenommen sind. Während er bei der Einteilung in zwei Deklinationsarten Fuldas und Grimms Auffassung folgte, gebührt ihm der Ruhm, diese Verschiedenheit wissenschaftlich begründet zu haben. Ebenso gehört ihm die Aufstellung des Pronomens der dritten Person als Typus der Deklination aller nach dem Geschlechte veränderlichen Wörter. Auch die Darstellungsweise der Conjugation, die Benennung „Umlaut-Verba" statt irregulärer, namentlich aber die historische Deduktion der jetzt üblichen Präteritalformen, die Belegung mit Dialekt-Thatsachen und die Beleuchtung des Alten durch noch fortdauernde Reste desselben ist ein unbestreitbares Verdienst Schmellers.**)

Kurz vor dem Drucke hat er seine ursprünglich nur den bayerischen und oberpfälzischen Dialekt umfassende Grammatik über alle Dialekte Bayerns ausgedehnt. Man hat ihm dies verargt, besonders hat Jak. Grimm ihm einen Vorwurf daraus gemacht. Wenn auch zugegeben werden muß, daß die Beschränkung auf die Bearbeitung des bayerischen

---

*) Verhandlungen des historischen Vereins von Oberpfalz und Regensburg. 1872. 28. Band. S. 244 ff.

**) Vgl. Münchener Allgem. Literaturzeitung 1822. Nr. 11.

Dialektes diesem noch mehr zu Gute gekommen wäre, so kann andrerseits nicht in Abrede gestellt werden, daß kaum ein anderer mehr dazu berufen war, auch für die schwäbischen, oberpfälzischen und rheinländischen Dialekte den Grund zu einer grammatischen Behandlung zu legen.

In verhältnismäßig kurzer Zeit hatte er so eine Riesenarbeit vollbracht, staunenswert schon durch den Umfang, noch mehr aber durch die Fülle des Neuen. Es ist diese Arbeitskraft kaum begreiflich, da nebenher noch immer andere Arbeiten gediehen.

Seine Studien, von den kleinen Anfängen der Beobachtung der Dialektformen ausgehend, hatten einen immer weitern Umfang angenommen. Er beschränkte sich in den Vorarbeiten zum Wörterbuch, mit denen er nun vollauf beschäftigt war, nicht auf die sachliche Erklärung der mundartlichen Ausdrücke, er durchforschte sie vielmehr nach ihrer Etymologie und nach ihrer organischen Darstellung, er zog die ältesten Denkmäler der deutschen Sprache zur Vergleichung bei und baute darauf ein System der sprachwissenschaftlichen Begründung der mundartlichen Redewendungen.

Solche Forschungen waren aber damals mit unsäglichen Schwierigkeiten verbunden. Eine eigentliche germanistische Philologie, die auf den Namen einer Wissenschaft hätte Anspruch machen können, bestand ja in jener Zeit nur in ihren ersten Anfängen. Erst Benecke, Lachmann, Jakob Grimm, unterstützt von wackeren Mitarbeitern, deren bedeutendste der fleißige, viel lesende und vielgeschäftige von der Hagen und der scharfsinnige, vielwissende, aber ohne Beharrlichkeit und Conzentration arbeitende Docen waren, sind als die eigentlichen Schöpfer der altdeutschen Philologie zu betrachten. Für Arbeiten vollends, wie sie Schmeller unter den Händen hatte, lagen die älteren und ältesten Quellen nur in mangelhafter Weise vor; vor allem fehlte es an genügenden lexikalen Hilfsmitteln. Diese mußten sich die Forscher, welche auf dem „durch Grimms Zauberleuchte zum erstenmale eröffneten Pfade zu jenen vaterländischen Heiligtümern vorzudringen" den Mut hatten, jeder für seinen eigenen Handbedarf erst selbst beschaffen. Wie dies Schmeller fühlte, so auch sein edler Gönner Scherer, der mit der Herausgabe „Heliand's" beschäftigt war. Dieser arbeitete deshalb darauf hin, daß ein aus den Quellen berichtigter Thesaurus der ältern deutschen Sprache ausgearbeitet werde. Mit richtigem Blicke erkannte er nun in Schmeller die Kraft, die sich für eine solche verdienstvolle Arbeit am besten eignete. Schon im Jahre 1819 hatte

er in der Akademie der Wissenschaften, nachdem Schmeller einen Teil des Mundart-Wörterbuchs zur Einsicht vorgelegt hatte, beantragt, die Regierung anzugehen, daß Schmeller mit jährlich 1000 Gulden als Adjunkt bei der philosophisch-philologischen Klasse angestellt werde. Allein das Ministerium erklärte auf diesen einhelligen Beschluß einer allgemeinen Sitzung, daß es zur Zeit auf diesen Antrag nicht eingehen könne. Im Jahre 1821 erneuerte Scherer in einer ausführlichen Begründung diesen Antrag. Es sei eines der ersten Bedürfnisse der vaterländischen Literatur, ein auf den Quellen aufgebautes Glossar zu haben, welches die ganze Archäologie derselben von den ersten Namen an, die in den Klassikern vorkommen, bis auf die jetzt lebende Schriftsprache mit den richtigen Orts- und Zeitbestimmungen, wo und wann jedes Wort Geltung hatte, in Ordnung und Klarheit aufgeführt enthielte. Mit dem, was hierin Wachter, Haltaus, Schilter, Scherz und andere geleistet hätten, so dankenswert es für ihre Zeit gewesen, könne man sich jetzt nicht mehr zufrieden geben; die wissenschaftliche und vaterländische Wichtigkeit dieser Arbeit leuchte von selbst ein. Reiche Hilfsquellen für dieselbe biete die k. Hofbibliothek sowohl in ihrem Vorrat gedruckter Werke als in ihren Handschriften dar. Das Schwierigste sei, einen Mann zu finden, der zu einer solchen Arbeit nicht nur historische und philosophische Sprachkenntnisse, Arbeitsamkeit, Freude an der Sache, edle Ehrbegierde, sondern vor allem sichere und reine Prinzipien mitbringe. Eine solche Kraft sei Schmeller. Wer übrigens, fährt Scherer weiterhin fort, den innigen Zusammenhang der Archaismen und Idiotismen einer Sprache kennt und weiß, wie die Mehrzahl von jenen unter diesen in Wörtern und Formen noch immer lebt, der wird die Vorarbeit Schmellers über die Mundarten Bayerns nicht nur als eine γύμνασις, sondern bereits als einen γυμνικὸς ἀγών erkennen. Es solle deshalb Schmeller als Adjunkt oder als außerordentliches Mitglied mit einem ausreichenden, nicht kümmerlichen Jahresgehalt der allerhöchsten Stelle vorgeschlagen werden, damit derselbe, da der grammatische Teil seiner Arbeit im Drucke fertig sei, den lexikalischen ebenso zu beendigen und einstweilen den Plan zu obengenanntem größeren Werke auszuarbeiten in der Lage sei. . . . Scherer schloß seine Befürwortung mit den Worten: „Was ich hier gewünscht und ausgesprochen: suasit amor patriae, suasit amor literarum.“

Dieser Antrag hatte, wenn auch nicht in seiner ganzen Ausdehnung, Erfolg und war für Schmellers Zukunft von der größten Bedeutung. Er

wurde zum Adjunkten der Akademie ernannt, allerdings ohne daß er irgend welchen Gehalt dafür bezogen hätte; er behielt lediglich seinen Oberlieutenantsgehalt (während der Beurlaubung aus 432 fl. bestehend). Trotz dieser ökonomisch sehr prekären Stellung konnte er mit Rücksicht auf seine Arbeiten nicht bewogen werden, eine an der Münchener Studienanstalt (am jetzigen „Wilhelmsgymnasium") für ihn neu zu kreierende Professur der deutschen Sprache und Literatur anzunehmen. Indessen wurde er unter dem 29. Januar 1824 durch die von der Regierung bestätigte Wahl der Akademie der Wissenschaften zu deren außerordentlichem Mitgliede ernannt. Auch sonst erfuhr er manche Ehrungen; von dem Frankfurter Gelehrtenverein für deutsche Sprache wurde ihm das Diplom eines wirklichen Mitgliedes übersandt. In seiner Bescheidenheit aber sah er all diese Dinge nicht als verdiente Anerkennung, sondern als Ermunterungen und Aufforderungen zu wirklichen Leistungen an.

Trotz der die ganze Arbeitskraft eines Mannes in Anspruch nehmenden Studien und Vorarbeiten zur Grammatik und zum Wörterbuch war er auch auf anderem Gebiete schriftstellerisch thätig. Es wuchs ihm gleichsam in der Arbeit selbst die Kraft, gleich den germanischen Helden im Kampfe. Im Jahre 1816 übersetzte er eine ziemlich umfangreiche Rede über die Inquisition, die im Kreis der freisinnigen spanischen Kortes am 18. Januar 1813 von Don Antonio Ruiz da Padron gehalten worden war und die ihm Voitel aus Spanien geschickt hatte. Diese im Drucke erschienene Rede war in Spanien selbst eine Seltenheit. Ruiz da Padron hatte seinen heiligen Eifer, mit dem er die Inquisition, dieses tief in das Leben des spanischen Volkes eingewurzelte und jedem Sturm trotzende Institut, angriff, auf der Galeere büßen müssen. Die Übersetzung erschien in den „Europäischen Annalen" (Jahrg. 1816 Bd. 3, S. 345—360 und Bd. 4 S. 386—425) mit einem auf die damaligen Zeitverhältnisse sich beziehenden Vorwort Schmellers. Sie beweist die große Gewandtheit Schmellers im Gebrauch der spanischen Sprache, sowie seine präcise Darstellung im Deutschen. Ein Zeichen seiner spanischen Studien ist ferner ein ausführlicher Bericht über das Werk: Notitia biográfica de Don Juan Antonio Llorente o memorias para la historia de sua vida, escritas por il mismo.*) In diesem Werke hatte der spanische Kanonikus Llorente, der Verfasser der Aufsehen erregenden Geschichte der spanischen In-

*) Eos, 1818. Nr. 74, 91, 92.

quisition im Jahre 1818 von Paris aus seine eigene Lebensgeschichte der Welt übergeben.

Im Jahre 1818 erschien in der „Eos" (Nr. 53 und 54) ein umfangreicher Artikel aus seiner Feder.*) In warmempfundenen Worten und mit edler Würde spricht er in demselben für die Errichtung eines Denkmals auf dem Münchener Kirchhof zum Gedächtnis an die bayerischen Oberländer Bauern, welche am Christtag 1705 bei dem unglücklichen Versuche, München und die vier jüngsten Kinder ihres Kurfürsten Max Emanuel zu befreien, an der Isar in der Nähe der Höhe des Gasteig und beim Dorfe Sendling von den Österreichern erschlagen wurden. Es lassen sich in diesem Aufsatze bereits die Anfänge erkennen zu der späteren größeren wissenschaftlichen Thätigkeit, die er in Bezug auf die heimische Geschichte entwickelte. In seinem literarischen Nachlasse befinden sich noch die Beweisstücke für die eingehenden Vorstudien, die er zu diesem geschichtlich nicht zu unterschätzenden Artikel gemacht hatte. Von Interesse ist übrigens bei der Verschiedenheit der Urteile über diese patriotische That bayerischer Landleute Schmellers Anschauung. „Wer glaubt, daß 50,000 bayerische Väter und Söhne Heimat und Eigentum verlassen und ihr und der Ihrigen Gut und Blut aufs Spiel setzen konnten, irgend einer Studentenidee oder den Verheißungen eines französischen Emissärs zu Liebe oder aus wilder Lust, das eigene Land durch Raub und Brand zu verderben, der versündigt sich schwer an einem Volk, dessen gediegene Haltung, Geradheit und Treue selbst von den ungerechtesten Beurteilern nie verkannt worden ist. Victrix causa diis placuit, sed victa Catoni."

Jene Anregung zur Errichtung eines Denkmals fand Anklang und hatte zur Folge, daß sich bald darauf die hervorragendsten Männer in Bayern der Angelegenheit annahmen, und daß sich im Jahre 1831 ein Denkmal in Gestalt eines metallenen Weihbrunnbeckens in gothischer Bauart erhob, das die rühmliche Anhänglichkeit und Treue an das bayerische Fürstenhaus den Mitlebenden und den Enkeln immer wieder ins Gedächtnis rufen sollte.**)

Seine Freude über den Erfolg dieser Anregung war überaus groß. Noch in späteren Jahren rechnete er denselben zu den schönsten

*) „Öffentliche Bitte um Erhaltung eines unscheinbaren, aber darum nicht minder heiligen Denkmals bayerischer Fürsten- und Vaterlandsliebe."

**) Über den Erfolg dieser öffentl. Bitte vergl. übrigens noch: Eos 1818 Nr. 65, 72, 73; Münchener polit. Zeitung 1831, Seite 1824, 1835, 1993, 2067; Bayer. Nationalzeitung 1836, Seite 840.

Erinnerungen seines Lebens. Im Jahre 1831 am 1. November lesen wir in seinem Tagebuch: Ein schöner Tag und für mich besonders, da seine Sonne ein vor 13 Jahren ausgestreutes Gedankenkorn endlich hat aus dem Boden hervorbrechen sehen. 126 Jahre mußten vergehen, bis jenen Wackeren die letzte Ehre erwiesen wurde. Was ist aber das im Leben eines Volkes, das ein Gedächtnis, eine Geschichte hat!"

Ein anderer von ihm unter dem Pseudonym „Jodocus Pflastertreter" im Jahre 1819 gemachter „Antrag auf polizeiliche Beschränkung der Schreibfreiheit in M." (=München) richtete sich in sarkastischer Weise gegen die fehlerhaften Aufschriften an Firmen, Häusern, Grabsteinen ꝛc. Möchte es doch, so schließt dieser Artikel, der m . . . ischen Polizeibehörde gefallen, inskünftige denen, die da schreiben, was gedruckt werden soll, mehr durch, denjenigen aber, die auf Stein schreiben oder auf Eisen, Holz und Leinwand, mehr auf die Finger zu sehen.*)

Es stimmt diese ironische Aufforderung überein mit dem Wehruf, den er über die Knebelung der Presse jener Tage ausstößt. „Alles wäre gewonnen, schreibt er an Hopf, wenn wir nur einmal die Preßfreiheit hätten; denn bei der kindischen Furcht vor allem Gedruckten würden sich die Herren recht zusammennehmen, um sich nirgends mit Eselsköpfen oder Botocudos' Gesichtern abgedruckt zu sehen."

2) Ansichten Schmellers über die politischen Verhältnisse. Regierungswechsel in Bayern. Wirken Schmellers an der Universität, am Kadettencorps, an der Akademie und Staatsbibliothek (1816—1830).

Der Rückgang der Dinge in Deutschland bewegte ihn tief. Dem glänzenden Frührot der Freiheitskriege war für das deutsche Vaterland ein trüber Tag gefolgt. Während das besiegte Frankreich in seiner Einheit erstarkte, fühlte man in Deutschland, wo die größten Opfer gebracht und schließlich die glänzendsten Siege davongetragen waren, die innere Zerrissenheit und Ohnmacht. Rußland übte eine fühlbare, Deutschland beängstigende Suprematie aus. Der Wiener Kongreß hatte seine Aufgabe, die Angelegenheiten Europas zu regeln, nicht zum Segen Deutschlands gelöst. Die Bundesakte hatte allen deutschen Staaten ständische Verfassungen verheißen. Was

*) Vgl. Eos 1819 Nr. 14.

man aber in der Stunde der Gefahr versprochen hatte, das, glaubte man, brauche nun nicht mehr gehalten zu werden. Dazu kamen Ereignisse, welche die Regierungen zur Einschränkung der freiheitlichen Bewegungen veranlaßten: das Wartburgfest und Kotzebues Ermordung durch Karl Sand. Seitdem datierten die reaktionären energischen Maßregeln der Regierungen. Die Karlsbader Beschlüsse, die Verfolgung der begeisterten Patrioten Jahn und Arndt, die Unterdrückung der Burschenschaft, die Knebelung der studentischen Freiheit waren die Folgen jener Vorkommnisse. Eine Entwirrung dieses Knäules erhoffte Schmeller nur von einem Manne der Welt; der aber war, ein Prometheus, angefesselt an seinem Felsen im Weltmeere.

Während dieser nichts weniger als erfreulichen Zustände im übrigen Deutschland wehte in Bayern — wenigstens eine Zeit lang — ein frischer Geist, ein lebenweckender Hauch. An Stelle der napoleonischen Politik war eine deutsche getreten. Montgelas, der Vertreter der französischen Richtung, hatte 1817 die Stelle eines Premierministers niederlegen müssen; Max Joseph, der erste von allen deutschen Fürsten, der ungezwungen sein Versprechen einlöste, gab an seinem Geburtstage, am 26. Mai 1818, seinem Lande eine Verfassung, kraft deren das Volk in Zukunft wirklich Anteil an der Regierung haben sollte. Welch freudige, dankbare und vertrauensvolle Stimmung dadurch in Bayern hervorgerufen wurde, bezeugen Schmellers Briefe an Hopf. Am 14. Juni 1818 schreibt er an denselben:

„So wenig ich mich meiner persönlichen Verhältnisse zu erfreuen habe, so sehr bin ich mit der Wendung zufrieden, die seit dem 26. Mai das öffentliche Leben meines bayerischen Vaterlandes genommen hat. Wenn nur nicht auch diesmal die Idee und der Wille an den Menschen und an der Ausführung scheitert. Ständeversammlungen bestehen wie Akademien aus lauter einzelnen Menschen, von denen sich keiner seiner persönlichen Befangenheit entledigen kann. Doch wird beim Streit der Meinungen das große Übel, die Einseitigkeit, vermieden, und wenn auch nicht das Beste, so kann auch nicht das Schlechteste gedeihen."

Mit dem lebhaftesten Interesse verfolgt er die Verhandlungen in der Kammer der Abgeordneten. Am 17. März 1819 berichtet er an Hopf: „Mich halten mancherlei persönliche und häusliche Sorgen nicht weniger befangen als Dich. Dazu kommt die jetzt ungemein lebhafte und laute Sorge um Öffentliches. Doch hat diese das Eigene, daß sie eine wahre Erholung von den Sorgen der vier

Mauern gewährt. Ich habe bisher alle öffentlichen Sitzungen unserer Volkskammer als Zuhörer und Zuschauer mit Empfindungen, wie sie in einem leidenschaftlichen Spieler wechseln, mitgemacht. Ein paar tüchtige Kämpfer (Häcker, Behr, Hornthal) sprechen immer aus dem Innersten meiner Seele, ein paar andere (Aretin, Weinbach, Seuffert, Socher) machen mir die Galle überfließen; viele muß ich belächeln, und über die meisten ärgere ich mich wegen ihrer stummen Passivität. Indessen, es wird alles zur Sprache gebracht. Der Sieg der wahren Kraft über alle Schreckpopanzen des Übereinkünftlichen, Verjährten ist entschieden." Doch beunruhigten ihn, wie damals jeden Protestanten und die aufgeklärten Katholiken, die Kämpfe, welche durch das 1817 geschlossene und 1818 publizierte Konkordat hervorgerufen wurden.*)

Wendete er seinen Blick auf die europäischen Verhältnisse, so fand er Gelegenheit genug, über die Trostlosigkeit der Zustände zu klagen. Als in Neapel die Carbonari, Spaniens Beispiel folgend, den König Ferdinand I. durch eine allgemeine Empörung zur Annahme der spanischen Verfassung gezwungen hatten, nicht lange darauf jedoch Ferdinand, unterstützt von Österreich, Rußland und Preußen, die in seinem Reiche eingeführte und beschworene Verfassung aufhob und eine österreichische Armee unter Frimont die alte Ordnung herstellte: da ist Schmeller aufs höchste empört. Kurz nach dem Kongreß zu Laibach schreibt er an Hopf (25. März 1821): „Gleichzeitig mit Deinem lieben Brief erhalte ich die Laibacher Nachricht von der erbarmungswürdigsten Handlung, die je ein europäisches Volk gebrandmarkt hat. Das Gesindel, napolitanische Nation sich nennend, das auf eine höchst unverdiente Weise ein paar Monate lang die Augen der besseren Menschen unseres Weltteils auf sich gezogen hat, steht nun wieder in seiner wahren, bekannten Gestalt da. Ecco il vero polcinello! Die Nichtswürdigen verdienen kein weiteres Wort mehr. Leider sind auch die Piemontesen mehr Italiener als Franzosen. Meine Hoffnung, daß an jedes, auch das schlechteste Volk, einmal der Ruf komme, sich zu erheben und groß zu sein — hat mich betrogen. — Ich lebe wieder Momente, die denen gleich sind, die Du nach den Schlachten von Lützen und Dresden mit mir teiltest. Doch fürchte ich von Austriaken und Russiaken weit weniger, als damals für die Menschheit zu fürchten war. Ob sie auch wollten, sie können nicht, sind eben Österreicher und Russen, und Metterniche, Genze und dergl.

*) Vergl. Sicherer, Staat und Kirche in Bayern. S. 262 ff.

Renegaten. Geht Euer nun katholischer v. Haller nicht nach Wien oder Berlin oder Petersburg? Eine Kanzlerstelle kann er würdiglich ausfüllen ... Der k. k. Gesandte in München soll sich beim König darüber beschwert haben, daß man in Bayern sogar an allen öffentlichen Orten den heldenmütigen Österreichern so viel Glück und Heil auf den Hals wünsche. Der König, welchem der sens commun durchaus nicht mangelt, habe geantwortet, er könne nicht dafür, daß man in seinem Lande diese Nachbarn nicht besonders liebe. So soll er auch mehreren hohen Auswürflingen unseres Heeres, die den Feldzug gegen die Coglioni mitmachen wollten, bedeutet haben, für diesen Fall möchten sie die k. k. Uniform anziehen. Nur S. Durchlaucht der Prinz Gustav von Wrede scheinen die bayrischen Farben unter den österreichischen zur Schau zu tragen.

Bei solchen politischen Verhältnissen, die seine Seele mit bitterem Schmerz, Wehmut und mit Verbitterung erfüllten, fand er einzig Trost und Labsal in dem Reich der Dichtung. Gerne und viel beschäftigte er sich mit Lord Byrons düsteren Schöpfungen. Als Hopf, der jene Mißlaune bloß einer allzureizbaren Milz, übertriebenem Sitzen und Festhalten an der gleichen Arbeit zuschrieb, ihm riet, sich wieder der Dichtung zu widmen, wenigstens den „Herostrat" neu durchzusehen, auszufeilen und ans Licht der Welt zu befördern: da greift er zurück in seine frühere Dichterzeit und findet im Reiche der Poesie sich selbst wieder. Am Weihnachtstag 1822 schreibt er an Hopf: „Deine Mahnung an den Herostrat habe ich zu Herzen genommen. Ich habe das Ding wieder angesehen und so schlecht gefunden, daß ich seitdem auf dieselbe Idee, die mir nun einmal so wahrhaft tragisch scheint, ein ganz neues Gebäude gegründet und auch bereits unter Dach gebracht habe. Freund, das ist mir ein tröstlicher Beweis, daß wir mit den Jahren nicht bloß in Sachen des Verstandes, sondern selbst des Geschmackes unverkennbare Fortschritte machen. Ich danke Dir für den leicht hingeworfenen Rat. Es ist mir, als ob ich mein heiteres, wenn nicht ins Poetische, doch gern ins Phantastische streifendes Selbst wiedergefunden hätte. Bereits habe ich eine andere Aufgabe derart vor, die mir die Ausruhstunden der einsamen Spaziergänge nach Tisch im Freien oder bei der Dämmerung in der warmen Stube auf eine wohlthuende Art ausfülle ..." Es war dies ein Festspiel: „Luitpold," bestimmt für das 25 jährige Regierungsjubiläum des Königs Max am 16. Februar 1824.

Wenn auch die Gebrechen der Regierung von Max Joseph in

den letzten Jahren recht fühlbar wurden, so bekundete ihm doch das Volk der Bayern stets, und besonders am Jubiläum seiner Thronbesteigung die treueste Anhänglichkeit und Liebe. An jenem Tage waren alle Gemüter frohbewegt und die heißesten Glückwünsche für den besten König, für den immer leutseligen und heiteren Vater Max stiegen zu des Himmels Höhen. Auch Schmeller versäumte nicht seinem geliebten Fürsten einen Tribut der Verehrung zu zollen. Er that dies in der sinnigsten Weise durch das erwähnte Festspiel. Markgraf Luitpold hat sich in keckem Waidmannseifer von seinen Treuen getrennt und klettert auf den Felsen des Unterbergs, eine Gemse verfolgend, immer höher „bis in der Wolken friedliches Gebiet.“ Dürstend will er sich am eisigen Quell des Berges laben: da erscheint ein Eremit, der ihn abmahnt, vom gefährlichen Naß zu kosten; heilsameren Trank will er ihm gewähren. Er führt ihn in einen unterirdischen Felsenpalast mit mächtigem, gothisch-verziertem Portal, in dessen Hintergrund auf einem Throne Kaiser Karl der Große wie schlummernd sitzt, das gekrönte Haupt mit dem langen weißen Barte auf den einen Arm stützend, in der rechten Hand das Scepter haltend. Und nun enthüllt sich vor den Augen Luitpolds der Zukunft Schleier. In großartigen Bildern zieht vor den Augen des staunenden Jünglings die Geschichte des bayerischen Herrscherhauses vorüber, von der Schlacht an der Donau (907) an bis zur friedensreichen Zeit Maximilian Josephs.

„Luitpold“ ist ein in lebenden Bildern darzustellendes Festspiel. Es hat keine Handlung, sondern besteht nur aus einer Reihe von Tableaux, die sich an den Gang der heimischen Geschichte anreihen. Die Ungarnschlacht an der Donau bei Preßburg, die alte Scheyernburg, das waldumkränzte Wittelsbach, Otto's von Wittelsbach frevlerisches Beginnen gegen König Philipp auf der Babenburg, die Sühne dieser Schuld, die Leiche Maria's von Brabant, der Gemahlin Ludwigs des Strengen, das bayerische Oberland im Kampfe für Fürst und Vaterland, Ludwig der Bayer im Kampfgetümmel bei Ampfing, die blühenden Städte Passau, Augsburg, Würzburg, Speyer: kurz Leid- und Freudvolles aus der bayerischen Geschichte wird entweder nur angedeutet oder in knappen Bildern vorgeführt.*)

Auch sonst erfrischte sich Schmeller wieder am Jungbrunnen der Poesie. Seine Tagebücher enthalten aus dieser Zeit mehrere hübsche

*) Das Manuskript (44 Seiten, 8°), im literarischen Nachlasse Schmellers von mir aufgefunden, ist mir von der Tochter Schmellers freundlichst überlassen worden.

Gedichte. An der Würm oberhalb Gauting im Freien ruhend, was er so gerne that, fühlte er sich zu folgendem dichterischen Erguß angeregt:

Hier im Schatten ruhend,
Möcht' ich gar zu gerne
In ein Liedchen fassen,
Mir zum Angedenken,
Dieses Bächleins Plätschern,
Dieser Wellen Flimmern,
Dieser Vögel Zwitschern,
Dieser Wipfel Rauschen,
Dieses Himmels Blau.

In ein Liedchen fassen?
Aber minder hör' ich,
Maß und Reime suchend,
Meines Bächleins Plätschern,
Meiner Vögel Zwitschern,
Meiner Wipfel Rauschen;
Matter taucht mein Auge
In des Himmels Blau.

Mag ein andrer dichten! —
Von der Bächlein Plätschern,
Von der Welle Flimmern,
Von des Himmels Bläue
Mag ein andrer singen,
Dem kein Bächlein plätschert,
Dem kein Wipfel flüstert
Und kein Himmel blaut.

Tief ergriff ihn der plötzliche Tod des Königs Max Joseph. Interessant sind seine Tagebuch-Notizen über dieses so schroff mit den Freuden des Tages kontrastierende Ereignis der Nacht vom 12. auf den 13. Oktober 1825. Es sind dieselben zu charakteristisch, als daß sie nicht im Auszug hier einen Platz finden sollten. „Am 12. Oktober war die Namenstagsfeier für den König. Abends vorher erhellte Fackelglanz die Stadt, die Musikchöre der Garnison, umringt vom Gewimmel der frohen Hörer, ertönten zu Ehren des Königs; am Tage selbst kündete in den Mittagsstunden das Geläute aller Glocken die kirchliche Feier des Tages an; auch tags darauf, am 13. tönten die Trommeln, die Hörner zum Zapfenstreich, aber gedämpft zur Trauer; auch an diesem Tage mittags erscholl das Geläute aller Glocken — aber als Geläute für den toten

König Maximilian. Es wurde erzählt, daß tags vorher ein Stück der Reitschulmauer unversehens von selbst eingestürzt sei und einen Arbeiter sowie einen vorübergehenden Milchmann schwer beschädigt habe. Bei dieser Nachricht habe der König gesagt: So kann denn mein Namenstag nie ohne Unglück abgehen; er habe sogar eine Jagdpartie abbestellt. Am Abend des 12. Oktober wohnte er einem Balle an, den der russische Gesandte zu Ehren des königlichen Namensfestes veranstaltet hatte. Der König hatte denselben für seine Person — die Königin und die Prinzessinnen blieben länger, tanzend und sich wohl unterhaltend — schon nach 9 Uhr verlassen. In Nymphenburg angekommen, sagte er zum Kammerfourier: 'Nicht wahr, ich bin recht ordentlich? Die da drinnen mögen fortmachen, so lange sie wollen. Ich lege mich in mein Bett.' Er pflegte überhaupt bei Zeiten zu Bette zu gehen, aber auch frühe aufzustehen. Es war Sitte, den König um 6 Uhr, wenn er nicht schon wach war, zu wecken. Um 6 Uhr sieht der diensthuende Kammerdiener Jacobezki zum König hinein. Er schläft noch, nach seiner Weise die rechte Hand unter den Kopf gelegt, die linke nach der Schelle ausgestreckt. Jacobezki ruft, der König antwortet nicht. Jener ruft öfter. Nie eine Antwort. Er tritt näher, befühlt die Hand, die starre. Alles kalt, steif, tot .... Im Verlauf des Tages soll die Königin aus einer Ohnmacht in die andere gefallen sein, die Prinzessinnen sollen voll Jammers auf den Knieen gelegen haben. Der russische Gesandte sei wie ein Verzweifelnder nach Nymphenburg gekommen, gleichsam sich als Veranlassung des tragischen Falles betrachtend. Er hatte alles aufgeboten, um seinem Autokraten recht Ehre zu machen, die Treppen und Fußböden hatte er mit Rosenöl besprengen, die von Lichtern überglänzenden Gemächer mit lauter natürlichen Blumen dekorieren lassen. Eine Masse von Geruch, die allein schon einen Schlag wenigstens beschleunigen konnte." Daran knüpft Schmeller folgende Gedanken über das Wesen des verstorbenen Königs. „In Kunst und Wissenschaft hatte König Max im ganzen einen ziemlich richtigen Blick, und die Faiseurs in diesen Dingen konnten insofern nicht gar zu arg über die Schnur hauen. Auch in Glaubenssachen sah er klar genug. Nur in letzter Zeit scheinen ihm die finsteren Mächte näher gekommen zu sein. Beispiel ist das Konkordat, das sogar noch vom Mann mit der großen und gescheiten Nase*) eingeleitet gewesen sei. Die

*) Es ist damit der Minister Maximilian Joseph Graf von Montgelas gemeint.

preußische Hetze gegen demagogische Umtriebe unter den jungen Leuten scheint auch den guten König Max, der sich gewiß vor nichts zu fürchten hatte, nicht unbefangen gelassen zu haben. Es genierte ihn einmal in Nymphenburg, als er beim Aussteigen einen jungen Menschen in altdeutschem Rock in seiner Nähe gewahrte. Überhaupt mochte er Studenten nicht; waren doch in Landshut einige Bengel mit der Kappe auf dem Kopf und der Tabakspfeife im Mund an ihm vorübergegangen. Mit Thränen in den Augen soll er einmal einer Person, die man sich nennt, geklagt haben, wie unglücklich er sich fühle, zur Regierung berufen zu sein. Zu diesem bittern Gefühle wußten ihn Leute zu bringen, denen es darum zu thun war, für ihn zu regieren. Sie leiteten die Sache so ein, daß jedesmal, wo er sichs zutraute selbst anzuordnen oder zu entscheiden, ein Absurdum herauskam. So sehr dahin gearbeitet wurde, die Universität nach München zu bringen, sein Veto war peremptorisch . . . . Mit seiner Dienerschaft war er fideler als es wohl nützlich sein mochte. Jeden seiner Unterthanen vom obersten bis zum niedersten sprach er auf spanische Königsmanier mit Du, minder in Gnade stehende auf sundgauisch mit Er an. Wie seine Stimme klang, kann ich mich seit 1804 nicht mehr erinnern. Ich stellte mich damals auf seinem Wege vom Speisezimmer ins Kaffee- oder Billardzimmer mit der mündlichen und schriftlichen Bitte, mich Mechanik studieren und darauf reisen zu lassen. Er verwies mich kurz an den General-Schul- und Studiendirektor Baron von Frauenberg (später Erzbischof von Bamberg), der mich von dem einen Hofcercle, an dem er für mich Sr. Durchlaucht sprechen wollte, auf den andern vertröstete, bis ich endlich, mich nur vexiert glaubend, den Salto mortale über den Bodensee und über die Pyrenäen that. In Frieden ruhe König Max, der nicht mit minder Recht, als der Gute, auch der Glückliche heißen kann. Er war es selbst im Sterben."

König Ludwig bestieg den Thron. Am 18. Oktober war er vom Bad Brückenau aus Abends gegen 10 Uhr angekommen und hatte durch einen an den Residenzthorwart vorangesendeten Bauersmann befohlen, ihn in aller Stille zum hintern oder Apothekenthor hereinzulassen. „Alles spricht vom neuen König, schreibt Schmeller, von seiner herzlichen Trauer um den verlorenen Vater, von seinem Befehl 'Nicht mehr als 6 Schüssel', an denen gestern 8 Köche gekocht haben sollen, von seinem Ausdruck: 'Ich werde einzelnen nicht mehr so viel Gutes thun können als mein Vater, hoffe aber es gegen das

Ganze hereinzubringen' .... In Regierungssachen tritt König Ludwig ganz anders auf als sein Vater. Er sieht, hört, handelt und schreibt sogar selber. Dem Vater legte man alle Ausfertigungen gleich als Mundum zur Unterschrift vor. Der Sohn sieht alles im Conzept durch, streicht, setzt hinzu und erst dann kommt es zur Ausführung. In seinem ersten Reskript bestimmte er eigenhändig seinen künftigen Titel: Ludwig von Gottes Gnaden König von Bayern. Dieses y, das ich für historisch richtiger halte als i, macht gewaltiges Aufsehen. Es soll eine eigene Ersparungskommission errichtet werden. Der König hat dazu von Regensburg den Grafen Armansberg einberufen. Das Schreiben lautete ungefähr: 'Sie werden sich sogleich zu mir hieher verfügen. Erwarten Sie aber keine Beförderung.'

So schien denn eine neue Zeit angebrochen zu sein. Mit ganzem Vertrauen blickte Bayern auf den vielgereisten, erfahrenen, für alles Schöne und Erhabene glühenden, mit wahrhaft deutscher Gesinnung erfüllten neuen König. Und die erste Zeit seiner Regierung war auch eine glänzende, viel verheißende, ein hellstrahlender Lichtpunkt in Bayerns Geschichte.

Am 11. Februar 1826 hatte Schmeller bei König Ludwig Audienz. Er schreibt darüber: „Meinen Helfer und Gönner Ludwig nun auch, seit er König ist, zu begrüßen, habe ich mir schon lange als geziemend gedacht. Anfangs wollt ich nicht, weil es scheinen konnte, als hätte ich die Meinung, er werde als König nun gleich auf dem „Stürlr'l" dasitzen und mich aus nichts zu etwas machen. Jetzt aber sind die Hauptfundamente der neuen Regierung gelegt; es darf der Herr auch an Kleinigkeiten erinnert werden. Ich ging vorgestern ins Vorzimmer und bat den dienstthuenden Adjutanten Fürsten Taxis bei Sr. Majestät um eine Stunde für mich anzufragen, und ob ich wohl in der alten Ordonnanz erscheinen dürfte. Gestern sagte mir der Fürst, der König habe 6 Uhr Abends bestimmt und daß ich immerhin in der alten Ordonnanz kommen könnte. — Es war schlechtes Wetter — ich bestellte einen Fiaker und fuhr beim großen Stein Herzog Christophs an. Mit mir stunden im Vorzimmer der General Pappenheim, ein Minister, den ich, da ich weislich meine Brille in der Tasche behielt, nicht näher unterscheiden konnte. Es wurde die Flügelthür aufgethan, und es ging von der Tafel kommend, die Gemahlin am Arme führend, der König durch nach den inneren Gemächern. Er hatte noch dieselbe Wohnung inne, in der er als Kronprinz sein Absteigequartier hatte. Der schöne nördliche Teil des Schlosses, wo

König Max und Karoline gewohnt, ist wie ein Heiligtum unberührt und verschlossen. Nachdem der General, dann der Minister vorgekommen war, wurde der Oberlieutenant Schmeller hineingerufen. ‘Was macht die Sprachforschung?’ sagte der König freundlich. Ich brachte gleich die Meldung vor, daß nun auch der größere Teil des Werkes, das Se. Majestät so huldvoll unterstützt, in Bälde erscheinen wird, da Cotta den Verlag übernommen hat. ‘Ha, Cotta, der übernimmt nichts Schlechtes; das freut mich.’ Ich bat ihn, diesen Teil, wie den früheren, Sr. Majestät widmen zu dürfen. Der König genehmigte sehr huldvoll. ‘Sie sind bei der Akademie?’ fragte er. ‘Ja, Majestät,’ sagte ich; ‘ich bin so quasi zugeteilt.’ ‘Ich weiß, ich weiß,’ sagte er schnell abbrechend. ‘Mit was beschäftigen Sie sich gegenwärtig?’ ‘Noch immer mit dem Wörterbuch. Ich verbessere, ergänze, feile unaufhörlich daran und würde, wenn es auf mich ankäme, vor meines Lebens Ende damit nicht fertig werden.’ ‘Ah,’ sagte er, ‘mit dem Feilen feilt man oft das Gute wieder weg. Man muß einmal abschließen.’ — Es trat nun eine Pause ein, in der ich nichts sagte, und er nichts sagte, aber in einer Art von Verlegenheit vor mir stand, als ob er nicht wisse, womit das Gespräch fortzusetzen sei. Vielleicht erwartete er von meiner Seite irgend eine Bitte. Ich aber war in solcher Absicht nicht gekommen. Endlich fragte er: ‘Sie haben doch mit Cotta eine solche Übereinkunft getroffen, daß Ihnen für Ihre lange und große Mühe der gehörige Lohn wird?’ Auf eine solche Frage war ich durchaus nicht gefaßt. Statt bestimmt zu sagen, daß alles sehr kümmerlich gestellt sei, war ich schafmäßig genug, die Sache im allgemeinen zu bejahen. ‘Sagen Sie, Herr Lieutenant, wo sind Sie her?’ ‘Von Tirschenreut, Majestät.’ ‘Ah, das kenne ich wohl. Was gedenken sie inskünftige vorzunehmen?’ Jetzt wäre Platz gewesen, meinen Wunsch wegen eines Wirkens als Professor der deutschen Sprache und Literatur, wegen Unterstützung zur Herausgabe deutscher Sprachmonumente u. dgl. an Mann zu bringen. Aber ich stak einmal in der Rolle des Zufriedenen fest. ‘Jetzt, sagte ich, nachdem ich die heutige Sprache und die der letzteren Jahrhunderte durchmustert, werde ich mich an die älteste deutsche Sprache machen.’ Ich wäre vielleicht in diesem Zuge doch noch auf das, was not thut, gekommen, hätte er mich nicht durch die Bemerkung aus dem Geleise gebracht: ‘Nicht wahr, die alte Sprache war so wohlklingend gegen die jetzige?’ Ich sagte unter anderem, daß sich die neue ungefähr wie das Französische zum Latein verhalte, und daß dieses Abschleifen

ein allen Sprachen gemeines Schicksal sei. Ich hatte dabei aber mehr an das Zugrundegehen der grammatischen Form als an den bloßen äußern Wohllaut gedacht, und fand es nötig, da er bloß den letzteren im Auge haben konnte, mich selbst zu korrigieren, indem ich sagte, daß die italienische Sprache in diesem Stücke ein Ausnahme mache. Da fiel er bejahend ein: 'Ist es nicht wunderbar, daß aus der Verbindung der lateinischen mit anderen barbarischen Sprachen eine so wohlklingende wie die italienische hervorgehen könnte?' Jetzt war der Augenblick da, wo er sich gnädig neigte, mir sagte, daß es Ihn sehr gefreut habe mich zu sehen rc." —

In der nächsten Zeit trafen Schmeller schwere Schicksalsschläge, die ihn sehr niederbeugten. Der „Leitstern seiner Jugendbestrebungen", Cajetan Weiller starb. Sein Gönner und Freund Scherer hatte, von Wahnsinn erfaßt, ins Krankenhaus gebracht werden müssen; da dem Ärmsten niemand sonst zur Seite stand, war es Schmeller, der sich seiner in der freundlichsten und edelsten Weise annahm. Den tiefsten unverwindlichsten Schmerz aber empfand er, als zur Osterzeit 1826 die beste Mutter, an der er mit der wärmsten Liebe hing, starb. Wir lesen in seinem Tagebuch vom 26. März: „Selig im Bewußtsein, noch beide Eltern am Leben zu haben, sandte ich gestern, um sie wie am heiligen Feste an den dankbaren Sohn zu erinnern, der Mutter drei Bouteillen Deidesheimer zu einer Herzstärkung, dem Vater ein Päcklein Pariser. . . . Diesen Morgen kommt ein Bauernbursche mit einem von meinem Vater unterzeichneten Brief, der die Nachricht enthält, daß nach einem Krankenlager von drei Tagen meine gute 74jährige Mutter gestorben und am Gründonnerstag begraben worden sei. Sie also, die mir liebste, mich liebendste Seele nicht mehr!" Und an Hopf schreibt er: „. . . . Ein schwarzer Vorhang ist gefallen, in meine Erinnerung über die goldenen Tage der ersten Jugendjahre, da ich sonst, wenigstens jedes Jahr einmal, unter all den Meinigen in der ländlichen Stube sitzend, die Vergangenheit so lebendig mit der Gegenwart verknüpft, als ein schönes Ganzes überschauen durfte. Die schwarzen Vorhänge, sie schneiden so viel ab von der ohnehin nicht sehr farbenreich ausgestatteten Scenerie eines Lebens, wie das unser eines."

Um den „Guten in Rimberg das Herz zu erleichtern, nicht um es ihnen schwerer zu machen, besuchte er die väterliche, ach nun nicht mehr mütterliche Hütte" dortselbst. Der Vater saß in der Stube,

am Kranze einer Heukürbe flechtend, die Schwester Johanna war mit häuslichen Arbeiten beschäftigt, als er beim Frühstrahl der Sonne in das mutterleere Vaterhaus trat. Welch ein schmerzliches Wiedersehen ohne sie. Es war ihm alles so leer. Noch 8 Tage vor ihrem Tode war sie dem kurz vor ihr verstorbenen Pfarrer zu Opfer gegangen. Ach, er habe sie mit seinem noch im Tode offenen Auge, wie sie sagte, sich nachgeschaut. Ehe sie sich legte, sprach sie viel von ihrem „Andrele", und wie sie nun nach München gehen wolle . . . . .

So einer heißgeliebten Mutter beraubt, suchte er seinen Schmerz in um so eifrigerem Studium wenigstens vorübergehend zu betäuben. Doch schien sich ihm, dem nun 40jährigen, andrerseits die Hoffnung auf eine dauernde staatliche Stellung zu verwirklichen.

Es wurde ihm die Aussicht gemacht, daß er bei etwaiger Verlegung der Universität von Landshut nach München an derselben eine Stelle als Lehrer der deutschen Sprache und Literatur erhalten werde.

Über diese Angelegenheit berichtet er: Am 16. Juni 1826 ging ich zum Ministerialrat Eduard Schenk, dem neuen Vorsteher des Erziehungs- und Kultuswesens. . . . Es traf sich, daß auch Professor Aurbacher mir im Vorzimmer warten half. Ich schämte mich fast, als er herein kam und sich wunderte, daß ich „also auch antichambriere." . . . Herr v. Schenk fragte: 'Würden Sie geneigt sein, bei der neuen Universität in Ihrem Fache zu wirken?' Ich sagte, wenn ich hingestellt werde, werde ich gern alles, was ich im Stande bin, zu leisten suchen. Allerdings bin ich der Meinung, daß eine Universität, die, wie die neue, etwas rechtes werden will, auch für dieses Fach zu sorgen habe. Ich hob die Professuren zu Berlin und Königsberg hervor, kam mit einem Seitenblick nach Zeune und von der Hagen auf Lachmann und Graff als gründliche Meister des Faches, und so auf Grimm zu sprechen, der an der Spitze von allen stehe. Der, sagte ich, wäre wohl, wenn etwas rechtes geleistet werden will, der Tüchtigste. 'Wir haben, fiel Herr von Schenk ein, den Grundsatz, niemand aus der Fremde herbeizuziehen, wo wir selbst tüchtige Leute unter uns haben.' Das Kompliment that dem bescheidenen Schmeller äußerst wohl.

Am 9. November 1826 erhielt er die Aufforderung, an der Münchener Universität Vorlesungen über die Geschichte deutscher Sprache und Literatur zu halten.

Welche Bedeutung er dem gründlichen Studium der deutschen Sprache und den in derselben niedergelegten Denkmälern beimaß, geht deutlich hervor aus einer diesem Jahre angehörigen Abhandlung „Über das Studium der deutschen Sprache auf Schulen", die in Thiersch's Schrift „Über gelehrte Schulen" abgedruckt ist.*) Er bekämpft darin die einseitige Beschäftigung mit den antiken Sprachen, ohne aber deren großen Bildungswert zu verkennen. „Die klassischen Sprachen bei all ihrer Vortrefflichkeit vermöchten uns, weil ihre noch lebenden Töchter zu sehr ausgeartet seien, weit weniger klar als unsere Muttersprache das große Schauspiel eines durch 15 Jahrhunderte in organischer Stetigkeit fortschreitenden Sprachlebens darzubieten. Die Geschichte der deutschen Sprache, durch welche alles Zusammenhang, Lust und Leben erhalte, sollte in den gelehrten Schulen getrieben werden." Durch sie würde auch der vaterländische Sinn mehr gefördert werden. Es sind dies ähnliche Gedanken, wie er sie schon im Jahre 1824 in der Sitzung der Akademie der Wissenschaften vom 11. Dezember in einem Vortrag dargelegt hatte.**) Auch dort erklärte er, daß „uns Deutschen zum gründlichen, den Verstand befriedigenden Begreifen unserer Sprache deren Studium dasselbe sein sollte, was den romanischen Nationen das Studium des Lateins ist. Jeder Studierte romanischer Zunge weiß sich z. B. sein onze, douze, sein âme aus undecim, duodecim, anima zu erklären; der gebildete Deutsche dürfte dadurch, daß er dieses âme und dieses anima auch kennt, kaum dafür entschädigt sein, daß er zu seinen eigenen 'elf, zwölf, Seele' von einem ainlif, twalif, saiwala in der Regel nichts weiß."

Man kann diesen Gedanken Schmellers seine Billigung nicht versagen. Oder ist es nicht unnatürlich, daß wir im allgemeinen mehr die Ableitung der lateinischen und griechischen, auch der französischen und englischen Wörter wissen, während in unseren Schulen von der Bedeutung der heimischen Wörter kaum eine Rede ist. Es ist nicht zu leugnen, daß durch die geschichtliche Behandlung der Muttersprache eine gewisse Stärke des Einheimischen, eine Art sprachlicher Lebenskraft zu tage käme, die sich auch das Fremde mundgerecht zu machen und in eigenes Fleisch und Blut zu verwandeln im Stande wäre. Dagegen ist es Thatsache, daß uns Deutschen ein großer Mangel an

---

*) Abteil. 1. Beilage 2. 1826. Seite 486—492.

**) „Über die ältesten Denkmäler der deutschen Sprache und ihre Bedeutung für uns." Abgedruckt im 5. akad. Quartalbericht 1824. S. 182 ff.

Sprachgefühl noch immer anhaftet. Wie viele deutsche Jünglinge wissen, wenn sie das Gymnasium oder die Universität verlassen, z. B. daß „Beichte“ mhd. bîhte aus bîgihte (von jehen sagen, bekennen) zusammengezogen ist und also eigentlich „Bekenntnis“ bedeutet; daß „steil“ mundartlich „steigel“ mit steigen, „geruhen“ mit dem mhd. geruochen (= bedacht sein, sorgen), „Nachbar“ mit nachbauer, nachgebauer, nachgebûre, „Grummet“ mit gruonmât (das Grüngemähte), „hübsch“ mit höfisch, „Spanferkel“ mit spanjan, säugen, „unversehrt“ mit sêr Schmerz, „Maulwurf“ mit moltworf, Erdewerfer ꝛc. zusammenhängt?*)

Zum Zwecke der Vorlesungen ließ Schmeller 1827 ein Werk erscheinen unter dem Titel: Evangelii secundum Matthaeum versio Francica saeculi IX nec non Gothica saec. IV, quoad superest. Aus dem St. Galler Codex herausgegeben.**)

Er wollte damit den Zuhörern ein passendes Handbuch bieten, um denselben an diesem Muster der deutschen Sprache aus der fränkischen sowohl als aus der gothischen Vorzeit, welches, ehrwürdig durch seinen Inhalt, bei mäßigem Umfang dennoch ein geschlossenes Ganze bildet, eine Vergleichung der fränkischen und der gothischen Sprache zu ermöglichen. Aus der „Tatianischen Evangelienharmonie“ sonderte er den Matthäus aus und stellte ihn zusammen. Was fehlte, hat er selbst conjiciert. Die Restitution ist nach dem Urteile Jakob Grimms sorgsam und geschickt vorgenommen.***)

Neben diesen und den Arbeiten zum Wörterbuch gingen andere her, denen er sich im Auftrag der Akademie zu unterziehen hatte: alles aber, auch die Vorlesung an der Universität, nur der Ehre wegen, ohne einen Pfennig Zuschuß oder Besoldung zu erhalten.

Noch ins Jahr 1827 fällt der Vortrag in der Akademie der Wissenschaften: „Über die Notwendigkeit eines ethnographischen Gesammtnamens für die Deutschen und ihre nordischen Stammverwandten.“†) Gegenüber den Anschau-

*) Vergl. darüber: Johannes Nicklas, „Schmellers Gedanken über das vaterländische Moment in Erziehung und Unterricht“ in den „Blättern für bayer. Gymnasialwesen 1885. 21. Band. 7. Heft S. 353 368.

**) Das Evangelium des h Matthäus im Hochdeutsch des 9. Jahrh. Stuttg. u. Tüb. 1827. Cotta.

***) Vgl. Jak. Grimm, kleinere Schriften. 5. Bd. S. 36—39.

†) Gelesen in der Sitzung der philol.-hist. Klasse der Akad. d. Wissensch. 1826. Abgedruckt in den Abhandlungen d. philos.-philol. Klasse. Bd. 1. 1835. S. 717—738.

ungen nordischer Gelehrte, wie Ihre, Rask, Malte Brun u. a., die nur den Gesammtnamen Gothen gelten lassen wollten, da von Germanen im Norden nie die Rede gewesen sei, erklärt er sich für den Namen Germanen. Dabei bespricht er, auf die gründlichsten Studien der Überlieferung der alten Klassiker gestützt, eingehend die Synonyma Teutonen, Germanen, Gothen und Deutsche. Die Teutonen und Gothen waren nur ein einzelner Stamm; deutsch bedeutet ihm sermo patrius oder Patois. Der Name Germanen scheint ihm am meisten geeignet zu einer immer unentbehrlicher werdenden Gesammtbenennung. —

Mittlerweile hatten sich seine äußeren Verhältnisse doch etwas gebessert. Seit Mitte Juni 1826 war er mit dem Hause der Herzogin von Leuchtenberg, Wittwe des ehemaligen Vicekönigs von Italien, in Beziehungen getreten, die ihm manche Freude und für 6 wöchentliche Stunden auch eine Rente von jährlich 300 fl. gewährten. Er hatte nämlich die Studien des ältesten Prinzen August, eines „gemütlichen und geistreichen“ Jünglings, der einige Universitätscollegien bei Thiersch (Annalen des Tacitus), Frank, Ast, Mannert und Stahl besuchte, im Hause zu leiten. Er trieb mit ihm Latein, deutsche Sprache und Literatur. Außerdem eröffnete sich eine andere Gelegenheit, seine Lage zu verbessern, indem er im gleichen Jahre anfangs aushilfsweise, später ständig und unter förmlicher Ernennung (vom 2. Januar 1827) zum Lehrer der lateinischen und deutschen Sprache im Kadettenkorps die Lehrstunden des Professor Aurbacher übernahm. Doch kam es ihm schwer an, täglich zwei bis drei der schönsten Vormittagsstunden gegen eine jährliche Remuneration von 400 fl. zu opfern. „Lebt wohl, ihr elf schönen Jahre, in denen jede Stunde mein war und das Geschäft jeder Stunde von meiner freien Macht abhing, lebt wohl!“ Das Schulhalten und „die Danaidenarbeit in bodenlose Kadettenköpfe grammatische Formeln zu schöpfen,“ wollte ihm neben seiner literarischen Thätigkeit nicht mehr behagen. Die Vorbereitungen für die Lehrstunden hatte er sich viel zu leicht vorgestellt, besonders aber widerte ihn das „autoritätszopfige“ Wesen an, das unter dem damaligen Kommandeur des Kadettenkorps, General Tausch, herrschte. Ergötzlich sind die reichhaltigen Tagebüchernotizen über die Rügen, die ihm dieser Kommandeur erteilte und die Schmeller mündlich oder schriftlich voller Selbstbewußtsein energisch zurückwies. So schreibt er unterm 20. Dezember 1827: „Im Ordrebuch für die Professoren

und Lehrer las ich heute zu meiner höchlichen Erbauung eine Ordre von gestern, worin über den Lärm der ersten (meiner) Klasse die schönsten Sachen gesagt sind. Ich ging in der ersten Wärme zum General, um ihm, was ich ihm schon früher bemerkt, zu wiederholen, daß bei einem bildenden Unterricht nicht dieselbe Todenstille, wie bei mechanischem Auswendiglernen oder Schreiben statt haben könne, und daß mich seine Rüge bei allen denen, die die Sache nach dem Schlendrian treiben, recht nach ihrem Wunsch herabsetze. Doch der gute Herr hält das Äußere, das minutengenaue Einhalten der Stunde, das mechanisch-ordentliche Treiben morgen wie heute höher als das wirkliche Lernen und Thätigsein." Nur zu bald überkam ihn ein unbefriedigtes Gefühl über diese Lehrthätigkeit. „Jetzt bin ich Schulmeister, jammerte er, und stehe selbst unter einem Meister, „der hölzerner ist, als ich es meinesteils meinen Knaben werden kann und mag." Da lag es dann nahe genug, daß er mit allen Kräften darnach strebte, aus einer ihm so lästigen Stellung wieder los zu kommen. Die Gelegenheit dazu sollte ihm zum Glück bald werden.

Am 8. März 1827 war ihm seitens der Universität der Doktorgrad erteilt worden. Zu der allen neuangehenden Docenten der Universität vorgeschriebenen Antrittsrede oder Probevorlesung wählte er das Thema: „Über das Studium der altdeutschen Sprache und ihrer Denkmäler.*) In dieser Rede legte er sein Verhältnis zu Grimms Forschungen, wie wir dasselbe schon oben angedeutet haben, treffend und bündig dar. In begeisterter und begeisternder Weise empfiehlt er den Hörern das Studium auch der altdeutschen Sprachdenkmäler. „Nur wer von der Quelle herab dem Strome gefolgt ist, findet sich zurecht in der Niederung, wo er in tausend Armen und Krümmungen zu stocken oder zu versiegen scheint, und wo die Menge, die bequem von ihren wohnlichen Hügeln herblickt, nur den großen Morast der letztvergangenen Jahrhunderte sieht." Die Vorlesung war wenig besucht. Er hätte fast eben so gut zu Hause seiner Uhr gegenüber lesen können, erzählte er, so wenig Zuhörer waren da, nur die Professoren Fuchs, Martius, Buchner, Aurbacher, Maßmann, sowie Desberger, Mailinger, Docen, und etwa ein Dutzend Studierender. Und von diesen ging, oft gerade dann, wenn er an einer recht interessanten Stelle zu sein glaubte, bald dieser bald jener davon. — Am 19. Oktober 1828 erhielt er ein

*) München, Lentner. 1827. 20 S.

Reskript, worin ihm der Charakter und Rang eines außerordentlichen Professors der altdeutschen Literatur und Sprache an den Münchener Hochschulen, sowie zu seiner Offiziersgage eine Zulage von 200 fl. verliehen wurde. Und nicht lange darauf wurde ihm eine weitere Würde verliehen, die seiner Neigung und seinem Studium fast noch entsprechender war. Auf den Wunsch des Königs und der Minister erhielt er am 27. März 1829 die durch den Tod Docens erledigte Stelle eines ersten Custos an der k. Hof- und Staatsbibliothek mit einem Gehalt von 1200 fl. (nämlich 1100 fl. in Geld, sodann 2 Scheffel Weizen und 7 Scheffel Roggen, wovon 800 fl. als Standes- und der Rest als Dienstesgehalt zu betrachten war). So hatten sich nunmehr seine äußeren Verhältnisse endlich günstiger gestaltet. Höher aber als die Verbesserung der äußern Lage schlug er an, daß er nunmehr an einer der reichsten Fundgruben literarischer Schätze sich befand und die beste Gelegenheit hatte, seine Arbeitstüchtigkeit und Ausdauer zu erproben. Er hatte sich um diese Stelle nicht beworben; er wurde vielmehr von oben her zu ihr berufen: dies erfüllte ihn gegenüber der leidigen Thatsache, daß sich zu jedem Ämtchen Kompetenten die Fülle drängten, mit großer Genugthuung.

Infolge dieser Stellung im Staatsdienst schied er notwendigerweise aus dem bayerischen Heerverbande, dem er seit 1814, also volle 15 Jahre angehört hatte. Hatte er schon kurz vorher, wenn auch ungern den Unterricht des Prinzen von Leuchtenberg aufgegeben, da derselbe ohnedies durch Collegienbesuch viel in Anspruch genommen war, so bot sich ihm nunmehr auch die freudige Aussicht, aus der „Schulmeisterei“ und dem „Autoritätszopf“ am Kadettenkorps herauszukommen. Die Zeit seiner dortigen Lehrthätigkeit rechnete er zu einer seiner unbehaglichsten Lebensepochen. Nur die von König Ludwig in das Korps aufgenommenen jungen Griechen, die in ihrer kleidsamen Tracht am Unterricht teilnahmen, konnten seine Sympathie gewinnen. Seine Tagebücher enthalten sogar einige recht hübsche Verse auf dieselben; z. B. als Stornáris aus Janina, dessen Vater in Missolunghi gefallen war, eintrat, begrüßte er ihn mit den Worten:

Langgelockter, weißgeschürzter hellenischer Knabe!
Sei mir gegrüßt, nimm hier unter den scythischen Platz,
Sättigst Dich billig am Tisch der Hyperboreeer; von Deiner
Väter reichlicherm Tisch Brosamen sinds, was er beut

Als am 7. Mai 1829 Professor Hamberger Schmellers Stelle am Kadetten-Korps übernahm, war es ihm „ganz poetisch“ wie einem Ver-

liebten zu Mute. „Uns Liebe ist ja Poesie, meinte er, wohl mir, wenn ich ihrer noch fähig bin“. Er war's, trotzdem ihm der Kopf kahl und grau zu werden begann unter den unmerklich entschleichenden Jahren. Mit steiferem Rücken wandelte er zwar an den Blumen des Lebens dahin, die er neidlos für andere sprossen sieht, und ist glücklich genug, sich an den unverwelklichen zu laben, deren ein jeder die eine oder die andere eingelegt hat ins Buch der Erinnerung. Seine schönsten waren unter dem Schweizerhimmel gewachsen. Dieses liebe Bild, wenn auch verblichen, so doch unzerstörbar immer wieder auftauchend am Himmel seiner Erinnerungeu, wird er nicht müde aufzufrischen. Und doch wurde wenigstens zeitweise das „Altliebchen“ in der Schweiz in dem Herzen des „Altjunggesellen“ verdrängt von manch schöner Frauengestalt. In dieser Zeit dichtete er:

Licht mir zu holen für acht unsonnige Tage aus ihrem
 Wolkenzerteilenden Blick, Friede aus ihrem Gesicht,
Eil' ich durch schmelzenden Schnee und in neu sich ansetzenden Flocken
 Durch die dämmernde Nacht auf den . . . Platz.
Trabe die Treppe hinan und poche mit pochendem Herzen
 An die Thüre, die mir Pforte der Seligkeit ist.
Denn was höheres kann der Himmel selber gewähren,
 Als in Reinheit zu schau'n alles, was schön ist und gut
Und mein Schauen ist rein, denn nimmer wird sie die Meine,
 Ahnen darf sie es kaum, wie mich dies Schauen beglückt.

Ha, die Herrliche mein! Ich müßte minder sie lieben,
 Könnt' ich nur wünschen, daß sie stiege herab je zu mir.
Und so tret' ich denn ein. Mein Auge suchet sein Licht rings,
 Und es suchet umsonst. --
Nur die Tante ist da; die musikalische Nichte
 Hat ein beglückterer Mann heut' ins Theater geführt. -

Nirgends fühlte er sich übrigens andrerseits wohler als in seinem einsamen Kämmerlein, wo er die Abende in Studium und Lektüre hinbrachte. Es beweist dies ein Gedicht aus dem Jahre 1829:

„Wieder gegeben mir selbst und der einsamen traulichen Zelle
 Nach den Geschäften des Tags sitz' ich am lodernden Herd',
Koche mir selber zum Mahle nicht Rüben, aber Kartoffeln;
 Und sie schmecken wie einst die, so die Mutter gekocht;
Und beim köstlichen Schmaus, gewürzt durch die schönste Erinn'rung
 Fühl' ich mich seelenvergnügt, stolz wie ein König und frei,

Bin mir selber genug, es verlangt mich nach keiner Gesellschaft,
Auch ein König ja nur schickte zum Könige sich.
Horch, da schellt an der Thür' des Cotta geschäftiger Läufer,
Und es kommet zu mir — Ludwig, mein König, herein,
Nimmt gleich Platz am bescheidenen Tisch und koset vertraulich,
Wie mit dem Menschen der Mensch, schließt mir sein Innerstes auf.
Welche Glut des Gefühls und welche Tiefen der Seele!
Konnten auf frostigen Höh'n solche Gewächse gedeih'n?
Groß bist Du, o mein Gast, als König, größer als Mensch noch,
Hast zu Scepter und Schwert billig die Leyer gesellt! —" *)

Einen Antrag des Herrn von Cotta, die Redaktion des „Inlandes" zu übernehmen, schlug er aus. Die Regierung hatte die Existenz eines Blattes gewünscht, das alle und keine Farbe tragend gewissermaßen ein Depositium der öffentlichen Meinung in so würdiger Haltung sei, daß auch die Staatsgewalt selbst ohne Bedenken ihre Ansichten darin offenbaren könnte. Man suchte deshalb nach einem Redakteur, der keiner der Parteien besonders anstößig war, und verfiel auf Schmeller. Seine „Ungewandtheit und Unbedeutendheit überhaupt sowie seine Neuheit in einer solchen Art von Thätigkeit" ließ ihn dieses vertrauen- und ehrenvolles Antrags sich entschlagen.

Mit um so größerem Eifer, mit der rastlosesten Thätigkeit und mit musterhafter Gewissenhaftigkeit erfüllte er seine verschiedenen Verpflichtungen an der Bibliothek, an der Akademie, an der Universität und hinsichtlich des bayerischen Wörterbuchs. Es ist schwer zu sagen, durch welche dieser Thätigkeiten er sich die höchsten Verdienste erworben hat. Gewiß ist es wahr, daß er mit seinen germanistischen Studien sich unvergänglichen Ruhm errungen hat; nicht minder Anspruch aber auf Anerkennung und Dank seitens der Wissenschaft wie des Vaterlandes hat er sich durch seine allerdings nicht auf den lauten Markt der Öffentlichkeit tretende, stillwaltende amtliche Thätigkeit als Custos und seit 1844 als Unterbibliothekar erworben.

Als Schmeller im Jahre 1829 in die Bibliothek trat und ihm die Verwaltung der Manuskripten-Abteilung anvertraut wurde, da fand er eine Masse von Handschriften in allen Sprachen, aus allen Zweigen der Wissenschaft, des Lebens und der Geschichte und aus allen Zeiten vor, von denen nur der weitaus geringste Theil kata-

---

*) Er hatte offenbar die Gedichte des Königs Ludwig durch Cotta zugeschickt erhalten.

logisiert war. Die Bibliothek, die vor der Klosteraufhebung kaum 1000 Manuskripte besaß, hatte durch die Säkularisation auf einmal einen Zugang von mehr als 17000 Handschriften. Im Laufe der Jahre war die Zahl auf 22000 angewachsen. Außer einer allerdings ausführlichen Beschreibung der lateinischen Klosterhandschriften aus der ehemaligen kurfürstlichen Bibliothek durch Ign. Hardt (in 5 Bänden, München 1816—12), sowie einigen Vorarbeiten Docens fand Schmeller nichts vor.

Vor allem änderte er nun das ganze bis dorthin übliche Aufstellungssystem dahin, daß er nach dem Beispiel der vatikanischen und der Pariser Bibliothek die Manuskripte nach ihrer Provenienz aus den Klöstern und Stiftungen alphabetisch aufstellte. *) Welch große Bedeutung diese Neuerung hatte, ist ausführlich von Conrad Hofmann**) gegenüber einigen Angriffen, namentlich seitens des Frankfurter Bibliothekars Friedrich Böhmer***) nachgewiesen worden.

Es wird durch diese Anordnung immer ein Bild des geistigen Lebens und Strebens der früheren Besitzer gegeben und zugleich ein Stück literarischer und geistiger Spezialgeschichte konstruiert, indem man daraus z. B. ersieht, wie Tegernsee, Emmeram, Benediktbeuern außer der Theologie und Patristik auch noch die weltliche Literatur in größerer oder geringerer Vollständigkeit besessen haben, während von anderen Klöstern nur ein paar liturgische und homiletische Werke vertreten sind.

Über alle Codices fertigte Schmeller genaue Nummern-Repertorien, welche n e u n Foliobände füllen. Dann legte er einen alphabetischen Katalog über den gesammten Handschriften-Vorrat an, wobei er den Inhalt eines jeden Manuskripts auf kleinen Blättchen anführte und dann sie alphabetisch unter gewissen Schlagwörtern ordnend auf Cartons aufklebte. Die eingehendsten Notizen Schmellers befinden sich in dieser Weise auf Tausenden von solchen größeren und kleineren Zetteln und schufen so auch einen R e a l - K a t a l o g, der auf die Frage, was in diesem oder jenem Betreff vorhanden sei, in den meisten Fällen schleunige und bestimmte Antwort erteilt, wie auch sein Verzeichnis der poetischen und prosaischen I n i t i e n eine unerschöpfliche Fundgrube bildet.

---

*) Vergl. darüber Dr. Anton Ruland im Serapeum. 1855. Nr. 4.

**) Conr. Hofmann, Vortrag über Schmellers amtl. Thätigkeit auf der Staatsbibl. Akad. d. Wissensch. 1855. 13. Jan.

***) Wittelsbachische Regesten. Stuttgart, Cotta 1854.

So entstand in diesem Handschriftenkatalog ein Werk, in welchem sich „Großartigkeit, Orginalität, Umsicht in der Anlage, eiserner Fleiß, höchste Gewissenhaftigkeit und ausgebildetste Akribie in der Ausführung" zeigen. Leider war es Schmeller nicht vergönnt, das Werk zu vollenden. Zum unersetzlichen Schaden der Wissenschaft wurde er vom Tode überholt, ehe es ihm möglich war, die letzte ordnende Hand anzulegen; doch hatte er den Weg gebahnt, auf welchem seine Nachfolger diese gewaltige Aufgabe zum Abschluß bringen konnten. Die Arbeit war nahezu abgeschlossen, sodaß es Halm möglich war, innerhalb einer Zeit von 25 Jahren der wissenschaftlichen Welt einen gedruckten Katalog über die sämmtlichen Handschriften der Bibliothek in 15 Bänden zu bieten, wovon Tom. 5 und 6 die deutschen Handschriften nach Schmellers kürzerem Verzeichnis enthalten.

Als am 8. Juli 1832 zum neuen Bibliotheksgebäude der Grundstein gelegt wurde, dichtete er folgende Verse:

Der erste Stein ein ernster Stein,
Bedachtsam, Brüder, senkt ihn ein,
Für Geister bauen wir ein Haus,
Da sollen mit den längst Entfloh'nen
Die Kommenden vertraulich wohnen,
In Frieden ziehen ein und aus.
Mit starkem Hag und festen Ettern*)
Umschließen wir den heil'gen Wald.
Wo Geistesstimm' aus tausend Blättern
Jetzt leise rauscht, jetzt donnernd schallt. —

In einem im Jahre 1843 veröffentlichten Werkchen: „Über die k. Hof- und Staatsbibliothek für Besucher derselben" (3. Auflage 1851) gibt er einen trefflichen Führer durch die reichen, in der Schatzkammer ausgestellten Cimelien und zugleich einen ausführlichen Bericht über die Aufstellungssysteme der gedruckten und geschriebenen Werke. Die zweite Auflage dieses für jeden die Bibliothek benützenden und besuchenden Gelehrten höchst lehrreichen Büchleins, dem auch eine französische Übersetzung beigegeben war, trug als Einführung, das die Bedeutung der Bibliothek schildernde Gedicht:

Von Tausenden das geistige Vermächtnis
an Schätzen aller Art,
es liegt da aufbewahrt
zum Frommen uns, den Gebern zum Gedächtnis.

*) = Zaun, ahd. etar.

Was je in guter, was in böser Stunde
der Mensch erkannt, erdacht,
geglaubt, gewollt, vollbracht,
des gibt geschrieben Wort uns reiche Kunde,

daß von Geschlechte zu Geschlecht es erbe,
daß höher fort und fort
getragen durch das Wort,
ob auch die Menschen, doch der Mensch nicht sterbe.

3) Das bayerische Wörterbuch und sonstige germanistische Arbeiten.

Man sollte glauben, eine solche Riesenaufgabe, wie es die Schmeller'sche Katalogisierung der reichen Schätze der Bibliothek war, hätte seine ganze Kraft vollauf in Anspruch genommen. Dem war nicht so. Bei seiner hohen geistigen Begabung und bei seiner unermüdlichen Arbeitskraft fand er nicht nur noch Zeit, sondern durch den handschriftlichen Reichtum der Münchener Bibliothek geradezu die intensivste und nachhaltigste Anregung zur Durchforschung der Denkmäler aller alten germanischen Sprachen, der gedruckten und ungedruckten, zum Zwecke seines Wörterbuchs. Dazu kam, daß er mit rastloser Energie auf die großen Entdeckungen Jakob Grimms einging, mit welchem er in nähere, später sogar freundschaftliche Beziehung trat. In kurzer Zeit war Schmeller einer der ersten Kenner auch der altgermanischen Sprachen. Neben dem schöpft er fortwährend aus dem lebendigsten Verkehr mit dem Volke und hört und lauscht auf die eigentümlichen Redewendungen und Ausdrücke desselben. Dabei bekundet er eine große Kunst, die Töne mit ausgezeichneter Schärfe aufzufassen, wie er überhaupt sein Ohr gebildet hatte, die unendlichen Verschiedenheiten der Laute im Munde des Volkes zu unterscheiden. Mit Recht sagt Rudolf von Raumer, daß gerade die Verknüpfung der beiden entgegengesetzten Enden der Forschung das Epochemachende in Schmellers mundartlichen Arbeiten sei.

Im Jahre 1827 war der erste Band des Wörterbuches ans Licht getreten, unter dem Titel: „Bayerisches Wörterbuch, Sammlung von Wörtern und Ausdrücken, die in den lebenden Mundarten sowohl als

in der ältern und ältesten Provinzial-Literatur des Königreichs Bayern, besonders seiner ältern Lande, vorkommen, und in der heutigen allgemein deutschen Schriftsprache entweder gar nicht oder nicht in denselben Bedeutungen üblich sind, mit urkundlichen Belegen, nach den Stammsilben etymologisch-alphabetisch geordnet." Es ist dem König Ludwig von Bayern als dem großsinnigen Veranlasser dieses „Versuches über Sprache, Art und Sitte seines Volkes" gewidmet.

Im Jahre 1828 erschien der zweite, 1836 der dritte, 1837 der vierte Teil, mit welchem das ganze großartige Werk seinen vorläufigen Abschluß fand. Sehr ausgedehnt waren die Vorarbeiten zu diesem Riesenwerke. Von dem zu bewältigenden Material erhalten wir eine Vorstellung, wenn wir die zwölf Halbseiten einnehmende Aufzählung von Werken überblicken, die Schmeller durchstudiert hat. Tausende von Zetteln hatte er geschrieben, die geordnet und gesichtet werden mußten. Wohl fühlte er nicht selten die Last des ungeheuren Unternehmens, aber die Arbeit machte ihm andererseits auch wieder viele Freude durch manche Funde, die ihm glückten.

Als er 1837 am 10. Juni den letzten Bogen zur letzten Korrektur durchgesehen hatte, da gibt er seinem befriedigenden Gefühle über den endlichen Abschluß der Arbeit Ausdruck: „So ist denn doch etwas gethan, — das ich übrigens nicht wieder thun möchte, nicht wieder thun könnte. Nicht ganz umsonst habe ich gelebt, wenn gleich aus dem Gesetzgeber, Weltverbesserer, Dichter der Jünglingsjahre nur ein Wortklauber, ein Pedant geworden ist. Und es ist doch auch nennenswert, aus fast Nichts oder wenigstens dem schlechtesten Stoff etwas gemacht und die Sprache des bayerischen Bauern in die Stube hochgelehrter Leute an der Nord- und Ostsee, ja in die eleganten Cabinette hoher Herren gebracht zu haben. Könnte der unter den Ärmsten seines Landes Geborene nichts anderes thun für seine erblosen Genossen, so hat er doch das einzige, was sie nebst der Luft vom Mutterlande besitzen, ihre Sprache zu einigen Ehren gebracht." Und König Ludwig sagte ihm, als Schmeller die letzten 2 Bände überreichte: „Sie sind sehr fleißig, sehr fleißig gewesen. Sind Sie nun denn ganz fertig?" Als Schmeller antwortete, daß er in einigen Jahren, so Gott wolle, noch einen Nachtrag liefern würde, erwiderte der König: „Ja, so was wird nie fertig." An Voitel schrieb er im Jahre 1837 nach Beendigung des Ganzen:*) „Endlich, edelster Freund, habe ich

*) Vergl. Pfeiffers Germania XIX. 1874. Seite 253

den größten Stein, den ich mir vor 21 Jahren selbst aufgeladen, und der mich hinlänglich gedrückt und gehemmt, von mir abgewälzt. Man glaubt nicht, was auf jeder Seite so einer an sich wenig bedeutenden Sammlung für eine Arbeit steckt. Alles will belegt, begründet, vielfältig verglichen sein, und am Ende steht es doch für neunzig Leser unter hunderten ungenießbarer da als der einfältigste Roman. Wer mir vor 30 Jahren gesagt hätte, daß mein Lebenswerk in solch einem kahlen Idiotikon bestehen würde, der hätte mich wahrlich nicht erbaut. Und dennoch bin ich, der Zweiundfünfziger, froh, wenigstens d i e s e Spur meines Daseins zurückgelassen zu haben."

Wie die ganze originelle Anlage des Werkes sehr wohl durchdacht ist, so zeugt auch die Ausführung von dem großen Scharfsinn des Verfassers. Die äußere Einrichtung, über die uns die Vorrede belehrt, ist so musterhaft, „daß jedes Wörterbuch, welches mit einem noch ungeordneten Sprachstoff und etwa mit widersprechenden orthographischen Systemen oder mit einem Gemisch frei wuchernder Mundarten zu thun hat, Tadel verdiente, wenn es dieselbe in wesentlichen Punkten umginge". Die hergebrachte Ordnung des Alphabets ist im Ganzen beibehalten, nur die Vokale sind an die Spitze gestellt, weshalb ein Spötter diese etymologische Alphabetordnung A und B C Ordnung benannt hat. Es folgen sodann die Konsonanten B und P, D und T, da die oberdeutschen Mundarten in der Aussprache der media und der tenuis keinen Unterschied machen. Anders ist es bei G und K, die der Oberdeutsche trennt; dagegen sind F und V, K und Q wieder beisammen, da dieselben nur orthographisch, nicht lautlich von einander abweichen. Innerhalb jeder einzelnen Abteilung ist die Ordnung die, daß der Vokal der Wurzel zunächst unbeachtet bleibt und nur die Konsonanten in Betracht kommen. Die Vorzüge dieser Einrichtung springen ins Auge: es ist dadurch dem etymologischen System unserer Sprache außerordentlich vorgearbeitet. Hinsichtlich der Orthographie konnte natürlich die unserer hochdeutschen Schriftsprache nicht ausreichen; namentlich ließen sich Wörter einer Mundart hiedurch nur sehr unvollkommen darstellen. Es ist deshalb hier wie in den 1821 erschienenen „Mundarten Bayerns" eine etymologische Orthographie angewendet, welche die feinsten Feinheiten der dialektischen Aussprache zu malen im Stande ist. So sind einzelne Grillen unserer Orthographie, wie die dehnenden e und h (Wiese, Mahl) unbeachtet geblieben. Was die Wahl des Stoffes betrifft, so ist „bayerisch"

nicht ethnographisch, sondern politisch zu verstehen, d. h. es ist nicht bloß die eigentliche bayerische Mundart, die „ostlechische" berücksichtigt, die in Altbayern, Tyrol und Österreich gesprochen wird, sondern alle die in den Umfang des jetzigen Königreichs gehören, daher auch die ostfränkische (am Ober- und Mittelmain), die westfränkische, (mittelrheinische, pfälzische), ferner ein gut Teil der schwäbischen zwischen Iller und Lech, ja auch ein Teil der alemannischen um Lindau. Wenn auch manche Teile Bayerns nicht eingehend berücksichtigt sind, so waren durch die Bruchstücke doch Anknüpfungspunkte für spätere Werke ähnlicher Art gegeben.

Ähnlich wie bei der räumlichen Ausdehnung des Gebiets, aus dem Schmeller geschöpft hat, ist auch bezüglich des Zeitumfanges die zunächst liegende Grenze überschritten worden. Es ist zwar ein Idiotikon der noch lebenden Volkssprache, aber es zieht zu dessen Verständnis auch die Vergangenheit heran. Es ist deshalb dieses Wörterbuch zugleich ein Glossar der in den älteren Schriften und Urkunden des Landes vorkommenden Wörter und Redewendungen; ja es ist geradezu eine Darstellung der alt- und mittelhochdeutschen Sprache selbst, insoferne die Volkssprache, ihre Laute, Formen und Wörter durch den Hinweis auf das Gothische, Alt- und Mittelhochdeutsche begründet und andrerseits diesen älteren Sprachen in den verschiedenen Mundarten nachgespürt ist; daher diese Verbindung der blühenden Gegenwart mit dem blauen Duft der Ferne. Neben dem gelehrten Citat ist das Volk selbst aufgerufen, um Zeugnis zu geben für seine Sprache und Denkart. So hat Schmeller zugleich eine Kulturgeschichte seines Volkes gegeben, indem er die Geschichte, Sitten und Gebräuche seiner Landsleute schilderte. Die ganze Gedankenwelt seines Volkes, sein Recht und seinen Haushalt, den Boden, auf dem es wohnt, die Natur, die es umgibt, die kirchlichen Gebräuche, das Gewerbe, den Handel, das Staats- und Gemeinwesen: all dies hat er hier in diesem Werke zusammentragen. Er gibt so „einen Bildersaal des in der Sprache abgedruckten mannigfaltigsten Volkslebens." Dadurch unterscheidet sich dasselbe wesentlich und zu seinem Vorteil von allen ähnlichen. Schmellers Wörterbuch kann man l e s e n. Es ist nicht bloß ein Nachschlagebuch, wenn man über diesen oder jenen Ausdruck im Unklaren ist. „Wer das geistige Vergnügen einmal gekostet hat, sich von den Wellen der Sprache in stiller Beschaulichkeit das Alphabet entlang schaukeln zu lassen, der wird dieses Genusses nicht mehr vergessen und stets wieder zu ihm zurückkehren. Schmellers Wörterbuch blättert sich nicht aus;

ein Wort scheint das andere zu locken, ein Begriff den andern zu rufen."

Mit unverkennbarer Vorliebe fügt er an vielen Stellen wertvolle Bemerkungen über seine eigene Persönlichkeit ein. Da taucht er, sagt Ludwig Speidel, gleichsam aus der tiefen Wörterflut auf, und während der Schwall ihm vom Haupte abtrieft, zeigt er sein scharf ausgeprägtes Gesicht und schaut uns an mit seinen großen, dunklen, treuen Augen. Seine echt deutsche Empfindung, wie sein trauliches Wesen spricht zu uns in diesem Werke, und wie von einem Zauber werden wir beim Durchblättern festgehalten. Zugleich geht aus demselben ein Hauch des wahren Volkstums auf uns über. Wir erkennen leicht in den Rätseln, Sprüchwörtern, in den Liebes- und Trutzliedchen eines frischen, kecken Bauernburschen, in den Schmoll- und Abweiseworten einer hübschen bäuerischen Dirne den Sinn, den Witz, die ganze Anschauungsweise, die Kraft wie die Poesie unseres bayerischen Volkes.

Der Ansprüche an ein Wörterbuch sind so viele und so verschiedene, daß es immer Leute geben wird, die ein solches Buch unbefriedigt weglegen werden, da sie, ein Wort nachschlagend, zufällig nicht zufrieden gestellt werden; bei Schmellers Wörterbuch ist dies kaum der Fall. Wir sehen uns hier in den seltensten Fällen im Stich gelassen. Wollen wir Aufschluß über die Eigentümlichkeiten des bayerischen Volkslevens und seiner Sprache, über Lieder und Sprüchwörter, über Abkunft und Bedeutung der bayerischen Orts- und Geschlechtsnamen, in Schmellers Wörterbuch finden wir, wenn anders wir dasselbe handhaben können, immer Aufschluß und überraschende eingehende Belehrung. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn Grimm behauptet, daß diesem Wörterbuch kein Volk etwas ähnliches an die Seite zu setzen, daß kein anderer der deutschen Stämme ein Wörterbuch aufzuweisen habe, das dem von Schmeller irgendwie gleich käme. Es ist dasselbe eine ebenso reiche Fundgrube für die altdeutsche Sprache wie für die neuere Mundart.

Man ist im Zweifel, was man an Schmeller mehr anstaunen soll, die hohe Feinheit des Gehörs und die Sicherheit des Gefühls, mit der die Laute von einander unterschieden und durch eigene Zeichen festgehalten sind, die Beherrschung des unermeßlichen Stoffes, das gediegene, umfangreiche Wissen, die Großartigkeit, mit der das Ganze angelegt und in einander gefügt ist, oder die Kürze der Zeit, in der eine solche Riesenaufgabe fast ohne Beihilfe von außen nur durch den einen hochbegabten Geist gelöst wurde.

Und das ist es, was Schmeller hinsichtlich des Wörterbuchs über Jakob und Wilhelm Grimm erhebt. Bei der Abfassung des hochdeutschen Wörterbuchs durch die Gebrüder Grimm war nahezu die ganze Gelehrtenwelt beteiligt, von allen Seiten fand Unterstützung, Zusammenwirken statt, es war, wie Wilhelm Scherer, der Biograph Jakob Grimms, sagt, Handlangerarbeit, zu der sich die beiden Brüder bequemen mußten, wenn sie nicht gegenüber dem Hauptererfordernis eines Wörterbuchs, nämlich der Vollständigkeit, einen berechtigten Tadel hervorrufen wollten. Schmeller dagegen stand allein da in einem noch ungelichteten Wald, sich durcharbeitend mit eigener Kraft und licht- und luftschaffend mit Axthieben. Er selbst schuf sich die Methode und die Gesetze, denen er sich fügen wollte: die Grimm dagegen hatten allerwärts Regeln, Vorgänger und Mitarbeiter.

Ein weiterer Punkt, der Schmellers Wörterbuch in gewissem Sinn über Grimms Werk stellt, ist das, daß Jakob Grimm oft sehr terroristisch verfährt, daß der Sprachmeister nicht selten zum Sprachmeisterer wird, indem er in manchen Fällen die letzten Jahrhunderte unserer Schriftsprache und was sie geschaffen, einfach leugnen und streichen will. Indem er mittelalterliche Formen wieder in unsere Sprache einzuführen sucht, thut er der geschichtlichen Entwicklung derselben Gewalt an. Schmeller dagegen beweist in seinem Werke so recht die Wahrheit des Satzes, daß die Sprache selbst lebendige Geschichte ist und daß der Sprachforscher immer von Haus aus Geschichtsforscher sein muß.

Jakob Grimm selbst, dessen edles Herz jedes wahre Verdienst neidlos anerkannte, rühmt die großartige Leistung Schmellers, wie überhaupt vielleicht niemand die Größe Schmellers lebendiger erkannte und dieser Erkenntnis und Bewunderung der Geisteskraft desselben überzeugenderen Ausdruck gegeben hat als er. „Sein bayerisches Wörterbuch, sagt er, ist das beste, das von irgend einem deutschen Dialekt besteht, ein Meisterwerk, ausgezeichnet durch philologischen Scharfsinn wie durch reiche, nach allen Seiten hinströmende Sacherläuterung, ein Muster für alle solche Arbeiten, von dem unwandelbaren Trieb seines emsigen, strebenden Geistes durchdrungen und belebt.“ *) Auch Gegner Schmellers, wie der Bibliothekar Böhmer, der über die Katalogisierung der Manuskripte

---

*) Vergl. Sybels historische Zeitschrift 2. Band. Nachrichten aus der histor. Kommission. Seite 42.

an der Hofbibliothek ein ebenso ungerechtes wie hartes Urteil gefällt hatte, müssen zugestehen, daß Schmellers Werk unübertrefflich ist. So sagt Böhmer, daß „in diesem Wörterbuch die nationalste Wissenschaftsaufgabe für ein Volk, welche die umfassendsten Vorkenntnisse, die reichste Befähigung, die zäheste Ausdauer voraussetzt, in einer Trefflichkeit gelöst ist, wie sie kein anderer deutscher Volksstamm für seine Mundart besitzt."

Auch nach der Vollendung dieses Werkes ruhte Schmellers Sammelfleiß nicht. Die Ränder mehrerer Handexemplare sind mit zahlreichen Nachträgen angefüllt, wie er auch nach besonderem alphabetischen System eine Sammlung von Ergänzungen angelegt hatte. All diese und sonstige zerstreute Notizen, wie auch J. Grimms allerdings nur geringe Randbemerkungen an seinem Handexemplar verwertete der verdienstvolle Sprachforscher Georg Karl Frommann für die zweite Ausgabe des Wörterbuches.*) Besonders hervorzuheben ist bei dieser Arbeit Frommanns das alphabetische Register, welches ein sicherer Führer durch das Wörterbuch ist, an dessen Hand der Laie wie der Fachmann aufs bequemste das da und dort zerstreut oder versteckt Liegende auffinden kann.

Das größte Verdienst Schmellers, das bei seiner Bedeutung die übrigen zurückdrängt und dem oberflächlichen Kritiker die größte Bewunderung abringt, liegt ohne Zweifel in der Erforschung der süddeutschen Mundarten. Sehr bedeutend aber und noch immer zu wenig gewürdigt ist auch sein Verdienst durch die Herausgabe älterer germanischer Sprachdenkmäler.**)

Im Jahre 1830 erfolgte die von verschiedenen Seiten sehnlichst erwartete Herausgabe der altsächsischen Evangeliendichtung. Zum erstenmal erschien hier vollständig unter dem von Schmeller selbst gewählten Titel: Heliand, poema saxonicum seculi noni der Text, soweit er sich in den beiden Handschriften von München und London erhalten hat; zehn Jahre später folgte das mit größtem Fleiß verfaßte Glossar nebst einem Vocabularium latino-saxonicum

*) Der 1. Teil erschien 1872, der zweite 1877 im Verlage von Rudolf Oldenbourg in München.

**) Es mag hier der Wunsch ausgesprochen werden, daß Schmellers kleinere Schriften ähnlich wie die Jakob Grimms bald in einem Sammelwerke erscheinen möchten.

und einer Grammatik der altsächsischen Sprache. Dieses älteste, umfangreichste und bedeutendste Denkmal der altsächsischen Sprache, die Messiade des 9. Jahrhunderts, läßt ahnen, was wir an den zu Grunde gegangenen volkstümlichen Dichtungen verloren haben. Der Verfasser ist unbekannt; nur in des Flacius Illyricus catalogus testium veritatis haben wir eine Nachricht darüber: „Unter Ludwig dem Frommen geschah es durch Gottes wunderbare Fügung, daß allem deutschredenden Volk möglich gemacht wurde, die heilige Schrift zu lesen, die vorher nur den Gelehrten zugänglich gewesen war. Ludwig befahl einem Mann aus dem Volk der Sachsen, der bei den Seinen als Sänger in hohem Ansehen stand, das alte und neue Testament dichterisch zu verdeutschen." Woher diese Nachricht rühre, sagt Flacius nicht. Da nun die Erzählung von Cädmon, dem Dichter der angelsächsischen Paraphrase des alten Testamentes mit der hier mitgeteilten große Ähnlichkeit hat, so spricht Schmeller die Vermutung aus, die, wenn sie sich bewährte, für den geistigen Verkehr des alten Sachsenlandes mit der Kolonie in England höchst bedeutsam wäre, daß nämlich jener Dichter, sei er nun Cädmon gewesen oder ein Unterthan Ludwigs des Frommen, „die ganze heilige Schrift bearbeitet habe," welches Werk dann in die Sprache des Nachbarlandes übertragen worden sei, bei den Sachsen aber nur in der zweiten, bei den Angelsachsen nur in der ersten Hälfte sich erhalten hätte. Da jedoch wieder manches gegen diese Ansicht spricht, so deutet Schmeller noch die Möglichkeit an, es reiche das Gedicht in Karls des Großen Zeit hinauf und rühre von dem Frisen Liudger, dem Schüler Alcuins, her. Für jenes höhere Alter spräche, daß die anlautenden h und w, z. B. hlôt (Loos), hring (Ring), hnîgan (neigen), die schon im Hildebrandslied fehlen, hier trotz mancher sonstigen Verschiedenheit gleichmäßig vorkommen. Er neigt sich deshalb der Anschauung zu, das Werk sei aus den ersten Pflanzschulen, die Karl der Große zur Ausbreitung des Christentums in Sachsen gestiftet hat, hervorgegangen. Endlich stellt er die Vermutung auf, daß mehrere Geistliche an diesem Werke gemeinsam gearbeitet hätten, da häufig die Formel wiederkehre: so gefragn ic (sic fando accepi).

Jakob Grimm begrüßte es als ein wahres Glück, daß die Herausgabe dieser alten Dichtung in Schmellers Hände geraten war, der, sobald er der vorher allen anderen unzugänglichen und verschlossenen Handschrift habhaft geworden, „rüstig und geschickt ans Werk ging und durch dessen Vollbringung seinen trefflichen Beruf, unsere alt-

deutsche Literatur zu fördern, auf das bündigste bestätigte."*) Seit der Auffindung der zweiten Handschrift dieses Sprachdenkmals in Bamberg durch Gerard Gley, einen ausgewanderten lothringischen Geistlichen, in Jahre 1794 war von dem Meininger Bibliothekar Wilhelm Reinwald und von Josef Scherer, dem Vorstand der Staatsbibliothek in München, wohin der Codex inzwischen gelangt war, eine Ausgabe vorbereitet gewesen. Aber beide gaben nur Bruchstücke daraus, bis endlich Schmeller die Handschrift veröffentlichte. Schon Klopstock hatte sich mit dem Gedanken getragen, dieses Gedicht über das Leben und Leiden des Messias herauszugeben und zu übersetzen. Aber er führte diesen Vorsatz nicht aus. Einen großen Gewinn zog nunmehr aus diesem neu eröffneten Denkmal die Kenntnis der altsächsischen Sprache, auf welcher ja das Niederdeutsche ebenso wie die oberdeutschen Mundarten beruhen, sowohl in lexikographischer wie in grammatischer Beziehung.*)

Diese mustergültige und fleißige Arbeit bildete die Grundlage aller nachfolgenden germanistischen Studien Schmellers. Im Jahr 1832 reihte sich an das altsächsische Sprachdenkmal die Herausgabe des ältesten Denkmals hochdeutscher Poesie, dem Schmeller den entsprechenden Titel Muspilli gab. Auch hier fügte er ein sorgfältig gearbeitetes Glossarium bei. Das Verdienst, dieses Denkmal entdeckt zu haben, gebührt Docen, der aber nach seiner Art alles ihm wertvoll Scheinende unter Verschluß hielt, so daß man erst nach seinem Tode das Original, einen früher der St. Emmeramischen Bibliothek in Regensburg angehörigen Pergamentcodex ausfindig machte. Schmeller nun gab den Text heraus, versuchte durch scharfsinnige Combination eine Herstellung des unsicher oder gar nicht Lesbaren und gab sowohl eine Übersetzung des so vervollständigten Textes als auch eine Erklärung einzelner unverständlicher Ausdrücke.

In Verbindung mit den altsächsischen Studien stand der im Jahre 1839 in der Akademie der Wissenschaften gehaltene Vortrag „über den Versbau in der alliterierenden Poesie."***) Da in „Heliand" sich die Alliteration, der Grundpfeiler, auf den

---

*) Vergl. Grimms kleinere Schriften 5 Bd. S. 104 ff.

**) Näheres darüber bei J. Grimm, Kleinere Schriften. 5. Bd. S. 106 ff.

***) Vgl. Denkschriften der bayer. Akad. d. Wiss. Bd. XXI. Abhdlg. der philos.-philol. Klasse, Bd. IV, Abt. 1.

die ganze äußere Form der Poesie unserer Voreltern gebaut war, noch in ihrer vollen Reinheit zeigt, bemüht er sich, die Normen herauszufinden, die dem Verfasser oder den Verfassern vorgeschwebt haben müssen bei ihrer Absicht, es in so viele zum Absingen oder Recitieren nach einer allgemeiner bekannten Weise geeignete, sich schon für das Ohr von einander ablösende Gliederungen zu bringen.

Es bildet diese Abhandlung, die voll tiefer Einsicht in die Sprache und Dichtweisen unserer Vorfahren ist, den Schluß seiner auf Heliand sich beziehenden Arbeiten. Eine andere mit Heliand inhaltlich zusammenstimmende, gewöhnlich unter dem Namen Tatians genannte Evangelienharmonie, die aus dem Lateinischen des Ammonius Alexandrinus ins Althochdeutsche übersetzt ist, veröffentlichte Schmeller 1841 zum erstenmale vollständig und kritisch.*) Joh. Phil. Palthen hatte zwar diese ahd. Übersetzung, die aus dem Nachlaß des Franziskus Junius auf die Bodley'sche Bibliothek in Oxford gekommen war, schon im Jahre 1706 und einige Jahre später Georg Scherz, der Schüler von Johannes Schilter, im Thesaurus herausgegeben; beide Veröffentlichungen aber waren höchst ungenau und voller beträchtlicher Lücken.

Ins Jahr 1838 fällt die in Gemeinschaft mit Jakob Grimm veranstaltete Herausgabe der „Lateinischen Gedichte des X. und XI. Jahrhunderts Waltharius, Ruodlieb und Ecbasis captivi“, von denen Schmeller die Bruchstücke des Ruodlieb angehören. Diese Dichtungen, in denen Gegenstände des deutschen Volksgesangs, alte heimische Sagen und wirkliche Ereignisse aus der nächsten Vergangenheit meist von Geistlichen lateinisch bearbeitet sind, haben deshalb einen großen Wert für die deutsche Literatur, weil sie vielfach zur Vermittlung zwischen der absterbenden althochdeutschen und der aufblühenden mittelhochdeutschen Poesie gedient haben und weil sie eine Lücke selbst in der einheimischen Poesie wesentlich ausfüllen, indem sich ihr Inhalt auf die deutschen Heldensagen bezieht; man kann sagen, daß diese mittellateinischen Dichtungen neben unseren vaterländischen „wie ein Kanal zur Seite eines natürlichen Flußbettes“ laufen. Die von Schmeller herausgegebenen Bruchstücke, die durch später gefundene Fragmente von ihm ergänzt wurden, stammen aus dem bayerischen Kloster Tegernsee und sind wahrscheinlich von dem jungen Mönch Fromund in gewöhnlichen

---

*) Ammonii Alexandrini quae et Tatiani dicitur Harmonia Evangeliorum. Viennae 1841.

leoninischen Hexametern gedichtet. Benannt ist diese Dichtung nach dem Helden Ruodlieb, der uns in der Dichtung als „höfischer Ritter und als lebhafter Geist" entgegentritt. Daß es kein gewöhnliches Talent ist, welches sich in dieser Dichtung allenthalben kund gibt, hat Schmeller zuerst mit scharfem Blicke erkannt, nicht minder jedoch, welch großen Wert dieses Gedicht für Aufklärung der Sitten und Gebräuche unseres Altertums hat und welcher Gewinn sich daraus für die Kenntnis der älteren Mythen und Sagen ergibt.

Auch auf die Wichtigkeit dieses Gedichtes hinsichtlich der Form und Sprache hat Schmeller mit Scharfsinn hingewiesen. Die leoninischen, also freigereimten Hexameter, in denen Ruodlieb geschrieben ist, wie auch die dem metrischen Bedürfnis angepaßten, entweder willkürlich umgemodelten oder aus dem Griechischen geholten Ausdrücke der lingua franca des Mittelalters warfen manch helles Licht auf die Sprache jener Zeit. Die Konjekturen, die Schmeller in dieser Ausgabe machte, gelten geradezu als mustergiltig.

In einer Sitzung der Akademie der Wissenschaften berichtete er im Jahre 1841 „über eine lateinische Bearbeitung des Schwabenspiegels" durch Oswald von Anhausen aus dem Jahre 1356. Man hatte bis dahin eine französische aus dem 14. Jahrhundert und eine böhmische, aber keine lateinische gekannt. Diese von Schmeller aufgefundene, in 3 Handschriften auf der Münchener Bibliothek vorhandene lateinische Übersetzung bildet eine Art von Breviarium, indem sie von den minder wichtigen Artikeln auszugsweise nur das Wesentliche gibt.

1842 gab Schmeller abermals ein lateinisches Gedicht des Mittelalters heraus: Gregorius Peccator, das in 453 Hexametern die Sage von Gregorius auf dem Stein erzählt.*)

Von nicht geringer Bedeutung für die deutsche Literatur ist ferner das von Schmeller im Jahre 1844 zum ersten Male herausgegebene mittelhochdeutsche Gedicht von Albertus, wahrscheinlich einem um 1200 lebenden Benediktinermönch zu St. Stephan in Augsburg, in welchem das Leben des Bischofs von Augsburg, des auch in manche Sage des späteren Mittelalters verflochtenen heiligen Ulrich, aus dem Geschlechte der Grafen von Kyburg, in kurzen Reimpaaren dargestellt ist. Der Wert von Albertus' Dichtung liegt weniger in ihr selber als viel-

*) Vergl. Haupt, Zeitschrift für deutsche Altertümer. 1842 Band 2. S. 486—500.

mehr in der Zeit, der sie angehört. Sie ist eine der wenigen auf uns gekommenen früheren Versuche in einer vaterländischen Kunst, in welcher es erst Wolfram von Eschenbach, Walter von der Vogelweide, Gottfried von Straßburg u. a. zur Meisterschaft gebracht haben. Dadurch erhält diese Arbeit Albertus' eine hohe Bedeutung für die Geschichte der deutschen Sprache und Dichtkunst. Auffallend ist dabei, daß sich der Dichter zur Darstellung der Vokale der verschiedensten Zeichen bedient, so hat er allein für den E-Laut nicht weniger als 14 verschiedene Zeichen. Er wollte dadurch die Quantität und die Aussprache fixieren. Schmeller gab zum Texte, der in einer von Docen aufgefundenen, aber lange unter Verschluß gehaltenen Münchener Handschrift vorlag, noch den um 1030 gefertigten lateinischen Text von Berno, einem Abte von Reichenau. Es muß auffallen, daß diese mittelhochdeutsche Dichtung in unseren Literaturgeschichten fast nicht gewürdigt ist. —

Wenn wir von den lateinischen Dichtungen des 10. und 11. Jahrhunderts sagen müssen, daß sie einen nicht unansehnlichen Teil unseres Vatergutes ausmachen und als Hinterlassenschaft zu betrachten sind, die trotz der entlehnten Sprache nicht minder treue Kunde von der Ahnen Art zu denken und zu fühlen gibt; so gilt das gleiche auch von den lateinischen, übrigens auch mit deutschen untermischten Liedern und Gedichten einer Handschrift des 13. Jahrhunders aus dem oberbayerischen Kloster Benediktbeuern. Auch sie singen von Lenz und Liebe, sie sind Minnelieder, nur nicht in der Sprache der gewöhnlichen Laien, sondern in jener der Gebildeteren, die damals in der Regel Clerici teils waren teils genannt wurden. Es sind dies die von Schmeller im Jahre 1847 veröffentlichten „Carmina burana“, Dichtungsblüten, die, so verschieden sie an innerem Wert, an Farbe und Duft sind, einen eigentümlichen Reiz haben, indem sie lebendiges Zeugnis geben von der Weise, in der man vor einem halben Jahrtausend klagend oder jubelnd sich ausgesprochen hat über Gefühle und Empfindungen, über Leiden und Freuden. Sehr wahrscheinlich ist die ausgesprochene Vermutung, daß wir in diesen Liedern, in denen vorzugsweise über zarte Verhältnisse von Schülern und Clerici gescherzt wird, Grundlagen oder Vorbilder des deutschen kunstmäßigen Minnegesangs zu erkennen haben.

Nach Veröffentlichung eines lateinischen Briefes des Stifters der nominalistischen Richtung in der Philosophie, des Roscellinus an Abälard aus einer Münchener Handschrift des 13. Jahrhunderts —

auch hiebei zeigte sich sein Scharfsinn, indem er aus einem in einer Pariser Handschrift enthaltenen Brief Roscellins auf den Schreiber und Adressaten dieses Briefes untrügliche Schlüsse zieht — gab er endlich im Jahre 1850 ein sehr schwieriges Gedicht aus dem 14. Jahrhundert heraus, die Jagd des Hadamar von Laber, eines didaktischen Dichters aus dem ritterlichen Geschlechte der Herren von Laber, einem Bergschlosse mit einem Flecken bei Regensburg.*) Wichtig ist dieses Gedicht, einmal weil es einer Zeit angehört, die gewöhnlich als der Verfall der Poesie bezeichnet wird, und dann weil die Art der Allegorie, in welcher es durchgeführt ist — Hadamar von Laber stellt sich als Jäger dar und zwar wie er mit seinem Herzen als Hund das edle Wild, die Geliebte, verfolgt — obschon damals auch bei andern Nationen beliebt, höchst originell ist. Von diesem Carmen erotico-venatorium hatte schon der Straßburger Lexikograph Scherz in seinem altdeutschen Glossar gelegenheitlich gesprochen, die Bedeutung desselben für die deutsche Literatur aber hat zuerst voll und ganz Schmeller erkannt. Gervinus urteilt über dieses Werk**): Unter einem eintönigen Fluß des Ganzen ziehen uns dagegen die überraschendsten Bilder und Gleichnisse an, eine ganz neue Art der Weiberachtung und Vergötterung, liebliche, gemütvolle Züge, wie sie nur das Volkslied hat, vortreffliche Blicke in die Natur der Liebe und des menschlichen Gemüts und vorwaltend jener Zug des liebenden Herzens zu der äußeren Natur.“ Gervinius hätte noch hinzufügen können, daß uns auch die Gelenkigkeit der Sprache und Verse, sowie namentlich die reiche Bildersprache zur Bewunderung hinreißt. Schmeller setzt die Dichtung in die ersten Jahrzehnte des 14. Jahrhunderts. Der Inhalt ist nach Schmeller etwa: Ein Lieb sich zu suchen, reitet eines Morgens der Minnejäger aus, seinem Herzen folgend, das ihn auf eine Spur bringen soll. Außer diesem personifizierten Herzen sind mit ihm, von seinen Knechten geführt, die Hunde „Gelücke, Lust, Liebe, Genâde, Fröude, Wille, Wunne, Trost, Stäte, Triuwe, Harre, neben welchen im weiteren Verlauf allerlei andere ähnlich personifizierte oder vielmehr canificierte Jagdgesellen sowohl guter als schlimmer Art eine Rolle spielen. Bei einem erfahrenen Waidmann, dem ersten, der ihm begegnet, erholt er sich Rats über sein Beginnen. Das Herz findet eine Fährte. Die

---

*) Veröffentlicht in der Bibliothek des literar. Vereins in Stuttgart. XX. 1850.

**) Gervinus, Gesch. d. deutschen Nationalliteratur. II, 226.

Spur ist die eines hohen, preiswürdigen Wildes. Demselben nahe gekommen, entrinnt dem Jäger das Herz und wird vom Wilde verwundet. Es zeigen sich Wölfe (= auflauernde Angeber). Von seinen Hunden verlassen und, weil sein Pferd ein Eisen verloren, zu Fuß laufend, begegnet er einem zweiten Waidmann, einem ehrenhaften Greise, mit dem ein langes Gespräch geführt wird, während Wille, Stäte und Triuwe, das wunde Herz voran, das edle Wild verfolgen, bis es endlich mit Wunne und Fröude von unserem Jäger erreicht wird. Wie bezaubert steht er vor demselben und erdreistet sich nicht, Enden auf dasselbe zu lassen. Da bringen die Wölfe alle Hunde zur Flucht, das Wild entrinnt in des Herrn Wildbann. Der blöde Jäger muß von der Fährte lassen. Sein Herz ist nur noch tiefer verwundet. Abermalige Begegnung mit einem dritten in Sachen der Minne weniger blöden Waidmann, zu dem sich ein vierter gesellt. Aber trotzdem verläßt ihn die Hoffnung nicht, treues Ausharren (harre) werde das hohe Wild denn doch endlich gewinnen helfen." — Die Geschichte ist nicht abgeschlossen. Der Anhang: der Minnenden Zwist und Versöhnung, der sich auf ein späteres Begebnis zwischen den Vermählten bezieht, gibt uns jedoch den Schlüssel zur Lösung.

4) Die geschichtlichen Forschungen.

Schmeller hat sich übrigens nicht bloß auf dem Gebiete der Mundartforschung und als germanistischer Sprachforscher unsterblichen Ruhm erworben, von Bedeutung sind auch seine Verdienste auf dem Gebiete der Geschichtsforschung und zwar sowohl der allgemeinen als der bayerischen Geschichte.

Besonders bemerkenswert ist dabei der Umstand, daß er, was in jener Zeit so selten geschah, sich auch außereuropäischer Geschichte zuwandte. So erschien im Jahre 1828 eine Abhandlung „über die Ureinwohner Perus unter spanischer Herrschaft.*) Gestützt auf die Berichte der spanischen Admirale Don Jorge Juan und Don Antonio de Ulloa und des Intendanten Don Demetrio O' Higgin gibt Schmeller hierin als Gründe für das so auffallend rasche Aussterben der im Jahre 1796 noch 608 899 zählenden Peru-Indianer

*) Ausland 1828. Nr. 330—333.

an: eine zu hohe Kopfsteuer, sodann das System der Repartimiento's, d. h. der von den Verwaltungsbehörden ausgehenden Verteiluugen nicht bloß von Vieh, Geräten und Werkzeugen, sondern auch von Kleidungs- und Luxusartikeln, die von den Eingeborenen ohne Widerrede zum verlangten Preis angenommen werden mußten, und endlich die Mita, d. i eine nach dem Loose vorgenommene Aushebung von so viel Einwohnern, als zu öffentlichen Arbeiten gebraucht wurden (ähnlich unserer früheren Frohne.)

Äußerst schätzbar für die Geschichte Griechenlands sind die sehr wichtigen „Urkunden zur Geschichte Griechenlands im Mittelalter", die er aus der Münchener Bibliothek den minder wichtigen 7 Urkunden des Dr. Roß beifügte. Roß hatte während seiner Reise in Griechenland stets sein Augenmerk auf die Auffindung solcher Dokumente und Geschichtsquellen des Mittelalters gerichtet, aber jene wenigen Urkunden waren fast der ganze Gewinn seiner mehrjährigen Bemühungen. Unter den von Schmeller gemachten Mitteilungen hat besonders ein lateinisches Diplom vom Jahre 1275, die Insel Negroponte und ihre veronesischen Dynastien Dalle Carceri betreffend, hohes Interesse,*) zumal da dadurch Roß sich zu erneuter Nachforschung veranlaßt sah, deren Resultat auch die Auffindung einer Art von Chronik war, in der die Geschichte des obengenannten Dynastenhauses abschließt durch die Ermordung des Niklas de la Carcere, des neunten Herzogs des ägäischen Meeres, im Jahre 1401, eine Geschichte, die Stoff zu einer Tragödie böte.

Das 400jährige Jubiläum der Buchdruckerkunst im Jahre 1842 gibt Schmeller Anlaß, über die Geschichte der „Kalender" eine eingehende Studie zu veröffentlichen.**) Im Jahre 1843 gibt er sodann Bericht über ein amerikanisches Bauwerk, die sogenannte „Steinmühle" bei Newport auf Rhode-Island, dem Winland der alten Normannen, das er, sich anlehnend an die Ausführung des dänischen Etatsrats Rafn als ein Überbleibsel aus der Zeit der Niederlassung europäischer Nordländer in diesem längst vor Columbus durch sie entdeckten Weltteile nachzuweisen bemüht. Die Ruinen dieses altertümlichen Bauwerkes deuten hinsichtlich des Stils und anderer Merkmale

*) cf. Abhandlg. der 1. Klasse d. Akad. d Wissensch. Th. II Abt. 1 und Gelehrte Anzeigen 1838. Bd. 6 Nr. 97.

**) Kalender für 1842, herausg. von Hermann, Seite 31—36.

darauf hin, daß dasselbe bestimmt nicht später als im 12. Jahrhundert aufgeführt ist.

Welche Bedeutung handschriftliche oder handgezeichnete Karten für die Geschichte der Vergangenheit haben, braucht hier nicht erörtert zu werden. Sie geben ja übersichtlicher, als dies durch Bücher geschehen kann, den Stand des geographischen Wissens je ihres Zeitraums an. Besonders anziehend sind solche Karten in Ansehung jener Epoche, in der früher unberührte Küsten bekannt und ein neuer Weltteil entdeckt worden, um die Instanzen zu erfolgen, in denen das völlige Nichtwissen, dann das Raten und Vermuten einem bestimmten Wissen Platz gemacht hat. Über die in der Münchener Bibliothek vorhandenen hat Schmeller im gleichen Jahre in der Akademie der Wissenschaften eingehenden Bericht erstattet. Unter den dort angeführten 6 Karten, beziehungsweise Atlanten ist am interessantesten die aus der Zeit 1450--1492 stammende, Europa und Teile von Asien und Afrika darstellend; von letzterem Erdteile ist die nördliche und ein Teil der Westküste, dabei Angra de Ruyonos, Punta de Medon, 7 Montes angegeben. Auch 2 lateinische Briefe, aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts, die sich auf die geographischen Entdeckungen des 15. und 16. Jahrhunderts beziehen, veröffentlichte Schmeller.*) Beide befinden sich in einer Tegernseeer Handschrift (Cod. Teg. 695.) Der eine ist eine Art Auszug aus dem schon im Jahre 1524 gedruckten Berichte des Ferdinand Cortez, den andern hält Schmeller für einen Brief des ersten Weltumseglers, den derselbe an seinen König gerichtet hatte. Zu bedauern ist, daß Schmeller nicht auch das in der Münchener Bibliothek befindliche Original eines englischen Schiffstagebuches über die 3. Reise des zum Wohlthäter der europäischen Menschheit gewordenen Sir Francis Drake von 1595—1596 veröffentlicht hat.

Dem gleichen Jahre 1843 gehört eine Abhandlung an über „Raphael Sanzio als Architekten"**) auf Grund einiger Handschriften der Münchener Bibliothek. Sehr merkwürdig ist dabei ein Brief von Raphael selbst an den Papst. Er beginnt mit einer Klage über die Zerstörung des antiken Roms, enthält dann eine Übersicht der Eigentümlichkeiten der Monumente ver-

*) Abhandlungen d. b. Akad. der Wissensch. Band IV. Abt. I.

**) Gelehrte Anzeigen 1844, Band XVIII, Nr. 43 und Abhandlungen d. philos.-philol. Klasse, Band IV, Abt. I (XXI. Band der Denkschriften).

schiedener Zeitalter und schließt mit einer angelegentlichen Bitte für die Erhaltung der antiken Monumente.

Für die Kulturgeschichte des 15. Jahrhunderts höchst wichtig ist sodann die von Schmeller im Jahre 1840 in der Akademie der Wissenschaften besprochene und im Jahre 1844 herausgegebene „Reise des böhmischen Herrn Leo's von Rozmital durch die Abendlande 1465—1467", lateinisch beschrieben von zweien seiner Begleiter und zwar von einem Böhmen Schaschko (böhmisch vermutlich Sasek) und von einem Nürnberger Tacelius a Graffenberg, in welchem Schmeller einen Gabriel Tetzel aus Gräfenberg erkannte.

Unter den älteren Berichten über Reisen durch Europa, die ein gut Teil Material für die Geschichtschreibung sind, ist die genannte eine der merkwürdigeren. Dazu kommt, daß Leo von Rozmital ein Schwager des damals hart bedrängten, vom Papste Pius II. für einen Ketzer erklärten und zu persönlicher Verantwortung nach Rom vorgeladenen Böhmenkönigs Georg (von Podiebrad), und sehr wahrscheinlich mit Aufträgen politischer Natur an die verschiedenen Höfe in Deutschland, Burgund, England, Frankreich, Spanien, Portugal und Italien betraut war, als die Zusammensetzung und die ganze Haltnng seines Gefolges, das sich mit den Aufgaben frommer Pilger auch Schaustellungen des erlöschenden Rittertums angelegen sein ließ, wie weiland die Amadisse und kurz vorher der Steyrer Ulrich von Lichtenstein ausgezogen waren, um durch kühnes Lanzenbrechen ritterlichen Preis zu gewinnen. Nicht minder bedeutend ist dieses Werk durch die Schilderung der Länder, durch welche der abenteuerliche Zug seinen Weg genommen. Des Böhmen Schaschek Bericht selbst ist verloren gegangen, allein es ist derselbe in einer lateinischen Übersetzung bewahrt, die 100 Jahre nach der Reise der Bischof zu Olmütz, Stanislaus Pawlowski, herausgegeben hat. Daneben ist aber ein deutscher Bericht von Gabriel Tetzel von Wichtigkeit, in welchem von ihm über alles, was er in fremden Landen gesehen, gemütlich Mitteilung gemacht wird. Es ist anziehend zu vergleichen, was vorzugsweise der Böhme, was der Deutsche bemerkenswert gefunden, wie manchmal dieselbe Sache von jedem unter anderem Lichte aufgefaßt ist und wie sie sich wechselsweise teils ergänzen, teils berichtigen. Auch für die Geschichte der älteren Sprache ist aus des Nürnbergers kunstloser Darstellung Gewinn zu ziehen.

Auf die großen geographischen Entdeckungen des 15. Jahr-

hunderts bezieht sich eine von Schmeller im Jahre 1846 veröffentlichte Abhandlung „über Valentin Fernandez Alemão und dessen Sammlung von Nachrichten über die Entdeckungen und Besitzungen der Portugiesen in Afrika und Asien bis zum Jahre 1508.“ Es ist diese Publikation gewissermaßen eine Fortsetzung der Notizen, die Schmeller das Jahr vorher über ältere Seekarten gegeben hatte, und enthält einen nicht unbedeutenden Abschnitt der Kolonisationsbestrebungen der Deutschen in Amerika, allerdings unter spanischer Führung. Mit großem Scharfsinn bespricht Schmeller die Berichte über die „Entdeckung von Guinea“, über die „canarischen Inseln“, über „die Guinea-Inseln Sam Thomé und Anno bom“, über die Insel Arguim und das benachbarte Festland von Afrika.*)

Es ist ein großes Verdienst Schmellers, auf diese für die Geschichte geographischen und naturhistorischen Wissens bedeutsame Handschrift aufmerksam gemacht zu haben.

Im Jahre 1847 endlich schrieb er für die Geschichte des römischen Denkmals in Igel bei Trier wichtige Notizen. Er veröffentlichte zwei ältere Beschreibungen dieses Denkmals, die wahrscheinlich schon dem Anfang des 16. Jahrhunderts angehören, sowie eine aus gleicher Zeit stammende Handzeichnung, unter den bis jetzt bekannten wahrscheinlich die älteste Abbildung dieses berühmten Denkmals.

Von nicht geringerem Werte als diese mehr in die allgemeine Geschichte und Altertumskunde einschlägigen Werke sind seine Beiträge zur bayerischen Geschichte. Welchen Wert Schmeller der Heimatsgeschichte beilegt, gibt er zu wiederholten Malen in seinen Werken und Abhandlungen zu erkennen. „Auch das, sagt er in seiner Antrittsrede ‘über das Studium der altdeutschen Sprache und ihrer Denkmäler’, was nicht eben zu jenem Großartigen aller Orte und Zeiten gehört, das durch sich selbst unser Staunen oder Entsetzen, unsere Teilnahme, Bewunderung oder Nacheiferung in Anspruch zu nehmen vermag, kann uns dadurch, daß es uns durch irgend eine ursächliche oder auch bloß zeitliche Folge auf irgend eine Weise in der Gegenwart erreicht oder berührt, um nichts minder unserer ganzen Aufmerksamkeik würdig erscheinen ... Manchem unter uns wird eine Anekdote aus

---

*) Es verdiente diese Handschrift (Cod. hisp. 27), früher im Besitz des berühmten Conrad Peutinger in Augsburg, gerade jetzt, wo ein Neudeutschland im Westen Afrikas erstehen soll, publiciert zu werden.

dem Leben seines Urgroßvaters wichtiger sein als das Leben einer ganzen Reihe chinesischer oder mexicanischer Kaiser, manchem die Umstände, unter denen sein väterliches Haus, sein Dorf, seine Stadt angelegt, interessanter, als die, welche die Gründung des babylonischen Reiches begleitet haben. Und wahrlich nicht mit Unrecht. Denn die wohlverstandenen Beziehungen, die jeder auf sein Ich macht, sind der letzte Grund all der schönen Gefühle, dir wir als persönliche, als Familien-, als Vaterlands-Liebe und -Ehre so hoch zu halten gewohnt sind. Diese subjektiv Wichtigkeit ist es, welche uns die Geschichte des eigenen Vaterlandes, wäre sie auch ärmer an objektiv-wichtigen Momenten, dennoch so nahe stellt, wie keine andere, ja sie uns zum wahren Bedürfnisse macht." Auch die kleinsten auf die heimatliche Geschichte sich beziehenden Arbeiten zeichnen sich durch Gründlichkeit der Forschung und durch Gediegenheit der Darstellung aus. Mochte er über die im Jahre 1705 bei Sendling gefallenen Bauern oder über Ausgrabungen sogenannter Römerhügel*), über „Meister Chunrad von Meyenberg, den Domherrn zu Regensburg im 14. Jahrhundert" oder über „die Verpfändung der Churmark Brandenburg an den Burggrafen Friedrich von Zollern," über „München vor dem 30jährigen Kriege"**) oder über einen „Münchener Krawall gegen die Juden im 14. Jahrhundert," über „bayrische Auswanderer nach Oberitalien im Jahre 1053 oder über die k. Hof- und Staatsbibliothek in München schreiben: niemals verleugnet er den gewissenhaften Forscher und den treu an seinem Vaterlande hängenden Patrioten.

Zu den Perlen unserer historischen Literatur zählt die akademische Festrede: „München unter der Vierherzog-Regierung 1397 bis 1403," die Schmeller im Jahre 1833 hielt und der er im Jahre 1846 einen Nachtrag folgen ließ über „Jörg Katzmair's, Bürgermeisters der Stadt München, Denkschrift über die Unruhen daselbst in den Jahren 1397—1403," in welchem er die in jener Abhandlung bloß auszugsweise gegebenen Aufzeichnungen des Münchner Bürgermeisters ihrem ganzen Inhalte nach veröffentlichte. Eine

*) cf. Jahresbericht d. Akad. d. Wissensch. 1831—1833. S. 56.

**) cf. Kalender auf das Jahr 1843, herausgegeben von Hofrat Dr. Hermann pag. 85—87.

der merkwürdigsten Epochen der vaterländischen Geschichte hat er hiemit zum Gegenstand seiner Abhandlung gemacht. Es ist die unruhige Zeit, in der nach dem Tode von Ludwigs des Baiern Sohne Stephan mit der Hafte (1375) dessen 3 Söhne das Land teilten, indem Friedrich Landshut, Stephan der Kneußel Ingolstadt, und München Johann erhielt. Im Jahre 1395 hatten die beiden letzteren, denen das Obere Land Bayern zugeteilt worden war, diese Teilung wieder aufgehoben, so daß München nicht mehr und nicht minder dem Herzog Stephan und seinem Sohne Ludwig dem Gebarteten, als Ingolstadt dem Herzog Johann und dessen beiden Söhnen Ernst und Wilhelm angehörte. Nach dem Tode Johanns (1397) erhob sich zwischen den letztgenannten vier Herzögen, sowie zwischen diesen und der Bürgerschaft Münchens, die für ihre Privelegien eintrat, ein harter Strauß.

Diese Denkschrift Katzmairs, in den merkwürdigen Scheidejahren des 14. und 15. Jahrhunderts verfaßt, wirft auf einen wichtigen Zeitpunkt in der Geschichte Bayerns und besonders seiner Hauptstadt ein helles Licht. Es ist vor allem auch geeignet, den inneren Zustand des damaligen städtischen Gemeinwesens und das Treiben einer deutschen Stadtrepublik in jener Zeit zur Anschauung zu bringen und zugleich als ein Muster kunstloser deutscher Prosa des angehenden 15. Jahrhunderts, wie sie der Feder eines schlichten Bürgers von München gerecht war, zu dienen.

Wie er über Glucks Geburtsort und Geburtsjahr einige anregende Notizen veröffentlichte*), so schrieb er eingehend über Wolframs von Eschenbach Heimat, Grab und Wappen**). Aus Andeutungen in den Werken Wolframs selbst, sowie besonders aus einem Document des 15. Jahrhunderts, einem gereimten Sendbriefe, im Jahr 1452 an Frau Mechthild, des Pfalzgrafen Friedrichs Schwesters, gerichtet von einem bayerischen Ritter Jakob Pütrich von Reichertshausen, folgerte Schmeller, daß nicht die Orte Eschenbach in der Schweiz, wofür Bodmer und Johannes Müller eingetreten waren, noch Windisch-Eschenbach im Landgerichte Türschenreut noch bei Thumbach noch bei Heilsbronn die Geburtsstätte Wolframs enthalten, sondern daß in Eschenbach in Mittelfranken bei „Pleienfelden“ der Geburtsort des großen Dichters zu suchen sei.

*) Bayer. Blätter, Nr. 21. 1832. pag. 168.
**) Abhandlung der philos.-philol. Kl. d. Akad. d. W. Bd. II. Abt. I. 1837.

Unter den sich auf Bayern beziehenden historischen Arbeiten ist endlich noch besonders hervorzuheben die Schrift über „die Entstehung des Klosters Waldsassen"*). Aus einer Münchener Handschrift (Cod. lat. n. 1091) veröffentlichte er einen nicht minder für die Geschichte dieses ansehnlichen Stiftes und vieler Ortschaften seines Umkreises als für die Sprache und das poetische Können des 14. Jahrhunderts wichtige deutsche Reime. Der Sprache nach können sie allerdings nur als ein poetischer Versuch des Abtes Johann IV., Grübel (1329—1339) angesehen werden. Immerhin aber ist diese Dichtung auch als eines der in Hinsicht auf Ort und Zeit seltenen Sprachdenkmäler von Bedeutung. —

Wenn uns in diesen Abhandlungen mehr der Dunsthauch der Bibliothekräume umweht, wenn wir hier mehr den gelehrten Forscher in seinem Arbeitszimmer belauscht haben, so weht uns ein frischer, kräftigender Lufthauch entgegen aus den musterhaften biographischen Skizzen über Bernhard Jos. Docen**), über Jos. Scherer***), über Franz Eduard Desberger†), ja auch aus dem Nekrolog auf seinen Stiefsohn, den Ministerialrat Franz von Paula Auer††). Aus allen diesen Biographien spricht deutlich die Gesinnung Schmellers gegen die dort Geschilderten heraus, namentlich sind es die drei letzteren, in denen sein warmes, fühlendes Herz in den edelsten Ergüssen sich kundgibt.

5) Seine kritischen und seine letzten mundartlichen Arbeiten.

Wie kaum ein anderer war Schmeller mit dem ganzen Rüstzeug versehen, das nötig ist, um über die literarischen Erscheinungen auf den verschiedensten und heterogensten Gebieten nicht nur Bericht zu erstatten, sondern auch durch eine in das Wesen des betreffenden Gebiets dringende Kritik die richtigen Winke zu geben und gleichsam

*) cf. Verhandlungen des histor. Vereins von Oberpfalz und Regensburg 1846. 10. Band; auch separat abgedruckt.

**) Inland 1829, Nr. 110 112.

***) Molls Mitteilungen 4 Abt. 1835, pag 1166 ff. u. Gelehrte Anz. 1842. S. 80 - 82.

†) Kunst und Gewerbeblatt f. Bayern 1843. Spalte 591 604, abgedruckt in Voigts Nekrolog der Deutschen. Jahrg. 1843. S 474—483.

††) XI Jahresbericht des histor. Vereins v. u. f. Oberbayern. München 1849.

von hoher Warte aus dem literarischen Schaffen Richtung und Wege zu zeigen. Vor allem unterstützte ihn hiebei seine immense Sprachkenntnis, die sich über alle germanischen und romanischen Sprachen, ja auch über die Hauptsprachen des slavischen Stammes und ihrer älteren Dialekte erstreckte; auch Sanskrit hatte er mit Erfolg betrieben. Er sprach und schrieb englisch, französisch, spanisch, italienisch, schwedisch mit gleicher Leichtigkeit.

Bei seinen kritischen Arbeiten ist ein unermüdetes Spüren und Suchen, ein Ausgreifen nach allen Richtungen überall bemerkbar. Werke, die aus dem Chinesischen und Armenischen übersetzt waren — die Sprache der Albanesen oder Schkipetaren — Übersicht über die Arbeiten der dänischen Gesellschaft der Wissenschaften — der Appenzeller Sprachschatz — die nordische Altertumskunde — Isländische Gedichte — Slavische Sprachkarte — über alte böhmische und mährische Denkmäler — die deutschen Kolonien in Piemont — über die Herkunft der Bayern — über Wesen und Wert des wechselseitigen Unterrichts — über die Deutschen und die Nachbarstämme ꝛc. — dies alles findet sich bunt gemischt unter seinen zahlreichen Kritiken.*) Immer aber ist unverkennbar, daß er in den einzelnen Gebieten bestimmte Prinzipien sucht, daß er auf allen Seiten nach empirischer Anregung ausgeht und recht viel Stoff an sich heranzuziehen strebt, um ihn in sich aufzunehmen und ihn zu neuen Ideen umzusetzen. Der eigentlichen Recensionen, die beim allernächsten Gegenstande bleiben, wurden mit der Zeit immer weniger; gegenüber den grundlegenden Fragen trat das Interesse an den einzelnen Werken in den Hintergrund. So faßte Schmeller die Beurteilung erscheinender Literatur produkte auf; und in Wahrheit, nur eine solche Kritik ist dem produktiven Schaffen ebenbürtig. —

Nachdem wir der wissenschaftlichen und kritischen Forschung Schmellers auf manchem entlegenen Wege gefolgt sind, sei es vergönnt, in jene Pfade wieder einzulenken, auf denen sich sein Geist mit Vorliebe bewegte. Es ist das Gebiet der Mundartforschung. Schmeller aber blieb nicht bei den Dialekten seines Heimatlandes stehen, er folgte einem innern Drange, der ihn zweimal (1833 und 1844) in die venetianischen Alpen zwischen der Etsch und der Brenta zu der Sprachinsel der sogenannten Cimbern, die mitten

---

*) Diese kritischen Arbeiten sind aufgezählt bei Föringer, Lebensskizze Schmellers S. 42 55.

unter italienischer Bevölkerung auf meist unfruchtbaren Gebirgen germanische Sprache und Sitten getreu bewahrt haben, führte, um „das cimbrische Dunkel, das aus Urkunden italienischer Gelehrten über die Herkunft der Bevölkerung dieser Hochthäler, der Sette und Tredeci Communi, sich dicht gelagert hatte, zuerst durch den Vollbesitz seiner sprachlichen und mundartlichen Kenntnisse wohl für immer zu verscheuchen und helleres Licht über deren Abstammung aus ihrer Sprache zu verbreiten. Wir müssen es uns versagen, ihn auf diesen beiden Reisen an der Hand der Notizen in seinen Tagebüchern zu begleiten; einzelnes hat bereits — aus anderer Quelle schöpfend — Jos. Bergmann in der Einleitung zu Schmellers „cimbrischem Wörterbuch" beigebracht. Schon im Jahre 1811 hatte er, wie wir früher bemerkten (S. 51) in Zschokke's „Miscellen für die neueste Weltkunde (Aarau 1811) „über die Deutschen auf den Bergen von Verona und Vicenza" geschrieben. Im Jahre 1834 nun gab er in der Akademie der Wissenschaften einen Bericht nicht nur über seine erste Reise, sondern auch über die wissenschaftlichen Resultate derselben. Als Frucht der Reise hatte er viele Schrift- nnd Druckstücke mitgebracht, die er nebst den eigenen Beobachtungen für die Abfassung einer Grammatik und eines Wörterbuchs dieser Mundarten verwertete. Die cimbrische Grammatik veröffentlichte er bereits damals*), das Wörterbuch aber, das druckfertig vorlag, erschien erst nach Schmellers Tod, von Jos. Bergmann mit vielen Bereicherungen und Zusätzen 1854 herausgegeben. Das Endergebnis dieser Untersuchungen war, daß die Bewohnung dieses Alpenstriches nicht auf einmal, wie man früher annahm, sondern nach und nach, und nicht allein aus Tirol und dem fernen Norden, sondern auch aus dem Brenta-Thale und vom Südabhange des Gebirges von Breganza her erfolgte. Vorher war alles romanisiert gewesen. Es bildete sich durch die Vermengung der frühern italienischen Bevölkerung mit der eingewanderten deutschen eine „Mischlings-Bevölkerung" mit einer eigenen Mundart, die der Süddeutschen und überwiegend der tyrolisch-bayrischen mit anderweitiger Beimischung angehört. So war durch Schmellers sorgfältigste Untersuchung an Ort und Stelle und durch seine umfassende Kenntnis der ganzen einschlägigen Literatur zum erstenmal eine wissenschaftlich probehaltige Darstellung jener merkwürdigen deutschen Sprachinseln ermöglicht worden.

*) Abhandlungen der I. Abth. der Akademie der Wissenschaften II. Teil 3. Abth. 1834.

In diesem Werke hat Schmeller auch als Greis nicht aus dem Auge verloren, was in seiner Jugend in ihm lebte, was ihn im Mannesalter zum angestrengtesten Schaffen anregte: die warme Liebe zu des Vaterlandes Sprache und Mundarten.

III.

Schmellers Lebensabend (1830—1852).

> Wenn man jung ist, glaubt man mit dem geringsten Leiden der Welt nicht leben zu können, das muß beseitigt werden. Wenn man alt ist, lernt man mit beständigem Leiden leben.
>
> B. Auerbach.

1) Leiden und Freuden im Amt und zu Hause. Reisen. Freundschaft mit Jakob Grimm.

In die bisher geschilderte*) Zeit des rastlosen, energievollen, erfolgreichen Schaffens Schmellers fielen recht betrübende Ereignisse, die bei seinem reichen Gemütsleben nur zu sehr angethan waren, ihn in dem freudigen Wirken und Arbeiten an der großen Aufgabe, die er sich gesetzt hatte, zu lähmen. Noch unterm 23. Dezember 1829 wurde seine Lehrstelle an der Universität für erloschen erkärt, da für das von ihm bisher vertretene Fach der altdeutschen Sprache und Literatur der Privatdocent Maßmann ernannt wurde; durch ein Reskript vom 6. Juni 1830 wurde ihm nur gestattet, seine Vorlesungen als Professor honorarius, ohne Anspruch auf Remuneration oder Besoldung, fortzusetzen. Diese Verkennung seiner wissenschaftlichen Leistungen schmerzte ihn tief, noch mehr aber fühlte er sich gekränkt, als ihm infolge seiner Ernennung zum Custoden der Bibliothek (27. März 1829) das Wahlrecht an der Universität entzogen wurde. Er verwand diese bittere Kränkung nie vollständig. Als 15 Jahre darauf, nach dem Abgange des Prof. Maßmann nach Berlin, die Anfrage an ihn gerichtet wurde, ob er — ohne Veränderung seiner anderen Dienstverhältnisse — geneigt sei, der Universität

---

*) Wir glaubten die wissensch. Thätigkeit Schmellers im Zusammenhang behandeln zu sollen und haben deshalb in den vorhergehenden Abschnitten vorausgreifend auch schon die Werke seiner letzten Lebensjahre besprochen.

seine Kraft wieder zur Verfügung zu stellen: da bäumte sich sein ganzer Mannesstolz in ihm auf. Und doch zog ihn seine Liebe zur Lehrthätigkeit an der Hochschule mächtig hin zu diesem Berufe. In diesem Konflikte zwischen gekränktem Stolze und seiner Neigung gab der wohlgemeinte Rat seines Gönners und Freundes Martius, sowie die Rücksicht auf seine Familie den Ausschlag*), daß er sich zur Annahme der Professur bestimmen ließ.

Tief erschütterte ihn sodann die ihm am 22. Oktober 1830 zugekommene Nachricht, daß Voitel durch einen „neuen Alba, den Grafen d'Espagne" auf 10 Jahre nach Ceuta verbannt worden sei.**)

Bald darauf erhielt er eine gleich bittere Hiobspost, daß nämlich sein langjähriger treuer, edler Freund Samuel Hopf am 22. October vom Tode dahingerafft worden war. Noch kurze Zeit vorher, in den ersten Tagen des Septembers, hatte Schmeller die Herbstferien zu einer größeren „Interpunktion im tötenden Einerlei" benutzt, um in der Schweiz bei seinem Freunde manches Bild der Vergangenheit neu zu beleben.

„15 Jahre eine kurze Zeit,
Kann getreuer Brust Altliebchen nicht entrücken.
50 Meilen — ist nicht weit,
Gilt es, einmal noch Altliebchen zu erblicken."

Er war nach Burgdorf gekommen. Es klopfte ihm beim Hineinfahren zu dem Thore das Herz wie einem Verliebten. In der Dämmerung wandelte er hinauf auf das Kirchbühl. „In welchem der beleuchteten Räume wohnt mein Licht, das ich zu schauen verlange und fürchte? Ein Vorübergehender gibt mir Bescheid. Ich trete hinein in das Haus. Eine Magd leuchtet die Treppe herab. Ich steige also hinauf, trete hinein und sehe, was ich 15 lange Jahre so oft wachend und schlafend in sehnsuchtsvollem Traume gesehen. — Ists wirklich? — Nun leibend und lebend und vielleicht noch liebend vor mir! Ich kann nun wieder heimkehren über den Rhein in das Grab der Münchener Bibliothek, ja in das des Münchener Kirchhofs; denn das Höchste, was ich für meinen Lebensabend noch gehofft,

*) Sehr interessant für diesen Vorfall ist der in Schmellers Tagebüchern genau verzeichnete Briefwechsel zwischen ihm und dem damaligen Rektor der Universität.

**) Er wurde übrigens schon im folgenden Jahr wie durch ein Wunder aus dem Kerker gerettet und begab sich nach der Schweiz, wo er in beschaulicher Ruhe bis an sein Ende lebte.

habe ich erreicht.“ Mit „Gritli“ und seinem herrlich aufgeblühten Töchterchen freute sich Hopf am Arme seines geliebtesten Freundes damals noch recht von Herzen der freien Natur, ja „eigentlich des Lebens:“ es sollte zum letzten Male sein. Wenige Tage darauf verschied Hopf. Ein Fieber, von dem er schon bei Schmellers Anwesenheit in Burgdorf ergriffen worden war und das ihn vom Tage nach der Abreise seines Freundes an ans Bett fesselte, verließ ihn seitdem nicht mehr und raffte ihn hin. Der treffliche Sohn von Samuel Hopf, der jetzige Dekan und Pfarrer August Hopf in Thun, schließt den Trauerbericht an Schmeller mit den Worten: ... „Erquicken und erheitern Sie auch fernerhin die Hinterlassenen Ihres vortrefflichen Freundes mit Nachrichten von Ihnen. Ihre Briefe brachten immer festliche Tage in unser Haus, und sie werden es fernerhin thun; denn auch in der Wehmut liegt ein angenehmes Gefühl für ein reines, nach dem Höheren strebendes Gemüt.“ Und Schmeller hat die opferfähige Freundschaft auch auf den Sohn übertragen. Er ist mit demselben bis zu seinem eignen Tode in regem Briefwechsel geblieben.

Sein erster Brief an diesen schildert seinen tiefen Schmerz über den Verlust des wackern Freundes. „Gott! so wars ein Kuß für die Ewigkeit, mit dem ich am 14. September am Schlage des Eilwagens den Edlen verließ! Nicht weiß ich, wenn ich meine Reise bedenke, soll ich mich freuen, daß ich durch sie nach 15 Jahren den Freund noch einmal gesehen, oder trauern, daß sie vielleicht durch die Fahrt an jenem unfreundlichen 13. September nach Bern ein Beschleunigungsgrund seiner damals nicht zu ahnenden Auflösung geworden. Er teilte mir noch so mancherlei Vorsätze des Lebens mit, alle aus einem frischen, wie immer für das Wohl der Seinigen, für das des Vaterlandes und der Menschheit warm schlagenden Herzen. Ach, er hatte immer, vielleicht nur mit zu großer Anstrengung, in diesem Sinne gewirkt, und sein Andenken wird nicht bloß den Seinigen und den näheren Freunden ein heiliges und gesegnetes sein. Solch ein Andenken ist der höchste Wert eines Lebens. Er hat ihn errungen und hat — vollendet. Ich habe überhaupt längst gelernt, wie keinen Ungeborenen, auch keinen, der gelebt hat, zu beklagen. Selig sind sie, die da ruhen in dem friedevollen Grabe ...“ In dieser Stimmung traf ihn auch bald die traurige Nachricht vom Tode seines heißgeliebten Vaters (8. Juli 1831). In sein Tagebuch schreibt er unter dem Eindruck der bitteren Kunde: „Also auch der gute, alte Vater gestorben. Ich klage nicht, Edler, über Dein Ende, ich werde es auch

über meines nicht. Wer sollte nicht wünschen, aufzuwachen aus diesem angsterfüllten Traume des Seins!" *)

Trüb ist sein Gemütszustand; aufs herbste empfand er den Verlust, den er erlitten hatte: es fehlte nun seinem Leben der Duft und die Wärme der Freundschaft, sowie der Sonnenscheiu eines väterlichen Heims. Er fühlte sich tief vereinsamt — sein Freund war tot, Voitel wurde in den Kerkern Afrikas gefangen gehalten, sein Vater war gestorben — kurz was ihm wert gewesen, war dahin. Nun ist er sich ganz allein überlassen. Dazu kommt noch — wohl infolge der vielen angestrengten Geistesarbeit — ein hartnäckiges Kopfübel verbunden mit hypochondrischen Anwandlungen. Trüb ist auch der Blick auf die europäischen Verhältnisse. — „Die Tedeschi in Bologna, Russen in Warschau — Moros in la playa der Civilisation. Rückwärts zur Herrschaft der Gnade geht alles, nicht bloß im zerrissenen Deutschland, sondern selbst in diesem Paris, das umsonst seine Julirevolution gehabt zu haben scheint. Aber lebt sich's, wenn man klug ist, nicht auch gut unter der Herrschaft der Gnade? — Allerdings. Nur ist das Reich der Gnade auch das der Lüge, und nur das des Rechtes ist das der Wahrheit." Bezeichnend für seine tiefe Verstimmung ist auch eine Notiz in seinem Tagebuch vom Sylvesterabend 1831: „Ziehe hin, ungerades Jahr, zu den 1830 deines Geschlechts. Du hast der grausamen Täuschungen genug gebracht. Noch heute die Nachricht von einem halben Hundert edler Hispanen, die, seit zehn Jahren unbeugsam dem Despoten, endlich doch durch der Engländer Verräterei seine blutigen Opfer geworden sind. Warum mich auch immer durch die peinliche Verwicklung im Leben der Völker und Staaten quälen, da das Einzelleben schon genug hat des Trostlosen?..."

Allein die Liebe zu Deutschland war so groß, daß sich immer wieder sein Blick und seine Gedanken auf die Vorgänge im weiteren nnd engeren Vaterland wandten. Es fiel in diese Zeit die Verwirklichung der Idee Capodistria's, den Prinzen Otto von Bayern zum Souverän von Griechenland zu ernennen. Die Wahl des Prinzen zum König der Griechen durch die Großmächte glossiert er mit dem

*) Auf dem Grabmal ließ er als Sinnbild des Handwerks seines Vaters einen Korb einmeißeln und die Inschrift anbringen:

Jos. und Barbara Schmeller, geboren zu Griesbach bei Türschenreut, gestorben nach 51 jähr. Ehe zu Rimberg.

Sie, 75 Jahre alt, am 21 März 1825,

Er, 78 Jahre alt, am 8. Juli 1831.

Du sollst Vater und Mutter ehren.

Wunsche: „Möge sich im Hause Wittelsbach nicht ein Chunig Otto von Hungern wiederholen!“

Mit den heißesten Heils- und Segenswünschen begleitet er den „lieben, guten, jungen Otto“ bei dessen Scheiden aus München. Am 6. Dezember 1832 schreibt er unter ein Bild dieses jungen Königs: Otto, der erste, Gott gebe es, von vielen, die ihre Aufgabe verstehen werden. Heil ihm, dem Scheidenden!

In der Stille des vereinsamten Gemütes nun reifte allmählich der Plan, sich ein eigenes Heim zu gründen. Im Jahre 1835 vermählte er sich, des einsamen Hinspinnens seiner Tage unter „toten beschriebenen Blättern“ müde, mit Juliane Auer, der Wittwe des berühmten Porzellanmalers Anton Auer, einer schönen Frau mit einem für alles Edle und Gute empfänglichen Gemüte. Er hatte sie schon in früherer Zeit, bald nach seiner Ankunft in München aus der Schweiz, kennen gelernt und mit ihr eine Zeit lang unter einem Dache gewohnt. Die Trauung fand in der einfachsten und anspruchslosesten Weise statt. Wenn sich durch diese eheliche Verbindung auch die häuslichen Verhältnisse eher verengerten als erweiterten, da die Wittwe ohne Vermögen war und zwei Knaben in diese Ehe brachte, so erfüllte sie ihn doch mit einer großen Beruhigung. Ja er freute sich kindlich, als er zum erstenmal als Familienvater im eigenen Heim (Theresienstraße 47) ein kleines Fest geben konnte, zu dem seine Freunde Desberger, Stölzl u. a. eingeladen waren. Nun konnte er, wie er an August Hopf schrieb, auch einem von Bern oder Burgdorf her zukehrenden lieben Gast ein freundliches Zimmerchen mit sonniger Aussicht über die Stadt anbieten. Doch zog schon im nächsten Jahre schwere Sorge in sein Haus ein. Während des überaus strengen Winters 1836/37 hielt die Cholera in München reiche Ernte. Unter den 20—30 Opfern, die täglich fielen, war mancher, der ihm sehr nahe ging, unter andern auch General Tausch, dem er die früheren Kadettenkorps-Chikanen längst vergessen hatte. Am tragischsten erschien ihm der Tod des hellenischen Gastes Mauromichalis, der unter dem Dache der Königsburg fern von Hellas geendet. Und als gar die Seele seines Hauses, seine Frau, einen Cholera-Anfall hatte und von Schwäche in Schwäche fallend dem Erlöschen nahe war, da durchwachte er manche bange, ängstliche Winternacht, hilflos und verlassen, auf dem Boden schlafend, empört über das Benehmen der Ärzte, die nur „kamen, fragten, einen kurzen Beschluß faßten und von Tag zu Tag ein neues Recept schrieben.“ Es mahnten ihn dieselben ganz an das

damalige summarische Verfahren „ihrer Brüder, der Begrabenden, der Geistlichen und Todtengräber der Leichenanstalt.“ Doch bald genas seine Frau wieder.

War er bei seiner kräftigen Konstitution gewohnt, die Gesundheit als selbstverständlich hinzunehmen, so war er nunmehr dahin gekommen, sie als der Güter erstes und letztes zu schätzen. Erfrischung und Erholung nach des Jahres schweren Mühen, sowie Kräftigung seiner Gesundheit suchte er deshalb in größeren Herbstreisen; es war ihm, da durch die jahrelange Beschäftigung mit alten Handschriften ein gewisses Nachlassen der Sehkraft sich zeitweise einstellte, ärztlicherseits zur Pflicht gemacht, Körper und Geist durch Ruhe und Reisen in Gleichgewicht zu bringen. Namentlich die Schweiz mit ihren landschaftlichen Reizen hatte für ihn besondere Anziehungskraft durch die reichen Erinnerungen an die dortigen lieben Menschen, die mit ihm gleicher Gesinnung waren. Auch seine Heimat Rimberg besuchte er fast alle Jahre, wobei jedesmal einen seiner Gänge der Besuch des Grabes seiner teueren Eltern bildete. 1836 reiste er an den Rhein und nach Franken, 1837 wieder in die Schweiz, 1839 nach Wien, 1840 nach Karlsbad und Berlin, 1842 nach Prag, 1844 nach Oberitalien. Über all diese Reisen liegen interessante Berichte in seinen Tagebüchern vor.

Auf seiner Reise nach Berlin im Jahre 1840 besuchte er in Cassel die Gebrüder Grimm. Lassen wir Schmeller den Eindruck, den auf ihn der Besuch bei denselben machte, selbst erzählen: „Kaum abgestiegen in der goldenen Krone, eilte ich nach der Bellevue und trat nicht ohne Befangenheit ein in die geöffnete Thür des Eckhauses Nr. 10 zu ebener Erde. Durch eine Art Küche gewiesen und durch ein kleines Vorgemach gekommen, stand ich in einer mächtig großen Stube, deren Wände rings mit Büchern besetzt, vor einem nicht großen, blauäugigen, etwas spitznasigen Mann, der mich durch sein freundlich-ernstes Wesen an Rektor Fröhlich, durch seine lebhaften Bewegungen an Weinhard mahnte. Es war der mir seit 20 Jahren aus seinen Werken und aus so vielen Zügen seiner Hand teuer gewordene Meister Jakob. Bereits angekündigt durch Cleasby,*) der auf der Rückreise nach Kopenhagen vor zwei Tagen hier gewesen, ward ich, ohne meinen Namen zu nennen, gleich erraten und herzlich empfangen. — Über ein kleines kamen, von Jakob gerufen, auch Wilhelm, in stattlicher Größe und auch in den Zügen des Gesichts

*) Ein Engländer, der sich Studien halber lange Zeit in München aufhielt und in Schmellers Hause viel verkehrte.

ähnlich dem Erlanger Schmidtlein, — und dann auch Wilhelms Frau, mich an unsere Schelling mahnend, aber freundlicher, herzlicher, natürlicher als diese, endlich Wilhelms drei Kinder von etwa 13 bis 9 Jahren, Hermann (ernst), Adolf (genial und des Onkels Jakob Liebling) und Auguste (herzlich). Ein dritter Bruder, der Maler und Kupferstecher Ludwig Emil, der nicht mit den beiden älteren zu ebener Erde, sondern oben im Haus wohnt, machte zur Zeit des Nachtmahls den in seiner Art einzigen Familienkreis voll. Ich hatte da bereits vor den, wie mir schien, aufmerksamen Zuhörern Jakob und Ludwig meinen bisherigen Lebenslauf — von Türschenreut über Rimberg, Scheyern, Ingolstadt, München, Burgdorf, Basel, Solothurn, Tarragona, Madrid, Basel, Hofwyl, Constanz, München, Kempten, Paris, Salzburg bis wieder nach München zum Besten gegeben, und war höchlich erfreut worden durch eine wohlgefüllte Tabakdose in Wilhelms Hand, die, immer dem Meister Jakob (der weder schnupft noch raucht, noch auch, obschon etwas kurzsichtig, eine Brille trägt) zum kleinen Ärger, nun auch von meiner Seite in Anspruch genommen wurde und nachher noch durch den dritten Bruder Zuspruch erhielt." . . . Tags darauf zeigte ihm Jakob Grimm Cassels Merkwürdigkeiten. . . . „Ein gewaltiger Ausschreiter, Meister Jakob, erzählt Schmeller weiter. Ich hatte Mühe, ihm nachzukommen. Einen Sechsspänner, der des Wegs kam, gewahrend, eilte er, um nicht gesehen zu werden, in ein offenstehendes Gartenthor. Er scheint nicht mehr als ich ein Freund hoher Connaissancen." Wie Schmeller all diese kleinen Züge in Grimms Wesen und Leben immer wieder im Freundeskreise gern erzählte, so blieb ihm auch das einfache trauliche „Holzäpfelabendmahl", das er mit den Verbannten aus Hannover damals eingenommen hat, stets unvergeßlich.

Ungemein beglückte es ihn, als ihm im Jahre 1843 Jakob Grimm diesen Besuch erwiderte. Jakob Grimm hielt sich damals in München auf, um einen der größten Schätze des Cimeliensaals in der k. Bibliothek, den Benediktiner Codex 160a (die lateinischen und deutschen Lieder des Galtherus, den er für Walther von der Vogelweide selbst hielt), durchzustudieren. „Ich saß am einsamen Mittagstisch, so erzählt Schmeller, da läßt sich ganz bescheiden melden 'Professor Jakob Grimm aus Berlin.' Im Reise-Paletot mit schwarzverbrämter Mütze tritt er ins Kämmerlein, nimmt Platz auf dem schmalen Kanapee, kostet den Rand eines Zwetschgenkuchens und ein Gläschen von dem 1831ger Ungsteiner, macht mich selbst aber vergessen auf alles Essen

und Trinken. . . . Er kommt von Neapel, wohin er über Genua zu See gegangen.“ Bei einem Mittagsmahl, an welchem alle wissenschaftlichen Größen Münchens Anteil nahmen, brachte Jakob Grimm einen Lobspruch auf einen „braunen Rock“ aus, der den Träger desselben, unsern Schmeller, bei seiner bescheidenen Art aufs äußerste überraschte und verblüffte.

Das letzte Mal trafen sich die beiden Freunde bei der Germanistenversammlung des Jahres 1846 in Frankfurt am Main. Viel verkehrte Schmeller dort auch mit Uhland, Wackernagel, Maßmann, Pfeiffer u. a. Über Jakob Grimm erzählt er, daß derselbe, auf Antrag Uhlands zum Vorsitzenden dieser Versammlung gewählt, in seiner Rede über jede der 3 Hauptaufgaben der Versammlung gesprochen habe, zuerst aber und am ausführlichsten über die Sprache. Besonders hebt Schmeller hervor, daß Jakob Grimm bei Erwähnung des Purismus die bemerkenswerte Äußerung gethan habe, es sei unsere Sprache mehr rein zu halten als mit Gewalt zu reinigen. Grimm war seit seinem Besuch in München auffallend grau geworden; er erinnerte Schmeller in manchem an Pestalozzi; seine Stimme war schwach, oft von Husten unterbrochen, aber herzlich. In der Versammlung der Abteilung für Sprache wurde Schmeller trotz seiner Einwendungen zum Vorsitzenden gewählt. Das Gefühl, daß unter den Anwesenden nebst den ihm bereits von Angesicht Bekannten Männer wie Vilmar, Becker, Simrock, Grieshaber u. a. sich befanden, „machte ihn schamrot“, doch beruhigte er sich bei dem Gedanken, daß er doch so ziemlich Président d'âge sein könne und daß die Versammlung überhaupt in ihrem Interesse handle, wenn sie auch einen aus dem seit einiger Zeit „etwas verrufenen Bayernlande etwas gelten lasse.“ —

Prinz Johann von Sachsen, der Übersetzer des Dante, interessierte sich sehr für Schmeller. Als derselbe im Jahre 1841 nach München kam, würdigte er in Begleitung des Gesandten von Könneritz denselben eines Besuches in der Bibliothek.

Als die in ihrer Art einzige Bettina von Arnim, die Freundin Goethes, nach München gekommen war, galt ihm einer ihrer ersten Besuche. „Mich, nicht die Bibliothek, sei sie gekommen zu sehen, erzählt er. Wohl ein Stündchen saß sie mir gegenüber, erzählend von ihrer ersten und den späteren Begegnungen mit dem Kronprinzen, jetzt König von Bayern, in welchen allen er ihr als ein außergewöhnlicher Mensch erschienen sei.“ Wie diese Frau in ihrer Jugend Dichter und Fürsten

durch Geist und Schönheit bezwungen, war ihm nunmehr, seit er selbst sie gesehen, wohl erklärlich.*)

Im Jahre 1845 enthielt er den vertrauensvollen Antrag, der „schönen, geistreichen und liebenswürdigen" Gräfin Lerchenfeld-Köfering, einer geborenen Gräfin Bassenheim**), Anleitung zum ferneren Selbststudium des Spanischen zu geben.

Auch andere Ehrungen wurden ihm zu Teil, die ihm bei seinen unermüdlichen Bestrebungen eine gewisse Genugthuung waren. Nicht weniger als zwölf gelehrte Gesellschaften außer den Akademien der Wissenschaften zu München, Berlin, Padua und Wien suchten seine Verdienste durch seine Aufnahme als Mitglied öffentlich zu ehren.***) Im Jahre 1844 suchte ihn die Universität München als Professor der slavischen Sprachen und Literatur zu gewinnen: er antwortete ausweichend und ablehnend; „wohl habe er sich seit ein paar Jahren als auf ein wesentliches Komplement seiner Studien über die heimische Sprache auf die uns nächste slavische Sprache verlegt: aber er fühle nur zu gut, daß sich hier ein Feld ausbreite, welches ein Mann in seinen Jahren nicht mehr zu bewältigen hoffen darf." Von König Ludwig war Schmeller schon 1842 ausersehen worden, zur Erwerbung spanischer Druckwerke und Handschriften nach Spanien zu reisen, wo damals so viele Klosterbibliotheken zerrissen und verschleudert wurden. Allein der Direktor der Staatsbibliothek Lichtenthaler hatte dem gegenüber bemerkt, daß eine längere Abwesenheit Schmellers auf der Bibliothek sehr schwer empfunden werde und daß der etwaige Verlust dieses ausgezeichneten Mannes für die Anstalt wie für die Wissenschaft überhaupt ein unersetzlicher sein würde.†) Infolge dessen wurde von dieser Idee Abstand genommen.

Am 18. Mai 1844 hatte er beim Kronprinzen Max Audienz, der schon lange gewünscht hatte, ihn persönlich kennen zu lernen. Als Schmeller, sich entschuldigend, erwähnte, daß er es für unbescheiden gehalten habe, sich ihm persönlich vorzustellen, da meinte Max, er habe

---

*) Bettina v. Arnim war die zweite Person, die sich nach Jakob Grimm im neuen Fremdenbuch der Bibliothek einschrieb.

**) Es ist dies die Mutter des erbl. Reichsrats und Präsidenten des landwirtschaftlichen Vereins, des Grafen Ludwig von Lerchenfeld-Köfering. Der edlen Frau verdanke ich manche wertvolle Mitteilung über Schmeller.

***) Die gelehrten Vereine sind aufgeführt bei Föringer, Lebensskizze Schmellers. S. 30 (Note).

†) Es war hiebei auf die neuen Stürme hingewiesen, die seitens Frankreichs und Portugals gegen die Ordnung in Spanien insceniert worden waren.

Unrecht gehabt; dem Kronprinzen müßten alle Männer von Verdienst bekannt sein. Bei der Besprechung der Forschungen Schmellers äußerte der Fürst unter anderem: „Des Volkes Sprache kennen, heißt das Volk selbst erst recht kennen.“ Vom Prinzen Luitpold, der abwechselnd die meisten der Münchener Kunst- und Wissenschafts-Notabilitäten zu sich lud und „von dem verlautete, daß er im Staatsrate nichts weniger als ein folgsamer Anhänger unserer ultra-römischen Staatsratgeber Abel, Freyberg und Hörmann sei“, wurde er mehrmals zur Tafel gezogen. Bei der Ungezwungenheit an der prinzlichen Tafel fühlte sich Schmeller, zur Linken des Prinzen sitzend, ganz behaglich. —

Nachdem sich auch äußerlich seine Lage in der Art verbessert hatte, daß er unterm 31. Oktober 1844 aus der Stelle des ersten der vier Custoden in die höhere des Bibliothekars, über welchem noch der Direktor stand, vorrückte, wurde er am 1. Januar 1845 bei der Verteilung von Ordenskreuzen, die der König jeden Neujahrstag eigenhändig vorzunehmen pflegte, mit dem Ritterkreuz des Verdienstordens vom heiligen Michael bedacht. Freuen konnte und mochte er sich dieser ungesuchten Ehre, insofern sie in seinen Augen ein Zeichen war, daß dem Streben seines Lebens auch von oben her „eine gewisse Bedeutung“ zugestanden sei. In früheren Jahren, da er von der Schweiz gekommen alles mit republikanischen Augen ansah, hatte er ein recht hartes Wort über solche Auszeichnungen fallen lassen. Die vielen Sterne und Kreuze, die an der Brust so vieler Neujahrsgratulanten zur Schau getragen wurden, waren ihm ein widerlicher Anblick. Jetzt aber erfuhr diese Auszeichnung, zumal da ihm der König selbst unter einigen Lobsprüchen das rote Schächtelchen mit dem Kreuz des Michaelsordens überreichte, von seiner Seite eine andere Beurteilung: er sah in ihr ein äußeres Zeichen der Anerkennung für geleistete Dienste.

Durch eine Verfügung vom 20. November 1846 endlich wurde er, wie schon oben erwähnt wurde, zum ordentlichen Professor der altdeutschen Sprache und Literatur ernannt. Er war sehr besorgt, dieser neuen Aufgabe bei seinen Jahren nicht gewachsen zu sein, besonders da „ganz andere Leute als junge Studierende seinen Vorlesungen beiwohnen wollten, wie der junge Dr. Maurer, Dr. Prantl, Dr. Thomas, sein Vetter Rockinger und gar der Hofrat Bayer.“ Viel lieber hätte er ganz klein und bescheiden anfangen wollen als mit dieser Aussicht, nicht genügen zu können. Am 4. Januar 1847 ging er zum ersten Mal wieder nach 16 Jahren

„nicht ganz leichten Herzens hinüber nach der Universität, um Zuhörern gegenüber, er der Schweigsame, eine ganze Stunde lang zu sprechen." So war ihm der Wirkungskreis wieder erschlossen, der mit seinen innersten Wünschen im Einklang stand und auch von besten Erfolgen gekrönt war.

2) Stellung zu den stürmischen Jahren 1847 und 1848. Unfall auf dem Jaufen. Ende.

Als im Jahre 1847 am politischen Horizonte wieder drohende Wetterwolken aufstiegen und eine drückende Schwüle, wie sie dem Ausbruch eines Gewitters voranzugehen pflegt, wie über allen europäischen Nationen, so auch über Bayern lag, wo besonders in München sich der Zündstoff angehäuft hatte durch die „hazañas y milagros de la Señora Lola Montez", die fast eine neue Melusine für Bayern zu werden drohte, da berührte es ihn peinlich, daß durch diese Vorgänge die Ehrfurcht gegen den einst beliebtesten Monarchen in Europa untergraben wurde. „Möge mein Gönner König Ludwig, der bisher so Großes und Gutes geschaffen, wieder genesen von dieser hispanischen Monomanie" ist sein innigster und sehnlichster Wunsch. Freudig aber begrüßte er es, als durch den Sturz des „ultra-katholischen" Ministeriums Abel, Schrenk, Gumppenberg, Seinsheim eine Änderung der kirchlichen Dinge zu erhoffen war, wenn auch die zweideutige Veranlassung dazu ihn schmerzte. In dieser Zeit erging er sich nicht mehr in Reflexionen über politische Vorgänge; er liebte es vielmehr, allerhand Anekdoten und kleine charakteristische Züge sich zu notieren: z. B. daß König Ludwig dem neuen Erzbischof, als derselbe es für seine Pflicht hielt, den Fürsten vor jener schönen spanischen Zauberin zu warnen, erklärt habe, er möge sich um Loyola, nicht um Lola kümmern. Und als auf einer sogenannten Akademie Graf Luxburg auf des Königs Bemerkung, daß sie so wenig besucht sei, erwiderte, das komme wohl von dem Fackelzug, den die Münchener dem Erzbischof bringen, da sei des Königs Wort gewesen: „Fackeln, — ja, ja, es ist etwas finster bei uns."

Das Jahr 1847 sollte übrigens ihm selbst Empfindliches genug bringen. Nachdem er im Jahre 1845 die Heilquellen in Kissingen, 1846 die Seebäder von Ostende gebraucht hatte, führte ihn in den Herbstferien 1847 eine traurige Veranlassung nach Meran. Dort lag der jüngere seiner beiden Stiefsöhne, der treffliche Franz von

Auer, der es in der juridischen Laufbahn infolge seiner hervorragenden Tüchtigkeit sehr schnell bis zum Legationsrat gebracht hatte*), in schwerer Krankheit darnieder. Schmeller reiste über Kreuth, Bozen und Gries nach Meran und traf seinen Stiefsohn in verhältnismäßig leidlichem Zustande an. Auch Franz v. Kobell, der bekannte Dialektdichter und Mineraloge, war mit seinen zwei Töchterchen aus Venedig, wo er der Versammlung der Scienziati beigewohnt hatte, nach Meran zu Schmeller gekommen. Obgleich sich letzterer nicht ganz wohl fühlte, war doch die Gelegenheit, den Weg in Kobells geistreicher Gesellschaft zurückzulegen, zu lockend, als daß er sich nicht hätte entschließen sollen, über den ihm vom Jahre 1833 her wohlbekannten Jaufen noch einmal zu gehen. Am 27. September nach Tisch bestiegen sie, Kobell, dessen Töchterlein und er, Esel und Pferde und nahmen Abschied vom armen kranken Franz v. Auer.

Heiß, wie alle Tage vorher, war's, ehe sie in den Schatten der Berge kamen. Auf seinem ungelehrigen Rocinante war es Schmeller so übel zu Mute und im Magen, daß er es vorzog, vom letzten Rastplatz aus wohl eine Stunde voraus zu Fuß nach St. Leonhard zu gehen, wo man blieb. Die Nacht brachte er in einem Fegfeuer von Zweifeln zu, ungewiß, ob er den nächsten Morgen weiter gehen sollte. Hätte er es doch nicht gethan! — Er that's. Der schöne Morgen bestimmte ihn, nicht zurückzubleiben. Als vom Wirtshaus weg einer der Träger, der Kobells Koffer in einem Korbe auf den Rücken gepackt hatte, über die kleine Brücke ging, rieß ein Windstoß den aus Venedig mitgebrachten Mantel, der über der Bürde lag, dicht ans Wasser hinab. Ein übles Vorspiel. Der Wind war nicht bloß heftig, sondern auch eiskalt, und an allen Rieselbächlein, über die der steile, steinichte Weg führte, waren Eisstrahlen angeschossen . . . Nun ging es dem Grate des Berges zu. Kobell war weit voraus, hinter Schmeller kamen nur die beiden, vielleicht noch müderen Mädchen. Als auch Schmeller den Grat erreicht hatte, wo eine Tafel einerseits hinab nach dem Etschkreise, andrerseits nach dem Eisackthale weist, da dachte er, für künftige Erinnerung noch einen nachhaltigen Blick hinab in das verlassene Passeir und seine großartigen, nicht eben freundlichen Umgebungen zu thun. Er blieb stehen, drehte sich um, und während er sich umwendete, riß ihm ein vom Eisack herauf kommender Windstoß den Hut vom Kopf. Der Hut und in ihm das Käppchen, an dem „seine Augen, die gläsernen,“

*) Der andere der Stiefsöhne, Max, war als Porzellanmaler angestellt und verheiratet.

befestigt waren, rollt den Abhang niederwärts. Er will ihn noch haschen, läuft und stürzt .... Den Mädchen gelingt es, den Hut zu holen. Er steht unter ungewohntem Schmerze des linken Beines wieder auf, schleppt sich am Stocke bis zum östlichen Jaufenhause, und da Kobell hier nicht gehalten hat, noch bis er ihn erreicht hat, eine Strecke weiter. Kobell stützt ihn mit seinen kräftigen Armen, bis Schmeller, da jenes Bein jeden Dienst versagt, zu Boden sinkt.

Einer der Träger brachte ihn nun auf dem Rücken nach dem Jaufenhaus zurück, dort die steile Treppe hinauf in eine Art Oberstube mit einem Bette, dessen Anblick allein schon trostlos machen konnte.

Es sind drei Stunden hinab nach St. Johann, drei Stunden nach Sterzing, von wo allein ärztliche Hilfe zu erwarten. Es wird nun eine breite Leiter herbeigeholt, die Jaufenwirtin legt ein paar Polster darauf und dieselben mit dem Lahmen werden auf den Schultern von je zwei Trägern hinabgetragen ins Postgasthaus zu Sterzing, wo der vorausgegangene sorgsame Kobell alles vorbereitet hatte. Auf der seltsamen Fahrt sah Schmeller hinauf zum blauen Himmel, „um der Dinge willen, die da kommen konnten, Sein und Nichtsein in erklecklicher Fassung erwägend". Bringen sie einen Toten? hieß es oft auf dem Wege, und zu Gasteig kam selbst der Geistliche heraus zu dem auf der Leiter am Boden Liegenden. Kobell reiste noch denselben Abend weiter, nachdem der herbeigerufene Gerichts-Wundarzt das Übel für eine bloße Luxation erklärt hatte.

Schmeller verblieb dortselbst vom 28. September bis 18. Oktober, viele schmerzvolle lange Nächte hoffnungslos durchwachend, indem nur „der schnarchende Knecht Jörgel" bei Nacht sich in seiner Nähe befand und „die Bettmagd Nanne" bei Tage als Samariterin um ihn beschäftigt war. Am 10. Oktober, an einem Sonntag, Nachts zwischen 1 und 2 Uhr, brachte sein Hauswirt ihm an sein Schmerzenslager seine heißgeliebte Tochter Emma, ihm willkommen wie ein Engel vom Himmel. Dieselbe hatte sich unmittelbar nach Empfang des väterlichen Hilferufs (vom 6. Oktober) in den Eilwagen gesetzt, um dem armen Vater Hilfe zu bringen: die erste Reise, die sie allein in die weite Welt hinaus gewagt.

Auch auf seinem Krankenlager war sein Geist immer rege. Er beschäftigte sich mit Handschriften aus dem Stadtarchive von Sterzing, besonders mit einem Fragment des Stadtrechtes, sowie mit mehreren für das Wörterbuch erheblichen altdeutschen Sachen, sowie mit angelsächsischen Studien und erquickte sich an der Lektüre

der Dichter, besonders des Horaz. Zuweilen erging er sich selbst im Reiche der Poesie. Mit Humor durchwürzt sind z. B. folgende Verse:

O Thal Passeier
Von anno neun,
Gar mancher Bayer
Gedenket dein!
Ist dir bis vierzig sieben
Der alte Groll geblieben?
Mißgönntest von des Jaufens Spitze
Den Blick nach deines Hofers Sitze;
Brach einst dem kühnen Feind dein sicher Blei die Knochen,
Nun hat dem frommen Gast dein Sturmwind sie gebrochen.

Widerhall aus dem Thale:

Wer hieß dich, fremder Gast, besteigen meinen Jaufen?
Wer droben, alter Narr, dem alten Hut nachlaufen?

Am 18. Oktober war er wenigstens so weit hergestellt, daß er transportfähig war. Am 21. Abends rollte der Wagen, von Tegernsee kommend, über die Isarbrücke an das Haus Nr. 2 in der Theresienstraße. Exii opem laturus alteri, redeo ope indigentior ipse, konnte er mit Recht von sich sagen.

Hier nun erklärte der Münchner Arzt, allen zu nicht geringem Schrecken, das Bein sei nicht luxiert, sondern, und zwar am Schenkelhalsknochen, gebrochen. Was drei Wochen vorher hätte geschehen sollen, geschah erst jetzt: die Einrichtung des Fußes. Infolge der verspäteten Hilfe war die Heilung unvollkommen und seine Kraft für immer gebrochen. Erst am 15. Januar 1848 konnte er zum erstenmal einen Teil des Tages in einem Lehnstuhl zubringen.

An herzlicher Teilnahme von allen Seiten fehlte es ihm übrigens nicht. Der Erzbischof hatte ihm 100 Gulden geschickt, die aber Schmeller zurückwies. Als er anfangs März den Versuch machte, mit einer Krücke zu gehen, erhielt er von einer Leidensschwester ein Gedicht, das begonnen hatte: „Werdet wie die Kleinen ꝛc.“ Er antwortete darauf:

Ein Mitglied dieses ersten aller Orden,
Ein Kind bin ich zum zweitenmal geworden
Mein Ehrgeiz ist, zu lernen jene erste
Und aller Künste leicht die schwerste,
Das Gehn, und meiner Wünsche Ziel, aufs neue
Hinaus zu treten aus der Stube langer Haft
In Gottes schöne Welt, ins Freie.

Und alle andern stillt die Leidenschaft,
Die neu auflebende, im Sonnenschein
Zu wandeln über Wiesengrün,
Zu schauen nach den Bergen hin,
Und sollt' ihr' einer auch der Jaufen sein!

Am 28. März geht er, freilich an der Krücke, zum erstenmal — seit dem 21. Oktober — aus durch die Ludwigsstraße in die Stadt München.

Lange schien sie auch mir die Lahmste unter den Lahmen:
Hei, wie sie gehn hat gelernt, nun da ich selber bin lahm!

Es schmerzte ihn bitter, daß er während der für München so wichtigen Tage ein Gefangener sein mußte. Große Dinge waren ja seit dem September 1847 vorgegangen, von denen der Kranke nur durch besuchende Freunde und öffentliche Blätter fortlaufende Kenntnis erhalten konnte. Jetzt war mit einem Male wieder im Greise die frühere Begeisterung für deutsche Einheit und Größe erwacht. Dem mannhaften Verhalten des Universitäts-Rektors Thiersch, der würdigen Haltung der Bürger Münchens in dem Kampfe zwischen den Anhängern der Gräfin Landsfeld und den Studierenden zollt er vollen Beifall. Wo es einer großen Sache, wo es der Aufrechthaltung der Gesetzmäßigkeit und dem Schutze des gesetzlichen Ganges einer neuen freiheitdurchdrungenen Entwicklung galt: da wäre Schmeller nicht zurückgeblieben.

Erhebend und doch schmerzlich ist es deshalb für ihn, Männer wie Spengel, Stölzl, Mettingh, Oldenbourg „mit Bajonettbüchse und Patrontasche martialisch" in einem Trupp freiwilliger Wehrmänner zum Schutze der Ordnung marschieren zu sehen, während er selber, erfüllt von Thatenlust, zu bloßem Zuschauen verdammt war: ein armer Invalide, der sich stützen lassen mußte von seinem Töchterchen Emma.

Die plötzliche Abdankung des Königs Ludwig am 20. März 1848 erschütterte ihn tief; denn in seinem edlen Herzen konnten die Ereignisse der kurz vorhergegangenen stürmischen Tage die Erinnerungen an all die großen Eigenschaften und die unsterblichen Schöpfungen dieses Königs nicht verwischen.

Andrerseits begrüßt er das deutsche Parlament als die Wiederaufstehung des großen deutschen Vaterlandes. Bezeichnend für seine damaligen politischen Ansichten sind die Stellen in seinem Tagebuch vom Jahre 1848: „25. März: Neujahr des Mittelalters! Auch mich spricht

nach so blutiger Geburt zu Berlin wie ein alle Hoffnungen überglänzendes deutsches Neujahr des Preußenkönigs am 21. März an sein Volk und an die deutsche Nation gerichtetes Wort an: 'Ich habe heute die alten deutschen Farben angenommen und mich und mein Volk unter das ehrwürdige Banner des deutschen Reiches gestellt.' Preußen geht also fortan in Deutschland auf". Und am 6. August 1848: „Wie von unseren, so weht hoffentlich von allen Thürmen des Vaterlandes neben weißblauen, schwarzgelben, schwarzweißen, weißroten ꝛc. auch die schwarzrotgoldne Fahne, und wie von unsern Kriegern und Wehrmännern auf dem Marsfeld, so erschallt auch von allen den seinigen ein 3maliges Hoch dem persönlichen Träger der wiedereroberten Einheit, dem Reichsverweser Johann — heute 42 Jahre, seit das heilig-römische Reich deutscher Nation durch Selbstsucht seiner Fürsten vollends in Trümmer gefallen."

In einem für die „Allgemeine Zeitung" bestimmten, aber wie es scheint, nicht abgesendeten Artikel bekundet er, welch regen Anteil er nun wieder an der Entwicklung der deutschen Verhältnisse nimmt. Er schrieb: „Verehrter Herr Doktor!*) Sie sehen auf dem Blättchen nebenan, wie sich auch ein Unberufener aufs Feld der Politik versteigt. Die Zeit ist eben darnach. Ich überlasse es natürlich ganz und gar Ihrem Takte, ob von dem allzu natürlichen Gedanken — denn nur um ihn ist mir zu thun — in dieser oder irgend einer andern Form Gebrauch zu machen sei. . . . . 'Käme in diesen Tagen, zu denen die Geschichte kaum andere gleiche bietet, nicht auch manche Idee zu Ehren, die vor kurzem noch unter die schlechterdings unpraktischen durfte gerechnet werden, wer würde nicht hinlängliches Bedenken tragen, mit einem Gedanken hervorzutreten, der zu natürlich ist, als daß er nicht in Gefahr käme, auch von Nichtdiplomaten als Naivetät belächelt zu werden. So aber mag er immerhin mit wenigen Worten ausgesprochen werden.

Es handelt sich, und unter Umständen, wie sie früher nie dagewesen, um die lange her ungehörte Frage: Wer soll Oberhaupt der wieder einigen Deutschen und ihrer Fürsten sein? — Daß republikanischer, d. h. zu Mühen und Opfern für das Gemeinwohl, die res publica, stets bereitwilliger Sinn die höchste, aber überall noch wenig

---

*) Der Brief ist an „Dr. Gustav Kolb, Redaktor der Allgem. Zeitung" gerichtet.

sichtbare Blüte politischer Bildung sei, wird kaum von jemand bezweifelt; ob aber die Staatsform, die man insgemein Republik nennt, mehr als eben eine Form sei, der mit jenem Sinne aller Kern fehlen kann und meistens fehlt, ist aus der Geschichte an genug neuen und alten Beispielen zu lernen. Darum wird der Deutschen Oberhaupt einer ihrer Fürsten sein.

Es ist gesagt worden, diese höchste Würde soll von Zeitpunkt zu Zeitpunkt unter mehreren abwechseln, man hat gesagt, sie soll in dem Hause des einmal Gewählten forterben, auch ein Triumvirat ist in Vorschlag gebracht. Aus sehr natürlichen Erwägungen rufen viele Stimmen: Der Mächtigste soll es sein. Noch begründeter wäre der Ruf: Der Tüchtigste sei's!

Wäre Selbstsucht und Eifersucht nicht eine Erbsünde aller, aller Menschen, so möchte jeder dieser Vorschläge ganz gut sein. Aber daß jeder seine Gefahren habe, ist ebenfalls nicht unbesprochen geblieben. Wie? wenn, unter Voraussetzung der stetigen konstitutionellen Umgebung das Oberhaupt der Deutschen es wahrhaft von Gottes des höchsten Wählers und Lenkers Gnaden, wenn es der in einer zu bestimmenden Kategorie deutscher Regenten von selbst der jeweilig an Jahren älteste wäre?"

In welchen Jubel wäre der Greis ausgebrochen, hätte er es noch erlebt, daß diese seine allerdings eigentümliche Idee in gewissem Sinn sich verwirklichte, daß ganz Deutschland stolz und dankbar aufblickt zu dem greisen Heldenkaiser. —

In den letzten vier Lebensjahren nahm Schmeller nur noch geringen Anteil an der Politik. Er sah ja mit großem Bedauern, daß das deutsche Vaterland nicht zur Ruhe kam. An einem Deutschland verzweifelt er; „deutsche Länder nur, meint er, soll es geben. So wollen es seine 36 Republikaner. So muß diese Fürstenrepublik gerade selber zeigen, welch' ein erbärmlich Ding es ist um eine Republik!" Der Schmerz über Deutschlands politische Zerrissenheit drückt sich in vielen Aufzeichnungen Schmellers aus, so unter anderm: „Der deutsche Graf und Dichter Platen hat schriftlich hinterlassen: 'Man kann hienieden nichts Schlechteres als ein Deutscher sein' ... (cf. Öttinger bibliographie biographique) ... Das deutsche Bayern an das slavisch-magyarisch-romanische Österreich gefesselt und dem Winke des Russen gehorsam, ausziehend mit Kroaten als Schergen gegen Hessen und Holsten! O mein armes Bayern!"

Als am 19. April 1851 durch allerhöchste Entschließung bestimmt wurde, daß die durch Reskript vom 8. Juni 1848 eingeführten deutschen Kokarden, dann Fahnen- und Standartenbänder von den Truppen wieder abgelegt würden, gibt er seinem Schmerze darüber in folgenden Versen Ausdruck:

Schwarz-Rot-Gold, mit euerm Reich ist's aus.
Abermals gilt Weißes nur und Blau's —
Hattet uns ein Deutschland vorgelogen!
Dieser Traum, wie schnell ist er verflogen!
Wußten ja, ein Deutschland geb' es nicht,
Lande bloß, in denen deutsch man spricht.

Sein Unmut erreicht den höchsten Grad, als Ludwig Bonaparte, der Sohn des einstigen Königs von Holland, am 2. Dezember 1851, am Jahrestage des Kaisertums seines Oheims und der Schlacht von Austerlitz, Frankreich durch den sogenannten Staatsstreich einer Militärdiktatur unterwarf. „Also richtig, des großen Mannes nicht kleinerer Neffe hat zu den Straßburger und den Boulogner Streichen nun noch einen dritten, einen Pariser Streich gesellt. Eidbruch zwar und Verbrechen, das glückt, gilt ja hinterdrein als Großthat! ... Nicht wundert mich das Pariser Kaiserbuben-stück. Mehr muß ich mich wundern über die konservativen deutschen Hansen und Michel, die Beifall klatschen ...“

Wie versöhnend klingen jedoch nach diesem Zornesergguß seine letzten schriftlich niedergelegten Äußerungen über Deutschland. In einem der letzten Briefe an August Hopf schrieb er: „Empfindlich genug berührt durch die Zuckungen, welche das deutsche Vaterland noch immer an den Rand des Verderbens gerückt halten, finde ich doch einen seltsamen Trost, den leidigen, daß auch anderer als dynastischer Eigennutz und Eigendünkel die Tugend hat, Völker nicht zur Ruhe kommen zu lassen. Ruhe — vielleicht wäre sie Stagnation und so soll wohl wie alles Leben, wie das des einzelnen, so auch das der Völker stete Bewegung sein; ob aber so sturmvolle, das ist die Frage. Ungeheuer sind die Fortschritte, welche die Menschheit im Erkennen und Wissen macht, fast unmerklich allerdings die im Weiserwerden. Doch glaube ich unerschütterlich fest an solch eine Wechselwirkung.“ —

Die ganze Standhaftigkeit und Stärke des Geistes, die sich bei seiner Herrschaft über körperlichen Schmerz nach dem Sturze auf dem Saufen bekundet hatte, bewährte er auch in seiner letzten Lebenszeit,

als ihn der schmerzlichste Verlust traf, den er seit dem Tode seines Vaters erlebt hatte. Sein Stiefsohn **Franz von Auer** erlag seinem Leiden am 18. Januar 1849. Die schönen Worte, die Schmeller als „einer der ältesten Freunde“ am offenen Grabe des Stiefsohnes sprach, zeugen von der Liebe und der Achtung, die er demselben entgegenbrachte; nachdem er ihn als Beamten, Freund und Menschen geschildert hatte, bemerkte er: „Solche Männer von Kopf und Herz, sie thun dem Vaterlande not, vorab in Tagen wie diese. Daß ihrer einer nun weniger ist, mögen wir bedauern, aber gerade an seinem Beispiel uns trösten, daß auch unsere Zeit, und mitunter aus ganz unscheinbaren Schichten der Gesellschaft solche Söhne des Landes auftauchen läßt.“

Doch trug er den harten Schlag mit der Würde eines Mannes, der sich sagte, daß auch seine Tage gezählt seien.

Ernster nahm er es, als er aus manchen Vorkommnissen, namentlich aus dem Rufe, der an jüngere Lehrkräfte für das Fach der altdeutschen Sprache und Literatur in jenen Tagen ergangen war, schließen zu müssen glaubte, daß er etwa irgend einem also Berufenen hinderlich im Wege stehe. Es war jene Zeit, in der durch König Max II. Celebritäten der Wissenschaft von allen Seiten für München geworben wurden, so Liebig, Pfeufer, Wackernagel u. a. Als der letztere diesen Ruf ablehnte, machte Schmeller an die philosophische Fakultät der Universität eine Eingabe, die zugleich ein Ausdruck seiner Bescheidenheit wie seiner edelmütigen Gesinnung ist, die Hand in Hand zu gehen pflegt mit großen wissenschaftlichen Verdiensten. In ihr war sein Gesuch um Enthebung von seiner Professur folgendermaßen begründet: „Leicht könnte ein Berufener durch den Gedanken, seine Annahme sei eines andern Verdrängung, sich zur Ablehnung bestimmen lassen. Mir aber müßte die Verbreitung deutsch-vaterländischen Wissens und das Gedeihen und der Glanz unserer Universität weniger am Herzen liegen, wollte ich nicht, wie ich hiemit thue, förmlich erklären, daß ich die bisher mir übertragene Sparte mit Freude in die Hand eines jüngeren, tüchtigeren Vertreters gelegt sehen werde.“ Er schlägt, wenn Wackernagel, Moritz Haupt, Simrock ꝛc. nicht zu gewinnen seien, einen bewährten Mann dieses Faches, v. Liliencron, vor. „Zöge man aber vor, fährt er fort, aus unserer Mitte selbst jüngere, in dieser Richtung strebende Kräfte zu wählen, die, durch eine äußerlich gesicherte Stellung in den Stand gesetzt derselben treu zu bleiben, Tüchtiges erwarten ließen, so stehe ich nicht an, unseren Dr. Conrad Hofmann zu nennen, der mit germanistischen

nicht minder als mit romanistischen Studien der Art vertraut ist.“ War die Fakultät je geneigt gewesen, bei der Ausdehnung, welche das Fach der germanistischen Philologie erlangt hatte, vielleicht eine doppelte Vertretung dieser Sparte zu wünschen: durch diese edle Verzichtleistung Schmellers auf eine Stelle, die von seinen Jugendjahren an das Ziel seines Strebens gewesen war, mußte sie sich hüten, einen Mann in seinen Gefühlen zu verletzen, der die vollste Hochachtung und Anerkennung bei allen ihren Mitgliedern genoß. Von diesem Gesichtspunkte aus nahm man nicht nur von dem Gedanken einer doppelten Besetzung des germanistischen Faches Umgang, sondern ging auch auf eine Beschränkung oder Veränderung der Wirksamkeit Schmellers im Lehrkörper der Universität keineswegs ein. —

Unermüdlich arbeitete er fort; denn er hatte sich vorgenommen, noch viel fertig zu stellen. Gegenüber der Akademie, der Universität und der Bibliothek entfaltete er fortdauernd mit äußerster Hingebung die trotz eines immer fühlbarer werdenden Leidens (Hydrocele) nicht im mindesten geschwächte oder gebrochene Energie seines Geistes bis zum vierten Tage vor seinem Ende. Einem Cholera-Anfalle, dem er selbst zu wenig Bedeutung beigelegt hatte, erlag er am 27. Juli 1852 im 66. Lebensjahre. Sein Freund Stölzl hatte es übernommen, ihn auf den Ernst seiner Lage aufmerksam zu machen. Mit männlicher Fassung vernahm er diese Mahnung. Nachdem er „mit der Ruhe eines christlich reinen Herzens“ sein Haus bestellt und von seiner Familie Abschied genommen hatte, brach das Auge dieses großen Mannes. Sein Antlitz glich dem eines Schlafenden; tiefer Friede waltete auf den edlen Zügen seines Gesichtes.

Einfach und bescheiden, wie sein Leben, ist auch sein Grabdenkmal auf dem südlichen Friedhofe in München, nicht weit entfernt vom nördlichen Eingang desselben. Ein aufgeschlagenes Buch, von Blumen umrankt und auf der einen Seite mit seinem Geburts- und Todestag beschrieben, ist alles, was seinen Grabhügel ziert.

Rückblick.

Wenn wir zum Schluß noch kurz auf Schmellers Sein und Wirken zurückschauen, so müssen wir mit Verehrung bei dieser hohen Gestalt verweilen. Sein Leben ist ein Bild eines reinen und edlen Sinnes, eines viel umfassenden und tiefgreifenden Wirkens: sein ganzes Wesen war durchdrungen und getragen von erhabenster Begeisterung für alles Ideale; dem Niedrigen war er mit dem ganzen Hasse, dessen seine Seele fähig war, abhold.

Gewiß hat Deutschland Männer genug aufzuweisen, die an Kraft der Phantasie und an speculativem Tiefsinn Schmeller weit überragen: aber nur wenige vereinigen wie er gründliche und vielseitige Gelehrsamkeit, Scharfsinn und feinen Witz. Was Jakob Grimm von sich sagte, daß alle seine Arbeiten sich auf das Vaterland wandten, von dessen Boden sie auf ihre Kraft entnahmen, das trifft voll und ganz auch auch Schmeller zu. Die Liebe zum deutschen Vaterlande war mit ein Grundzug seines Wesens; aus ihr entsprang seine selbstlose Hingabe an Deutschland in den Stunden der Gefahr, wie er in unbegränzter Liebe zu seinem engeren Vaterlande Bayern diesem seine ganze Kraft bis an sein Lebensende widmete.

Aus seinen Briefen und Tagebüchern, wie aus seinen vielen geistreichen Reflexionen, die sich da und dort zerstreut finden, geht hervor, daß er sein Zeitalter in fast allen seinen Richtungen erkannte und über die Mittel, durch welche den Gebrechen und der Krankheit des gesellschaftlichen Lebens zu helfen sei, eifrigst nachdachte.

Schmellers Wirkungskreis war außerordentlich umfassend, auf den verschiedensten Gebieten des Wissens leistete er Mustergültiges: sein Lieblingsstudium aber blieb die Muttersprache. Die Kenntnis vom deutschen Altertum und besonders wie die Gegenwart noch mit ihrer Sprache im Boden der Vergangenheit wurzelt und daraus all ihre Kraft zieht, wie die Ausstrahlungen der deutschen Gesammtsprache unter den einzelnen Stämmen sich erhalten haben und geradezu das Ferment der neuhochdeutschen Sprache bilden: all das ist niedergelegt in seinen Werken. Unter jenen Männern, welche den germanistischen Studien zu einer so hohen Stellung verholfen haben, glänzt deshalb sein Name als einer der strahlendsten. Vielleicht hat niemand seine Größe lebendiger erkannt und der Bewunderung seiner umfassenden

Geisteskraft überzeugenderen Ausdruck gegeben als Jakob Grimm, der jedem wahren Verdienste neidlos seine Anerkennung zollte. In der Sitzung der historischen Commission der bayerischen Akademie der Wissenschaften im Jahre 1859 äußerte er, als er für die Errichtung eines Denkmals für Schmeller eintrat: „Wenn ich in diesen Tagen die Straßen und Plätze Münchens durchschritt, schaute ich mich um nach einem öffentlichen Zeichen, nach einem Bilde, das Schmellers, des uns Deutschen allen vor 7 Jahren entrissenen unvergleichlichen Mannes, Andenken heiligte und festigte. . . . Ich bin nicht einer, der das hohe Verdienst eines Kreitmaier oder Westenrieder um Bayern verkleinern oder herabsetzen möchte, nur fühle ich, daß Schmeller größer war als sie und ein noch höheres Recht hat auf allgemeine Anerkennung; denn vor diesen und anderen mehr hat keiner unser Vaterland so begriffen, so verstanden und auferbaut wie er. Ihm stand ein Genius zur Seite, der ihm zuraunte und eingab, was er unterernehmen sollte und was er ausgeführt hat.*)"

Aber nicht bloß die hohe wissenschaftliche Vortrefflichkeit seiner Leistungen zwingt uns Verehrung ab, auch Schmeller als Mensch ist unserem Herzen sympathisch. Er hatte zwar in seiner äußern Erscheinung nichts, was ihn erobernd durch die Welt hätte schreiten lassen: der erste Eindruck, den er machte, war eher ein minder günstiger. Sein Körper war schmächtig und von kleiner Statur. Sein geistvolles Auge war durch eine eigenartig an einem Käppchen befestigte Brille verdeckt, was eher dazu angethan war, ihn als einen Sonderling erscheinen zu lassen. Das drückende Gefühl, dessen er sich nie erwehren konnte, daß man ihm seine niedere Abkunft fühlen lasse, ließ nicht jenes freie unbefangene Wesen bei ihm aufkommen, das die Herzen im Augenblick gewinnt. Niemals führte er in Gesellschaft das Wort, obwohl er bei seiner unerschöpflichen Belesenheit über alles Bescheid wußte; sein Wissen war ja geradezu universell; es war genährt aus dem Schatze, den die größtem Geister der alten wie der neuen Zeit zusammengetragen hatten, und zu dem ihm keiner der nötigen Schlüssel fehlte, da er ein gründlicher Kenner der meisten europäischen und asiatischen Hauptsprachen war. Er klagt oft darüber, daß ihm der Sinn für Geselligkeit fehle, tröstet sich aber damit, daß

---

*) Brief von Jakob Grimm an die Tochter Schmellers vom 29. Novbr. 1862, und Sybel's histor. Zeitschrift. 1859. S. 42.

auch Niebuhr ähnlich war.*) Nicht selten wurde ihm diese Schweigsamkeit als üble Verschlossenheit und Selbstgenügsamkeit zum Vorwurf gemacht, während sie gewiß nur aus ungeheuchelter Bescheidenheit entsprang. Doch liebte er es, sich uuter denkenden, aufgeweckten Menschen zu erholen, aber lieber mit solchen, die ihm in der äußeren Stellung ungefähr gleich waren, als mit anderen, denen er zutraute, daß sie nur Rücksichten erwarteten. Gerne verkehrte er mit schönen, geistreichen Frauen. Da wurde seine Unterhaltung durch sprühende Geistesfunken erhellt.

Stets war er bemüht sein Wissen zu bereichern. Von allem, was er gelesen, machte er sich Notizen und Excerpte auf eine Unzahl von kleinen Oktavblättchen, die er in Futterale vereinigte, von denen jedes den Titel einer Hauptklasse des zu sammelnden Stoffes führte. Jeden gelegenheitlich einzeln gedachten Gedanken, jede während des Lesens bemerkbar gefundene Thatsache schrieb er mit einem vorangesetzten Schlagworte auf ein solches Blättchen. Dadurch erhielten ihm, wie er sich äußerte, die eigenen und gesammelten Gedanken eine Auffindbarkeit und Zusammenstellbarkeit, die das Verdauen und Bauen und Weiterdenken außerordentlich befördert, ja gewissermaßen von selber denkt.

Besonders gern hing er seinen Gedanken früh im Bette nach, wie er überhaupt gewöhnlich lange liegen blieb. Nachmittags liebte er es, bei günstigem Wetter ins Freie zu gehen oder sich mit einem Buche in den Schatten der Bäume zu legen. Oft war das Ziel seiner einsamen Wanderungen der Gottesacker, wo er gerne weilte. Wenn es ihm aber darauf ankam, arbeitete er ohne Unterbrechung, indem er auch sein Mittagsmahl im Arbeitszimmer, gleichzeitig fortarbeitend, einnahm. Überhaupt besaß er eine geradezu staunenswerte Leistungsfähigkeit und Ausdauer in der Arbeit.

Was wir außerdem an ihm verehren, das ist sein unwandelbares Wahrheitsgefühl. Er verschmähte, was als Überzeugung oder Empfindung nicht wirklich in ihm wohnte, zu heucheln. Er trug nie Bedenken, jedes Ding bei seinem wirklichen Namen zu nennen, mochte auch die unpolitische Freimütigkeit wenig geeignet sein, von allen Seiten mit gleicher Nachsicht beurteilt zu werden. Wie er einst, als er

---

*) Vergl. darüber Brockhaus, Blätter für liter. Unterhaltung 1838. Nr. 101.

Lehrer am Kadettenkorps war, sich nicht scheute, dem Kommandanten unverhohlen seine Meinung über das von demselben beliebte „mechanisch-ordentliche“ Treiben zu sagen, so hat er, als befohlen worden war, daß alle Beamte der Hofbibliothek an der Fronleichnamsprozession teilnehmen sollten, männlich erwidert, er könne dies nicht, da es mit seiner Überzeugung nicht übereinstimme.

Hinsichtlich seiner religiösen Anschauung vertrat er die Forderung humaner Duldung aller Religionsparteien. Die Religion bestand für ihn nicht in äußeren Gebräuchen, sie war ihm Herzenssache. Am liebsten verehrte er Gott im Dome der freien Natur. Vom Jahre 1840 (28. Mai) rührt ein Gedicht her, welches dieser Ansicht Ausdruck gibt:

Der Morgenhimmel, lange grau,
Ist heute wieder einmal blau,.
Und Festtag ist's. Drum, Bücherwurm, nicht säume,
Hinaus ins Freie, laß die dumpfen Räume!
Mich grüßt mit Sang das Volk der Luft
Und Feld und Flur mit Schmelz und Duft.
Doch horch! von Thürmen hoch die Glocken rufen
Die Gläubigen vor der Altäre Stufen.
Sei's! Meine Orgel rauscht der Strom,
Und Buchen wölben meinen Dom,
Und wo der Priester, der mir Ernst'res sage,
Als was ich selber tief im Busen trage?

Am 18. November 1841 begleitete er den Leichenzug der verstorbenen Königin-Wittwe Karoline zur Theatinerhofkirche, in deren Gruft man die erste Nichtkatholikin den vorangegangenen Rechtgläubigen der Familie beizusetzen erlaubt hatte, mit folgenden Bemerkungen:

„Was in diesem deutschen Rom kaum wieder vorkommen wird, die Stütze und Hoffnung des Protestantismus in Deutschland neben dem, der alles Heil vom welschen Rom aus erwartet, den König von Preußen in ernster Haltung neben dem König von Bayern hinter dem Leichenwagen hergehen zu sehen! Der eine absolut und dennoch liberal, der andere konstitutionell und dennoch absolut . . . .“

Und als am 12. Dezember 1850 von Seiten der Universität bei den Professoren ein Schreiben umlief, um über die vom Ministerium des Kultus gestellte Frage: ob zu Docenten auch Israeliten zuzulassen seien, da hatten bei weitem die meisten vor ihm Gründe für Nein. Er konnte nicht anders als schreiben:

„Glauben und Wissen sind zweierlei Dinge. Es gibt des Wissens genug, das nicht gerade ein christliches sein muß. Ich stimme für Zulassung.“

Kleine Züge seines Lebens bekunden seine Gemütstiefe. Alljährlich am 6. August, an seinem Geburtstage, pflegte er eine Art Musterung über alle Begegnungen in seinem Leben zu halten.

Wie er für die Blumen eine besondere Sorgfalt an den Tag legte, so war er dem Kinderherzen mit all seinem Fühlen und Empfinden, mit seiner Freude und seinem Schmerze innigst zugethan, hatte er sich ja selbst immer eine anima candida, eine edle, unschuldige Seele bewahrt. Das Familienleben gewährte ihm seine größten Freuden in der Liebe zu seinem Töchterchen Emma. Doch auch seine bittersten Leiden gab es ihm zu kosten, wie ihm überhaupt herbe Täuschungen auf seinem Lebensgang nicht erspart geblieben sind. Schwere Schläge waren für ihn nebst dem Tode seines Stiefsohnes die Seelenkrankheit Scherers und Desbergers. Sein Edelmut aber zeigte sich dabei in besonders hellem Lichte, indem er nach dem Tode des letzteren sich der fünf verwaisten Kinder in der werkthätigsten und aufopferndsten Weise annahm.

Solche harte Schicksalsschläge konnten den Vielgeprüften wohl niederbeugen, nie aber verbitterten sie ihn dauernd. Sein Vertrauen auf eine allwaltende Vorsehung war unerschütterlich fest gewurzelt.

Ein kühner Kämpfer, besonders wo es galt, den Kampf mit des Lebens Bitternissen aufzunehmen, ausgerüstet mit reichlicher sittlicher Kraft, um aus den einfachsten und bescheidensten Verhältnissen zur höchsten Achtung im Reiche der Wissenschaft wie bei den Großen der Erde zu gelangen, ein unermüdeter Verfechter des Rechten und Wahren und dabei so ganz fern von eitlem Prunk und blendender Äußerlichkeit, den höchsten geistigen Gütern des deutschen Volkes, seiner Sprache, seiner Geschichte, seiner Sitte sein ganzes thätiges Leben widmend: so steht Schmeller vor uns da, mit dem lebendigen Anhauch seiner großen Persönlichkeit mächtig auf uns Nachgeborene wirkend.

Der Glanz von Familien, ja ganze Geschlechter selbst schwinden dahin, Burgen und Städte fallen in Trümmer: „aber die Gebäude, die der Geist aufgebaut mit den ewigen Werkstücken der Sprache, sie überdauern alles dieses. Von dem, was im alten Rom der Hebel und Meißel aufgeführt, ist wenig mehr zu schauen, aber durch Jahrhunderte neu verherrlicht lebt heute noch in ungetrübter Jugendschönheit,

was Ovids Genius, was der Griffel eines Tacitus geschaffen; dauernd und unsterblich sind so auch Schmellers Werke, unauslöschlich wird Schmellers Name wohnen im Herzen der deutschen Nation. Von ihm gilt des Dichters Wort:

„Non illi monumentum ex aere nec altas
Pyramidum moles nec Mausolea superba
Ponere opus. Vivet, memorique feretur in ore
Atque animis hominum, patriae indelebile nomen.“

Wort- und Sachregister.

(Die Nummern bezeichnen die Seitenzahl.)

Corrigenda:

Seite 21, Zeile 8 ist zu lesen: düsterern.
„ 81 „ 16 „ „ „ eine neue.

J. P. Himmer'sche Buchdruckerei in Augsburg.